he Bibliothek
egensburg

Hist 143

SBR069026700400

Logik

und

Metaphysik

von

Joh. Georg Heinrich Feder,

Professor der Philosophie auf der Georg-Augustus-Universität.

Fünfte vermehrte Auflage.

Göttingen
bey Johann Christian Dieterich.
1778.

Vorrede
zur dritten Ausgabe.

Vermuthlich wird dieß die lezte Vorrede seyn, die ich zu diesem Lehrbuche schreibe; wenn gleich noch mehrere Auflagen davon gemacht werden sollten. Ich will mich daher über einiges erklären, was sich nicht nur auf diese, sondern auch auf die folgenden Ausgaben, wenn ich deren noch mehrere erleben sollte, beziehen wird.

Die gegenwärtige hat nemlich verschiedene Veränderungen; und ich sehe voraus, daß, so viele ihrer auch noch folgen mögen, sie alle von einander unterschieden seyn werden. Damit scheinen viele nicht zufrieden zu seyn, und sie ziehen vielleicht nachtheilige Folgen für den Verfasser, oder wohl auch für die Wissenschaft selbst, daraus. Allein wenn

ich es überlege: so dünket mich, daß ich viel mehr zu tadeln seyn würde, wenn ich meine Versuche so, wie sie zuerst beschaffen waren, zu wiederholten malen auflegen liesse; wenn ich mich nicht bemühete, ihre Fehler, die immer einigen nachtheilig seyn können, zu verbessern, und Vollkommenheiten ihnen zu verschaffen, woraus einige Vortheil ziehen können. Wenn man aus einer Wissenschaft sein Hauptgeschäfte machet, bey allen Meditationen, Unterredungen und Arten von Lectüre, ihrer eingedenk ist: so vergehen wenig Tage, wo man nicht etwas zum Behufe derselben gewahr wird; hier seine Begriffe erweitern, dort einschränken, wiederum andere vortheilhafter mit einander verbinden, einen Weg leichter, den andern sicherer machen lernt. Die Wissenschaften, die ich bearbeite, haben es mit Begriffen zu thun, die in verwickelten und oft ins unendliche laufenden Verhältnissen mit einander stehen, sie grenzen mehr als andere an Vermuthungen und Dunkelheit. Die Lust kann einen also verlassen, aber gewiß nie die Gelegenheit, in denselben zuzulernen.

Ich

Vorrede.

Ich bin mir nicht bewußt, daß ich in den Hauptbegriffen oder Sätzen meine ersten Erklärungen öfters verlassen hätte. Davor habe ich mich dadurch bewahret, daß ich von vielen Dingen nicht gleich entscheidend, sondern zweifelnd oder fragend, gehandelt habe. Die Veränderungen, die ich zu machen nöthig finde, bestehen daher meist nur darinne, daß die Begriffe deutlicher und bestimmter, dann und wann auch entwickelter werden; daß ein kleines Lehrstück, welches fürs erste nur mit ein Paar Worten berührt war, weil ich seinen Nutzen, oder seinen ganzen Umfang, noch nicht genug eingesehen hatte, ausführlicher eingerückt wird; daß manches weggestrichen wird, was in polemischer Absicht ehemals wichtig seyn konnte, nach und nach aufhöret es zu seyn; oder was von einem noch nicht genug geläuterten **Dogmatismus**, oder dem Geschmack am witzelnden **Ausdrucke**, oder dem aus Mangel der völlig deutlichen Einsicht herrührenden, und das Leichte schwer machenden, **Afterriesssinn**, herkam. Gleichwie ich nun nicht zweifle, daß ich Veränderungen

von allen diesen Arten, sonderlich von den ersten, zu machen, noch mehrmalen Anlaß finden werde: also ist insbesondere noch eine Art der Verbesserungen und Zusätze, die mir beständig etwas zu thun geben wird.

Ich habe durch meine mir etwas schwer gewordene bisherige Erfahrung gelernt, daß die litterarische Kenntniß seines Faches dem Philosophen so nöthig ist, als jedwedem andern Gelehrten. Es hat zwar philosophische Schulen gegeben, die mit ihrer eigenen Metaphysik und Logik alles auszurichten, zu erfinden und zu ergänzen glaubten, die dem, was andere Gelehrsamkeit nannten, öffentlich genug Hohn sprachen, und ihre Lehrlinge zu keiner, oder nur einer sehr eingeschränkten, zum Theile auch sehr sonderbaren, Litteratur anführten. Ich kann meinen Lehrern diesen Vorwurf keinesweges machen. Aber viele der nützlichsten Schriften lernte ich doch erst nach und nach durch andere Veranlassungen kennen und gebrauchen. Ich nahm mir daher vor, auch von der Seite meine Lehrbücher so brauchbar zu machen, als mir

mög-

möglich ist; nicht, viele Schriften, gelesen oder ungelesen, bey Haufen anzuzeigen; sondern, wie ich einen interessanten Punkt in einem merkwürdigen Buche mit vorzüglicher Gründlichkeit, oder ausnehmender Spitzfindigkeit ausgeführt, oder bestritten, oder überhaupt angesehen fände, solches an seinem Orte anzumerken; um, so viel sich thun lässet, vor einseitigen Vorstellungsarten und unvollständigen Erkenntnißgründen zu bewahren. Bey den Hauptlehren wünschte ich wohl, den Ursprung und Fortgang derselben entdecken, und durch die Anzeige der Schriftsteller in chronologischer Ordnung vorlegen zu können. Ob ich aber gleich zu dieser ganzen litterarischen Arbeit, an dem Orte, wo ich zu seyn das Glück habe, theils durch Beyspiele aufgemuntert, theils durch einen reichen Vorrath von Hülfsmitteln, geschickt gemacht werde: so verspreche ich doch nichts vollständiges darinne zu leisten. Dazu habe ich in der That die Neigung nicht; und meine vorher angezeigte Hauptabsicht wird auch durch weniger erreicht werden können. Unterdessen

wird

wird dieses eine von den Quellen der Veränderungen bey meinen Lehrbüchern bleiben.

Ein Einwurf kann wider alle diese Entschuldigungen gemacht werden; nemlich, daß man mit der Ausgabe seiner Schriften warten sollte, bis man ausgelernt hätte. Allein dieser Einwurf wird in vielen Fällen mit Grunde widerlegt werden können, ohne andere, als edle und gemeinnützige, Zwecke des Schriftstellers dabey vorauszusetzen. In Ansehung der Lehrbücher aber scheinet mir dasselbe am leichtesten zu seyn. Ihre frühe Ausgabe setzt allerdings eine gewisse Vollkommenheit voraus, wenn sie vernünftig seyn soll. Aber wenn man zu lange damit warten wollte: fiele dann nicht der Hauptzweck derselben weg?

Göttingen, den 12. Sept. 1771.

Innhalt.

Vorbericht.

Von der Philosophie und den philosophischen Wissenschaften überhaupt. – – S. 1

Logik.

Vorbericht. Von der Logik überhaupt. – 17

Erst. Hauptst. Von dem Erkenntnißvermögen und den dahin gehörigen Verrichtungen der Seele. Erst. Abschn. Von der Seelenlehre überhaupt. – – – – 21

Zw. Abschn. Von dem Erkenntnißvermögen und den dahin zu rechnenden Fähigkeiten der Seele. – – – – 31

Dritt. Abschn. Genauere Betrachtung der mancherley Wirkungen des menschlichen Verstandes. – – – – 50

Abth. I. Von den mancherley Arten der Ideen und ihrem Ursprunge. – – 51

Abth. II. Von den Gesetzen des Zusammenhangs und der natürlichen Folge unserer Vorstellungen. – – – 61

Ab-

Inhalt.

Abth. III. Von der Sprache - S. 72

Abth. IV. Von den Urtheilen und Sätzen - 81

Abth. V. Syllogistik. - - - 99

Zweyt. Hauptst. Theoretischer Unterricht von Wahrheit und Irrthum. Erst. Abschn. Von der Wahrheit und der Erkenntniß derselben überhaupt. - - - 118

Zw. Abschn. Von den Quellen der Wahrheit und den Gründen der Zuverläßigkeit bey den verschiedenen Arten der Erkenntniß. - 142

Dritt. Abschn. Von den allgemeinen Quellen der Irrthümer. - - - 175

Dritt. Hauptst. Praktischer Unterricht von Erforschung der Wahrheit, und Vermeidung des Irrthums bey den mancherley Arten unserer Erkenntniß. Erst. Abschn. Allgemeine Regeln - - - - 187

Zw. Abschn. Vom rechten Gebrauche der sinnlichen Erkenntniß, und der Kunst zu beobachten. - - - - 193

Dritt. Abschn. Regeln für die Meditation. 204

Viert. Abschn. Von der Lectüre. - 217

Fünft. Abschn. Von der Unterredung und der Lehrart. - - - 227

Geschichte der Logik. - - 234

Metaphysik.

Vorbericht. - - - - 245

Erst.

Inhalt.

Erst. Hauptst. Ontologie. Erst. Abschn. Entwickelung des allgemeinen Begriffes von einem Dinge. – – – S. 249

Zw. Abschn. Von den allgemeinsten Verhältnissen der Dinge. Abth. I. Von der Causalverbindung; desgleichen von den Gründen und Zeichen. – – – 281

Abth. II. Von der Verbindung der Dinge nach Zeit und Raum. – – 303

Abth. III. Von der Identität der Dinge, und den Begriffen, die sich darauf beziehen – 311

Dritt. Abschn. Von den allgemeinsten Gattungen der Dinge. Abth. I. Monadologie. – 323

Abth. II. Metaphysische Körperlehre. – 338

Zw Hauptst. Pnevmatologie. Erst. Abschn. Vom geistischen Wesen überhaupt, und den Seelen der Thiere – – – 348

Zweyt. Abschn. Von dem vollkommensten Geiste, und der endlichen Substanz. – – 381

Dritt. Hauptst. Kosmologie. – – 402

Geschichte der Metaphysik. – – 417

Natürliche Theologie.

Vorerinnerung. – – – 429

Erst. Hauptst. Von Gottes Exsistenz und Eigenschaften. Erst. Abschn. Von der Exsistenz Gottes. – – – 431

Zw.

Inhalt.

Zw. Abschn. Weitere Entwickelung des Begriffes von Gott, in Rücksicht auf die Gründe seiner Realität. — — S. 443

Zw. Hauptst. Von dem Verhältnisse, in welchem Gott und die Geschöpfe mit einander stehen. — — — — — 458

Geschichte der natürl. Theologie. — 476

Vor-

Vorbericht

von

der Philosophie

und den

philosophischen Wissenschaften überhaupt.

Fragmente über die N. D. Litt.
III. Samml. S. 107.

Die Weltweisheit, die von eigensinnigen Bestimmungen anfängt, sich hernach sogleich hinter barbarische Kunstwörter versteckt, um ihren vorangesetzten Eigensinn zu beweisen, ist nicht meine Muse. Denn sie verachtet den gemeinen Verstand, dessen Worte sie verwirft: sie hat sich aus der Sphäre des Lebens in die Sphäre der Katheder versetzet. —— Aber die Weltweisheit ist die Abgöttin meines Herzens, die zuerst den sinnlichen Verstand leitet, sich zu seiner Sprache herabläßet, mit ihm gehet, und ihm endlich in der Sphäre der Vernunft mit allem Glanze der Deutlichkeit erscheint und verschwindet.

Vorbericht
von der Philosophie und den philosophischen Wissenschaften überhaupt.

Vorläufiger Begriff von der Philosophie.

Wenn gleich jedwedes Nachdenken, wodurch eine Erkenntniß, was auch ihr nächster Gegenstand seyn mag, deutlich, zusammenhängend, und bis auf die ersten Gründe zurückgeführet wird, Philosophiren heissen kann: so macht doch die Philosophie selbst nur einen Theil der gelehrten Kentnisse aus. Und wie verschieden auch die Seiten sind, von welchen derselbe von jeher angesehen worden ist, oder angesehen werden kann; wie abstechend auch selbst die Erklärung der Phi-

losophen von ihrer Wissenschaft dem ersten Anschein nach seyn mögen: so ist doch soviel ausser Zweifel, daß es in der Philosophie um die wichtigsten derjenigen Erkenntnisse zu thun sey, die durch den **blossen Gebrauch der Vernunft** herausgebracht werden können; um die **Kentniß der Natur** und ihrer allgemeinen Wirkungsgesetze (*).

(*) Daß einer hiebey weiter fortgehet, wo der andere stehen bleibet, daß dem einen wichtig scheint, was ein anderer für unnütz hält, ist nicht zu verwundern. Daß es aber offenbar zeitverderbende und den Namen von Weisheit und Wissenschaft nicht verdienende Wortkrämerey geben könne; hat die Erfahrung ausser Zweifel gesetzt.

§. 2.

Theile der Philosophie.

Es ist leicht zu vermuthen, daß in einem so weitläuftigen Gebiete als die Philosophie vor sich hat, in dem Umfange der natürlichen Begriffe des Menschen, mancherley Abtheilungen gemacht, immer neue Gegenden ausgezeichnet, und mit besondern Namen beleget werden können. Es ist auch immer geschehen; und alle, die Verbesserer der Philosophie geworden sind, oder doch dafür haben angesehen seyn wollen, haben diese weitläuftige Wissenschaft mit neuen Namen einiger besondern Theile, oder wohl gar mit neuen Namen für die ganze Philosophie, bereichert. Und fast jeder

hat sie auf eine andere Art vertheilet und geordnet. Diejenigen auch, die einerley Namen gebrauchen, sind doch in der Bedeutung, die sie ihnen geben, nicht einig. Logik, Metaphysik, Physik, welche jetzo gemeiniglich als die Hauptrtheile der theoretischen Philosophie, so wie Recht der Natur, Moral und Politik, als die Hauptrtheile der praktischen Philosophie angesehen werden, heissen nicht bey einem Philosophen, was sie bey einem andern heissen (*).

Auf den Gebrauch dieser Namen kömmt wohl überhaupt am wenigsten an; wenn man nur überall das Nützliche zu finden, und geschickt mit einander zu verbinden weiß.

(*) Wer Namen von vielerley Theilen der Philosophie beysammen finden will, s. A. G. BAVMGARTEN philosophia generalis. Hal. 1770. Mehr reelles findet sich in des VERVLAMII Buche de augmentis scientiarum; und was die alten Eintheilungen anbetrifft, viel nützliches in Scheffers Buche de philosophia italica. *Witenb.* 1701. Meine eigene Art, die Theile der Philosophie zu bestimmen, habe ich in den *Institutionibus logicae et metaphys.* angezeigt, und in der Vorrede dazu zu rechtfertigen gesucht.

§. 3.

Von der Ordnung, in welcher die Theile der Philosophie nach einander zu erlernen sind.

Auf die Ordnung, in welcher die Theile einer Wissenschaft vorgetragen und erlernet

werden, kömmt ohne Zweifel viel an. Aber nicht allemal ist die Ordnung, die der Sache überhaupt die angemessenste wäre, auch bey besondern Einrichtungen die bequemste. Wenn einmal gewisse Eintheilungen gemacht sind, die man zu ändern nicht in seiner Gewalt hat: so muß man sich mit den andern darnach richten. Und gar oft kann es mit weniger Nachtheil geschehen, als bey der heftigen Bestreitung der einen oder andern Art angenommen wird.

(*) Jede Methode hat ihre Vortheile, aber auch ihre eigene Unbequemlichkeiten. Man kann die gewöhnlichen Namen beybehalten, den Inhalt aber, die Materialien, so vertheilen, daß die Ordnung dadurch verbessert wird. Ich glaube, dadurch, daß ich die Logik mit empirischer Psychologie anfange, und überhaupt viel von letzterer in die Logik bringe, den meisten Schwierigkeiten dergestalten abgeholfen zu haben, daß ich auf die Logik ohne Bedenken die Metaphysik folgen lassen darf; zumal, da die mündliche Erläuterung hinzukömmt. Die gemeine Erkenntniß klärt gar vieles auf, wenn man sie recht anzuwenden weiß. Man vergleiche hierbey Riedels Theorie der schönen Künste und Wissenschaften, in der Einleit. S. 8. f. und Alex. Gerards Gedanken von der Ordnung der philosophischen Wissenschaften. Riga 1770. 8. Wegen der Methode der alten Philosophen kann man sich abermals bey Scheffer Raths erholen Kap. IX. X.

§. 4.

Soll man Philosophie lernen?

Ist es aber wohl überhaupt der Mühe werth, ist es auch nur rathsam, Philosophie

zu

zu lernen; wenn fast alle Irrthümer, womit die Welt von jeher überschwemmet worden ist, aus der Philosophie ihren Ursprung genommen haben; wenn nichts so Unbesonnenes und Thörigtes erdacht werden kann, das nicht von einem Philosophen einmal wäre behauptet worden (*); wenn die berühmtesten Philosophen in den Augen vernünftiger Leute oft nur Schwätzer und Träumer sind; wenn die Systeme einander wie die Moden verdrängen; wenn wenigstens, wie Bayle (**) selbst eingestehet, die Philosophie, wie ein verzehrendes Pulver ist, welches das faule Fleisch ausrottet, so lange eines da ist, hernach aber das gesunde Fleisch, Mark und Knochen anfrißt?

Wenn man diesem Tadel auch noch so viel Gewicht gibt, und wenn man ihn auch in Ansehung gewisser Philosophen und ihrer Lehren noch so sehr rechtfertigen kann; so bleibt doch noch immer richtig, daß man die Philosophie überhaupt nicht verwerfen könne, ohne zugleich den Gebrauch der menschlichen Vernunft zu verdammen. Und wenn man nur unparteyisch nach der Erfahrung urtheilen will: so wird man wenigstens eben so vieles zum Lobe der Philosophie aufbringen können, als man zu ihrem Tadel aufgebracht hat, und die Lobrede des Cicero (***) auf dieselbe noch leichter, als seine Stachelreden wider die Philosophen, rechtfertigen können.

(*) Cic.

(*) Cic. de diuinat. lib. II. 58.

(**) V. Diction. art. *Acoſta* rem. G.

(***) Tuſc. Qu. V. 2. Wenn man mehrere nachdrückliche Lobsprüche auf die Philosophie lesen will: so sehe man den *Seneca* ep. 90. *Antonin.* II. §. 15. *Timaeus Locrus* Cap. 6.

§. 5.

Skepticismus und Dogmatismus.

Wahr ist es unterdessen, daß nichts so sehr kann gemißbrauchet werden, als halbe Einsichten in die Philosophie, oder, welches eben so viel ist, zu weit getriebene Speculationen, mit Eigendünkel verknüpft, und in dem Dienste der Leidenschaften. Es heißt auch hier:

Eſt modus in rebus, ſunt certi denique fines,
Quos ultra citraque nequit conſiſtere rectum.

Man kann hieraus die rechte Art zu philosophiren bestimmen, und urtheilen, bey welcher man am meisten Gefahr läuft, in Irrthümer und schädliche Meynungen zu gerathen. Gewiß nicht bey derjenigen Philosophie, bey welcher man von nichts so bald und so nachdrücklich überzeuget wird, als von der Unvollkommenheit und den engen Schranken unserer natürlichen Erkenntniß; bey welcher man nicht alles, worauf man nur verfallen mag, zu erklären und zu beweisen unternimt, und was man nicht aus einem System zu erklären vermag,

gar

gar läugnet oder verwirft; sondern bey der man lieber seine Unwissenheit zu gestehen, als unvorsichtig zu urtheilen gewöhnt wird: bey welcher endlich das fleißige Studium der Geschichte die unausbleibliche Folge nach sich ziehet, daß man bescheiden in seinen Meynungen und schüchtern in seinen Behauptungen, und zu williger Annehmung einer höhern Offenbarung geneigt gemachet wird. Eine Art von Philosophie, die unterdessen von der sophistischen Zweifelsucht weit entfernet ist.

§. 6.

Vom philosophischen Genie.

Man kann auch aus dem vorigen abnehmen, was für Gemüthseigenschaften dem Philosophen zu wünschen sind, und was für Talente erfordert werden, um in philosophischen Kenntnissen es weit zu bringen.

Leute, in denen die Liebe zur Wahrheit nicht über alles gehet; Leute, die die Wahrheit alsdann erst annehmen, wenn sie ihren Neigungen und angenommenen Meynungen gemäs erscheint, hingegen die Augen von ihr abwenden, wenn sie diesen zuwider ist; Leute, die ein anhaltendes Forschen allzubald ermüdet, die lieber nachsagen, als nachdenken, die flüchtig über alles hinzusehen, nur einseitig zu urtheilen schon zu sehr gewohnt sind; Leute, bey denen eine

unbezäumte Einbildungskraft die Gegenstände willkührlich verändert; dergleichen Leute sind zur Philosophie nicht geschickt.

Wer hingegen durch die Begierde, die Wahrheit so vollständig als möglich zu erkennen, beseelt, alles, was seiner Seele vorkömmt, aufzuklären bemüht ist; wer die Gründe der Meinungen und der Handlungen zu erforschen aufgelegt ist, und nicht aufhöret nachzudenken, so lange noch etwas dunkel, und zu fernerer Ergründung Hofnung ist; wer das Aehnliche der einzelnen Beobachtungen genau zu fassen und zu verbindeu, das Verwickelte aufzulösen, und nach dem Zusammenhange, in welchem alles sich am besten aufkläret, zu ordnen weiß; wer endlich gewöhnt ist, nie mehr zu behaupten, als er nach den Regeln des vernünftigen Denkens behaupten, für gewiß oder wahrscheinlich halten muß: der wird den Namen eines philosophischen Kopfes verdienen, und wenn die Umstände ihm günstig sind, solchen auch durch gründliche Einsichten in den Ursprung und Zusammenhang der Dinge beweisen (*).

(*) S. *Gassendi* Opp. tom. I. p. 10 seq.

§. 7.

Von den Hülfswissenschaften des Philosophen.

Ob es gleich gewiß ist, daß der Philosoph aus allen Arten von Erkenntniß Nutzen ziehen kann,

kann, indem er überall die Natur der Dinge in gewissen Gestalten und Verbindungen, oder doch gewisse Anwendungen des menschlichen Verstandes antrifft: so sind doch **Philologie** und **Geschichte**, oder wie man sie mit einem gemeinschaftlichen Namen nennt, die **schönen Wissenschaften** seine eigentlichen und unentbehrlichsten Hülfskenntnisse. Vielerley Sprachkenntnisse setzen den Philosophen nicht nur in den Stand, die Beobachtungen und Einsichten der Philosophen aus verschiedenen Zeiten und Völkern gründlich zu gebrauchen: sondern sie dienen ihm auch dazu, sich selbsten seine philosophische Sprache zu vervollkommnen; indem von den mehrern Sprachen die eine diese, die andere jene, Vollkommenheiten und Vorzüge an sich hat. Ja, da die Sprache selbst ein so wichtiger Gegenstand in der Philosophie, in mehr als einer Rücksicht ist, so erhellt auch hieraus der Nutzen, den Sprachkenntnisse für den Philosophen haben können.

Geschichte liefert der Philosophie die einzigen Gründe vieler Behauptungen. Eben dieselbe berichtiget oft die gar leicht über ihre Gründe hinausgehenden Schlüsse. Jeder Theil der Geschichte ist dem Philosophen wichtig, besonders aber ist es diejenige Geschichte, wodurch er mit dem Reichthum der Natur und der Mannigfaltigkeit ihrer Producte bekannt

wird; ohne welche Bekanntschaft es unmöglich ist, ihre allgemeinsten Gesetze und Absichten nur einigermassen gründlich zu entdecken.

Oft sind die Geschichtschreiber zugleich Philosophen vom ersten Range, auch in ihren Geschichtbüchern, wie Tacitus, Plutarch und Hume; oder haben ihr Absehen allernächst auf die Philosophie gerichtet, wie diejenigen, die die Geschichre der Menschheit bisher bearbeiteten.

Eben also sind die Werke der Dichter und Redner oft mit wichtigen Bemerkungen für die Philosophie durchwebt; oder stellen doch der Beobachtung des Philosophen lehrreiche Gemählde auf; wenn gleich beyde, bey ihrer Uebertragung in die Philosophie, Vorsicht, und bisweilen Scheidung und genauere Bestimmung erfordern. Auch kann es dem Philosophen heilsam seyn, bey Dichtern und Rednern seine Einbildungskraft bisweilen zu beleben, und seine Gefühle zu stärken. Und die Wahrheit verliert nicht immer durch ein schönes Kleid.

§. 8.

Vom Anfange der philosophischen Studien.

Hieraus sowohl, als aus dem Begriffe von der Philosophie, entsteht die Folge, daß

mit

mit derselben der Anfang des Unterrichtes in gelehrten Kenntnissen nicht füglich gemacht werden kann; und daß das Knabenalter dazu noch gar nicht geschickt ist. Der Verstand muß zur Aufmerksamkeit, zur Abstraction, zur Zergliederung und Verknüpfung bey sinnlichen Vorstellungen, wozu die Geometrie und Naturhistorie vorzüglich gute Gelegenheit geben, erst angewöhnt worden seyn; geübt dann ferner durch die Beobachtung und Beurtheilung einzelner gewöhnlicherer Erfahrungen an dem, was in und ausser uns vorgeht, und einzelner Meynungen und Denkarten; es muß ein Vorrath manchfaltiger historischer Kenntnisse aus den Nachrichten von verschiedenen Zeiten und Völkern gesammlet worden seyn; ehe ein vollständiger Vortrag der philosophischen Wahrheiten recht begreiflich seyn, geschweige dann gehörig beurtheilt werden kann *).

*) Das Lesen der classischen Schriften des Alterthums kann aus mehr als einem Grunde als Vorbereitung zur Philosophie empfohlen, und zu diesem Zwecke nützlich angewandt werden. Sulzers Vorübungen verdienen diese Empfehlung auch. Einige Einleitung in die Geschichte der Philosophie kann auch als Vorbereitung zur Philosophie nützlich seyn. Doch der größte Vortheil, den diese Geschichte schaffen kann, setzt freylich schon philosophische Einsichten voraus.

Logik

oder

Vernunftlehre.

Lambert N. O. I. §. 620.

Die Harmonie in einem Concerte wird von einem geübten Tonkünstler viel vollständiger empfunden, als von Ungeübten — die Harmonie in einem Concerte ist ein sehr schwacher Schattenriß von der Harmonie in den Wahrheiten — Gute Muster geben der Seele die Grundlage zur Empfindung dieser Harmonie, die Vernunftlehre entwickelt und benennt ihre Theile; und je netter man sich diese vorstellen lernt, desto fertiger wird man auch in der Uebung, die Harmonie der Wahrheiten zu empfinden.

Logik.

Kurzer Vorbericht.

Von der Logik überhaupt.

§. 1.

Allgemeine Absicht und Nutzen der Logik.

Es geht der Logik, wie der Philosophie überhaupt, und wie jeder andern Wissenschaft, daß einige sie zu sehr erheben, andere ihren Werth zu weit herabsetzen. Die Logik soll recht denken lehren. Und die Geschicklichkeit recht zu denken, seine Erkenntnißfähigkeiten so zu gebrauchen, daß man richtige, deutliche und erweiterte Einsichten dadurch erhält, kann wohl nicht für eine Kleinigkeit angesehen werden. Wenn also die Logik etwas dazu beyträgt; so ist sie ohne Zweifel eine nützliche Wissenschaft — Aber man denkt auch wohl ohne logischen Unterricht. Und beweisen nicht oft

Menschen, die von der Logik nie etwas gehört haben, mehr gesunde Vernunft, und einen richtigern Verstand, als andere, die bey der Wissenschaft vom Denken grau geworden sind? — Man müßte sehr unbillig seyn, wenn man aus diesem Grunde behaupten wollte, daß die Logik zur Besserung der menschlichen Erkenntniß nichts nütze. Und überhaupt müßte man weder die Natur des menschlichen Denkens kennen, noch wissen, wie sehr durch geschickten Unterricht, und durch Uebung nach deutlich erkannten Regeln, natürliche Fähigkeiten verbessert und erhoben werden können, wenn man an dem Nutzen der Logik zweifeln wollte.

§. 2.

Bestimmtere Absicht und Innhalt der Logik.

Diejenigen, welche diese Wissenschaft bisher bearbeitet haben, ob sie gleich in der Hauptsache einerley Begriff von ihrer Natur und Absicht hegen, und darinn einig sind, daß die Logik ein **Organon** für die übrige Philosophie seyn müsse, gehen doch in der genauern Bestimmung dieser Absicht verschiedentlich von einander ab. Zwo Hauptclassen der Logiker unterscheiden sich dadurch, daß einige die Logik mehr als eine **Erfindungskunst**, andere aber mehr als eine **Heilungskunst** für den Verstand betrachten. Jene bemühen sich, viele allgemeine

Formeln herauszubringen, wie Ideen auf eine solche Art verknüpfet werden können, daß sich Wahrheit dabey findet. Nach ihrem Begriffe soll die Logik das für die ganze Philosophie seyn, was die reine Mathematik für die angewandte ist. Diese andern aber, die die Logik als eine Heilungskunst für den Verstand behandeln, sind hauptsächlich bemüht, die mancherley Quellen der Irrthümer zu entdecken; und davor zu verwahren durch nützliche Regeln, die die Seele im vorkommenden Falle erinnern und warnen können. Sie glauben, mit dem Erfinden gäbe es sich schon selbst, wenn Genie und glückliche Umstände zusammen kommen; auf die Vermeidung der Irrthümer aber käme allemal das meiste an, und die allgemeinen Formeln der Erfindung wären bey den so sehr bestimmten Begriffen der Philosophie nicht so, wie in der Mathematik, zu gebrauchen. Ohne jener Art der Logik ihren Werth zu benehmen; ist doch wohl offenbar, daß dasjenige, worauf man bey dieser andern sieht, das unentbehrlichste ist, und daß ohne dieses auch jenes nicht viel helfen kann.

Aber man mag die Absicht der Logik auf diese oder jene Art auszuführen suchen: so werden drey Stücke nothwendig abzuhandeln seyn. Es muß vom Denken überhaupt, oder von den verschiedenen Erkenntnißfähigkeiten und

ihren Verrichtungen gehandelt, es muß der Begriff von Wahrheit entwickelt, und die Natur des Irrthums untersuchet werden. Alsdann kann erst das Praktische der Logik, der Unterricht, folgen, wie man recht denken, Wahrheit erkennen, und Irrthümer vermeiden solle.

Er-

Erstes Hauptstück.

Von dem Erkenntnißvermögen, und den dahin gehörigen Verrichtungen der Seele.

Erster Abschnitt.

Von der Seelenlehre überhaupt.

§. 3.

Beschaffenheit der Erkenntniß, die der Mensch von seiner Seele hat. Absicht dieses Abschnittes.

Ob es gleich Philosophen gegeben hat, die da behaupteten, daß es leichter sey, von der Seele, als vom Körper eine gründliche Kenntniß sich zu verschaffen (*): so giebt es doch weit mehrere, die besonders in der Seelenlehre über Unwissenheit klagen, und es für sehr wenig halten, was wir mit Gewißheit von unserer Seele wissen. Und wenn es beym ersten Anblicke befremdet, daß die Seele sich selbst nicht kennen sollte; so kömmt man doch auch beym weitern Nachdenken gar bald auf die

Gründe, die bey diesem Theile der menschlichen Erkenntniß besondere Schwierigkeiten veranlassen. Eben dieß, daß die Seele sich selbst erkennen, der Beobachter und der Gegenstand der Beobachtung zugleich seyn soll, scheinet schon eine Ursache dieser Schwierigkeiten zu seyn.

Wenn es denn nur wenig ist, was wir mit Gewißheit von unserer Seele wissen, oder mit Grunde vermuthen können; so muß uns dieses wenige, da es doch den bessern Theil von uns betrifft, nur desto wichtiger seyn.

Die Philosophie beschäftiget sich nicht blos in einem ihrer Theile mit der Seele. Hier ist meine Absicht, vermittelst solcher Erfahrungen, die jeder Mensch hat, oder gar bald sich verschaffen kann, denjenigen Grund zur Seelenlehre zu legen, auf welchen die speciellern Betrachtungen der **Logik** gebaut, und wodurch die subtilern Untersuchungen der **Metaphysik** vorbereitet werden können; von welchen letztern eben auch in der Logik eine **vorläufige historische Erkenntniß** hier und da unentbehrlich seyn kann.

(*) S. *Cartes.* Meditatt. de philos. prima, med. II.

§. 4.

Grundbegriff von der Seele, nebst vorläufiger Anzeigung einiger streitigen Punkte.

Es ist nichts ungewöhnliches, daß von denenjenigen Namen, die am häufigsten ausgesprochen werden, die Menschen dennoch keine deutliche und übereinstimmende Begriffe haben. Eben dieß bemerket man gar bald in Ansehung des Namens der Seele. Und in diesem Unterschiede der Grundbegriffe liegt schon der Grund der meisten Streitigkeiten, die in Ansehung der Seele entstanden sind.

Jedermann weiß unterdessen, daß hauptsächlich in Rücksicht auf das Denken und Wollen dem Menschen eine Seele zugeschrieben wird. Aber es ist darüber gestritten worden, ob das Vermögen zu denken und zu wollen einem besondern Theile des Menschen zugeeignet werden müßte; oder ob es eine durch den ganzen Körper verbreitete, und von ihm unzertrennliche Kraft sey, von welcher Denken und Wollen herkäme a). Es hat auch viele gegeben, die nicht eine, sondern mehrere Seelen in dem Menschen annahmen, wegen der vielerley sehr unterschiedenen Arten der Erkenntniß und des Wollens b).

So viel ist ausgemacht, daß der Begriff vom Menschen in dem gewöhnlichen Begriffe

vom menschlichen Körper nicht ganz sich findet. Und daß das Bewußtseyn von uns selbst, und den Dingen auſſer uns, die vereinigte Erkenntniß von den mancherley Theilen unsers Körpers und ihren Veränderungen, von dem, was wir ehemals empfunden haben, und was wir jetzt empfinden, das Bewußtseyn der Lust und der Unlust, die Ueberlegung, Vergleichung und das Urtheil, die Verabscheuung und die Begierde, und was wir sonst zum Denken und Wollen rechnen — daß dieses alles weder dem ganzen Körper, noch den einzelnen bekannten Theilen desselben zugeschrieben werden könne, wird wohl niemand in Abrede seyn, der die Worte versteht, und auf seine innere Empfindung dabey Acht hat.

Wenn wir also unter der Seele denjenigen Theil von uns verstehen: in welchem wir uns unserer und anderer Dinge auſſer uns, des Gegenwärtigen und des Vergangenen, der Lust und der Unlust bewußt sind; so wird schwerlich jemand die Exsistenz der Seele in Zweifel ziehen, oder, daß der nemliche Mensch mehr als eine Seele hätte, wahrscheinlich machen können.

Aber ob die Seele ein körperliches aus trennbaren Theilen bestehendes Wesen, oder von einer ganz andern, einfachern, Natur;

ob

ob alle Aeuserungen derselben aus einer und der nemlichen Quelle, oder aus verschiedenen Grundkräften, entspringen; endlich, ob die Seele blos der Sitz des Bewußtseyns, oder auch der Ideen; ob sie blos gewahrnehme, oder selbst vorstelle, in sich selbst die Ideen enthalte c) — dieß sind Fragen, die mehrerer Untersuchung bedürfen, und hier nur angezeigt werden, um Aufmerksamkeit zu erwecken, daß man nicht bey den ersten Untersuchungen über die Seele zu leicht sich berede, etwas ausgemacht zu machen, was es noch nicht ist.

a) S. *Cicero* Tusc. quaest. I. 10.

b) Unter andern auch Ridiger de *sensu veri et falsi*, diss. prooem. §. 8. seqq.

c) Es schien mir nöthig, diesen Punkt hier schon nicht unbemerkt zu lassen, weil bey ihm die psychologischen Systeme sich zu unterscheiden hauptsächlich anfangen, und das Licht, das hierbey aufgeht, vieles aufklärt. Es ist gewiß, daß nach dem gemeinen Begriffe die Seele nicht blos das Subject des Bewußtseyns, sondern auch der Sitz der Ideen und des ganzen Gedankensystems ist. Aber beweiset man auch wohl alsdenn nach diesem Begriffe die Einfachheit der Seele? — Es ist mir hier nur darum zu thun, daß man aufmerksam auf die Worte wird, und Mißverständnissen zu begegnen, bey Zeiten sich befleißigen lernt. Man findet diesen Punkt gut erläutert in *Search's* Light of Nature tom. I. p. 204 seq.; desgleichen in *Bonnet* Essay analytique sur les Facultés de l'ame, und in dem *Essay de Psychologie*. Lond. 1755. 8; (Deutsch 1773.) als welche Schriftsteller auf diesem geschmeidigen Begriff von der Seele vorzüglich bauen.

§. 5.

Von der Vereinigung der Seele und des Körpers und der Harmonie zwischen ihren beyderseitigen Veränderungen.

Ob wir also gleich Ursache haben, die Seele und den Körper als verschiedene Theile des Menschen zu unterscheiden: so wissen wir doch, vermöge der täglichen Erfahrung, daß beyde auf das genauste mit einander vereiniget sind, und daß ihre Veränderungen in einem solchen Verhältnisse mit einander stehen, daß sie wechselsweise aus einander zu entspringen, einander zu verursachen scheinen.

Gewisse Vorstellungen entstehen in der Seele immer nur alsdenn, wenn in bekannten Theilen des Körpers gewisse Veränderungen sich ereignen; Lust oder Unlust ist mit gewissen Zuständen des Körpers ordentlich verknüpft. Ja die Munterkeit und ganze Kraft der Seele scheinet von der Beschaffenheit des Körpers abhängig zu seyn, und von den Dingen, die einen Einfluß auf den Körper haben.

Hingegen erfolgen auch vielerley Veränderungen des Körpers allemal nur bey gewissen Vorstellungen oder Begierden der Seele. Die Seele will es, und der Körper bewegt sich; sie will es, und der Körper ruht. Ihr Vergnü-

gen

gen und Mißvergnügen, Begierden und Verabscheuungen offenbaren sich in demselben: er wird beym Denken ermüdet und entkräftet (*).

Ob es nun gleich scheinet, daß bey diesem Verhältnisse der wechselsweisen Veränderungen der Seele und des Körpers gar nicht daran zu zweifeln, daß nicht die Seele in den Körper, und der Körper in die Seele wirke: so hält man dieß doch für einen der strittigsten Punkte in der Psychologie, und nach einiger Meynung kömmt diese Uebereinstimmung keineswegs von einer wechselsweisen Einwirkung der Seele und des Körpers in einander her.

(*) D. Ernst Plattners Anthropologie für Aerzte und Weltweise, Leipz. 1772.

§. 6.

Von der Thätigkeit der Seele. Bestimmter Begriffe vom Verstand und Willen.

Man vermuthet leicht, daß aus dem Unterschiede der Grundbegriffe, und der bereits angemerkten Meynungen, mancherley andere Unterschiede in den Lehrgebäuden von der menschlichen Seele entspringen müssen.

Ein solcher Unterschied offenbahret sich auch, wenn von der Kraft der Seele die Rede ist. Einige sehen in der Seele nichts als Thätig-

tigkeit; andern ist sie ein blos leidendes Wesen. Und wenn man auch darüber einig ist, daß die Seele Thätigkeit besitzet: so entstehet doch bald wieder ein Streit über die Frage, worinne diese Thätigkeit zu setzen; ob sie in dem **Verstande** oder in dem **Willen** gesucht werden müsse? Da kömmt es denn zuvörderst hauptsächlich auf die Erklärung der Worte an. Diejenigen, die unter dem Verstande das Vermögen zu denken verstehen, den Grund aller der Verrichtungen, die unser Denken ausmachen, unsere Begriffe und Urtheile hervorbringen, können nicht einräumen, daß der Verstand eine blosse **Fähigkeit zu leiden** seyn sollte. Und wenn sie denn auch nicht den Verstand oder die **Denkkraft** zur einzigen Kraft, und zur Quelle alles dessen, was in der Seele vorgeht, machen: so stellen sie sich doch denselben als eine eigentliche **Kraft**, eine Quelle von Thätigkeiten, ein Bestreben zu wirken vor. Hingegen werden nun diese von andern beschuldiget, daß sie, aus Mangel einer genauen Unterscheidung, einer Kraft zuschreiben, was eine Folge von vielerley Kräften oder **Principien** ist. Der Verstand, sagen diese, oder das **Vermögen gewahr zu nehmen** (zu percipiren), ist keine eigentliche Kraft, keine Quelle von Thätigkeiten. Die thätige Kraft der Seele ist im **Willen**, oder in dem Vermögen, zu Folge der **Perception**, der Ideen und Empfindungen,

gen,

gen, wirksam zu werden, und gewisse entsprechende Veränderungen in den Ideen und in dem Körper hervor zu bringen.

Man kann hieraus schon ziemlichermassen abnehmen, was es mit diesem Unterschiede der psychologischen Lehrbücher für eine Bewandniß habe, welcher dennoch weit sich erstreckende Folgen verursachet.

Wenn aber Verstand und Wille nach dieser letztern Art erklärt werden, so muß man noch ein **drittes Principium**, oder mehrere derselben irgendwo annehmen, um die Frage zu beantworten, woher es kömmt, das einiges **angenehm** ist, **gefällt**, etwas anderes **unangenehm**, **mißfällig** ist.

(*) Man vergleiche *Locke* B. II. chap. XXI. §. 5. *Search* tom. I. in den ersten Kapiteln; und *Hollmann* Ethices prim. lin. §. 7. seq.

§. 7.

Von der Willkühr und Freyheit.

Obgleich, wie aus den vorhergehenden Bemerkungen schon erhellet, eine völlige Unabhängigkeit und Freyheit der menschlichen Seele keinesweges kann zugeschrieben werden: so besitzt sie doch ein gewisses Vermögen, nach Wohlgefallen und Gutbefinden ihre Kräfte zu

ges

gebrauchen, welches die Willkühr genennt wird. Vermöge dessen öffnen wir unsere Sinnen und verschliessen sie, nahen uns zu den Gegenständen und entfernen uns von ihnen, richten unsere Aufmerksamkeit von einem auf das andere, je nachdem es uns gefällt. Der Wille aber, die Begierden und Entschliessungen, hängen, vermöge der Erfahrung, von der Erkentniß, den Empfindungen, Phantasien und Gedanken, wenigstens auf eine gewisse Weise, ab. Und also ist die Willkühr wenigstens nicht völlig der letzte Grund der bestimmten Thätigkeiten der menschlichen Seele. Unterdessen wenn eine nach vernünftigen Vorstellungen sich bestimmende Willkühr Freyheit heisset; so ist auch diese Eigenschaft in der menschlichen Seele leicht zu erkennen. Und sie ist allerdings von grosser Wichtigkeit.

Zwey-

Zweyter Abschnitt.

Von dem Erkenntnißvermögen, und den dahin zu rechnenden Fähigkeiten der Seele.

§. 8.

Vorerinnerung.

Was diß heisse, sich eine Sache vorstellen, eine Sache erkennen, etwas denken; was Vorstellungen, Gedanken, Begriffe, Ideen heissen, muß ein jeder von sich selbst wissen. Man kann hier weiter nicht erklären, als daß man, wenn etwa ein Wort jemanden nicht verständlich genug seyn sollte, ein anderes ihm verständliches wählet, um durch die bekannten Namen an Sachen zu erinnern, die man aus eigenen Empfindungen kennen muß. Wohl aber kann man durch gesuchte künstliche Definitionen die Begriffe verwirren, und zu Streitigkeiten Anlaß geben, deren man hätte überhoben seyn können.

(*) Eine überaus genaue Analyse der mancherley Stücke unsers Erkentnißvermögens findet sich in des Herrn Prof. Terens philosoph. Versuchen über die menschliche Natur. Erst. Band. 1777.

§. 9.

§. 9.

Von der Empfindung und den Sinnen.

Unter den mancherley Erkenntnißarten, die der menschlichen Seele zu Theile werden, bemerken wir zuförderst die **Empfindung**. Dieser Name würde keine weitere Erklärung nöthig haben, wenn er nicht vieldeutig wäre. **Empfinden** heißt manchmal überhaupt so viel, als **gewahr nehmen**: öfters wird die Empfindung, oder das **Gefühl**, der deutlichen Einsicht entgegengesetzt; am meisten aber der Vorstellung abwesender Gegenstände; in welchem Falle denn empfinden so viel heißt, als, **gegenwärtige Dinge erkennen**. In dieser Bedeutung wird das Wort genommen, wenn von der **äusserlichen Empfindung**, und dem **äussern Sinne** die Rede ist. Zu dieser Art der Erkenntniß befinden sich im menschlichen Körper besondere **Werkzeuge** (**Organen**), wovon ein jedes eine eigene Art der sinnlichen Erkenntniß, oder einen eigenen **Sinn** gründet. Bey den **fünf gemeinen Sinnen** lassen es hier nicht alle bewenden.

Was unter dem **innern Sinn** und den **innern Empfindungen** zu verstehen sey; kann man theils daraus abnehmen, daß diese Erkenntnißart, sowohl der äussern Empfindung, als auch der sogenannten höhern, auf Räsonne-

ment und allgemeine Begriffe sich gründenden, Erkenntniß, und der ihr eigenen Deutlichkeit, entgegengesetzt wird; theils aus den besondern Arten der innern Empfindung, und der darauf sich beziehenden Fähigkeiten des innern Sinns. Dieses sind nemlich, ausser dem Selbstgefühle, das Gefühl des Wahren, des Schönen und des Moralischguten.

Unter dem Selbstgefühle versteht man die unmittelbare Gewahrnehmung seiner Existenz, seiner innersten Zustände und Eigenschaften. Vermöge dieses Selbstgefühls liegt in jedweder Empfindung oder Vorstellung, die wir bekommen, zugleich das Bewußtseyn, daß wir diese Empfindung oder Vorstellung haben. Aus demselben entsteht der durch die Absonderung deutlich gewordene Gedanke von unserer Person (unserm Ich) (*). Unter dem Gefühle des Wahren (Sensus veri, Sensus communis, Common sense) versteht man das Vermögen, Wahrheit oder Unwahrheit, unmittelbar ohne Räsonnement, und daher auch oft nur undeutlich, wahrzunehmen; unter dem Gefühl des Schönen, (idealischen Schönen, Idealischangenehmen) die (in Vorstellungen liegende) Schönheit; und unter dem moralischen Gefühle, das Schändliche, Löbliche, was recht, was unrecht ist, also unmittelbar zu bemerken. Aus der Entwickelung dieser beson-

dern Begriffe ergäbe sich demnach die allgemeine Erklärung vom innern Sinn, daß er das Vermögen der Seele, ihren Zustand, und die Verhältnisse ihrer Vorstellungen aus dem Eindrucke, den sie zusammen bewirken, undeutlich zu erkennen.

Alles was von der Natur unserer Empfindungen merkwürdiges beobachtet, und zur Erklärung desselben ausgedacht worden ist, erfordert nicht nur mehrere Kapitel in der Logik; sondern führet auch in verschiedene andere Wissenschaften. Hier merken wir nur zur weiteren Aufklärung der Begriffe einstweilen folgendes an.

1) Bey der Empfindung müssen viererley Dinge von einander unterschieden werden; a) das **Object**, so unmittelbar oder mittelbarer Weise auf unser Empfindungswerkzeug wirket; b) die Veränderung des **Organs**; c) die **Perception** dieses Zustandes des Organs, oder die Fortpflanzung des äusserlichen Eindruckes bis ins Innerste; d) die Idee, die nunmehr von der Sache in der Seele entsteht. Die Gründe der letztern liegen zum Theil gar oft ausser dem, was eigentlich **Empfindungsvermögen** ist.

2) Unterdessen hängt die Idee, die bey der Empfindung entsteht, von dem allen ab;

von

von der Beschaffenheit des Gegenstandes, der Beschäffenheit der Mittelursachen, dem Zustande der Organen, der Aufmerksamkeit und dem ganzen Zustande der Seele.

4) Die Empfindungskräfte lassen sich durch die Uebung vervollkommnen.

(*) Geschichte des Selbstgefühls. Würzburg, 1773. 8.

§. 10.

Von der Einbildungskraft.

Wir haben ein Vermögen, auch wann die Dinge selbst nicht vorhanden sind, die Bilder der Dinge, oder das, was wir einmal bey ihrer Gegenwart empfunden haben, uns vorzustellen. Dieses Vermögen heisset **Einbildungskraft, Phantasie, Imagination.**

Von der Einbildungskraft merken wir hier folgendes an.

1) Nicht alle Empfindungen lassen sich, vermittelst der Einbildungskraft, gleich lebhaft erneuern. Hauptsächlich sind die Empfindungen des Auges geschickt dazu. Auch die innern Empfindungen lassen sich mittelst der Phantasie vorstellen.

2) Der Zustand der Einbildungskraft hängt vom Körper ab.

3) Die Einbildungen, Phantasien, erfolgen bisweilen auf oder mit unserem

Willen, oft auch ohne, und bisweilen wider unsern Willen.

4) Ordentlicher Weise sind die Bilder der Phantasie schwächere und unvollkommenere Vorstellungen, als die Empfindung bey der Gegenwart der Dinge selbst. Ordentlicher Weise, und wenn wir wachen, wissen wir auch gar wohl den Unterschied zwischen einer Phantasie und zwischen der Vorstellung einer wirklich vorhandenen Sache. Aber im Traume geschiehet es, und auch wachend, bey einem ausserordentlichen Zustande, kann es geschehen, daß uns das **Phantasma** als eine wirklich vorhandene Sache vorkommt, die **ideale Gegenwart** wie die **reelle** auf uns wirket; welcher Zustand **Verblendung, Illusion, Täuschung der Phantasie**, genennet wird *).

5) Aus allem zusammen entstehet die Vermuthung, daß die Phantasmata sich auf gewisse durch die Empfindung in den innern Organen erzeugte Modificationen gründen. Diese versteht man unter dem Namen der **materiellen Ideen** (**).

6) Auch die Einbildungskraft kann durch Uebung zu einer grössern Vollkommenheit gebracht werden.

*) S. *Bonnet* Essay analyt. ch. XXIII. §. 676. *Muratori* della forza della fantasia umana, ediz. 5. 1772. Unseres

zers Physiologie der eigentlichen thierischen Natur. §. 148. f.

(**) Cf. *Aristoteles* de Memoria Cap. I. *Bonnet* §. 55.

§. 11.

Von der sinnlichen Abstraction und dem Dichtungsvermögen.

Die Einbildungskraft wirkt auf mancherley Weise. Bisweilen äussert sie sich als das Vermögen, weniger, denn in der vorhergehenden Empfindung einer Sache lag, sich vorzustellen, aber doch noch unter einem Bilde. Sie kann alsdann das sinnliche Absonderungsvermögen genennet werden. Kraft desselben denken wir oft nur einen Theil des Ganzen, so wir gesehen haben. Kraft dieses sinnlichen Absonderungsvermögens sammlet sich die Seele allgemeine sinnliche Begriffe, oder Bilder, in welchen das, was einer Art oder Gattung gemeinschaftlich zukömmt, hauptsächlich aufbehalten wird, und dem Geiste vorzüglich klar obschwebet. Vermöge dieser allgemeinen Bilder, oder wenn dieser Ausdruck zu hart seyn sollte, vermöge dieser bildlichen Grundbegriffe, bemerken wir schon bey der gemeinen und sinnlichen Erkenntniß die Arten und Gattungen, und sind uns bey einzelnen Dingen bewußt, daß ihres gleichen mehrere vorhanden sind. Aber freylich gleichen diese sinnlichen Abstracta, indem es Bilder sind, immer mehr einem Indi-

viduo, als dem andern; wenn sie gleich noch so unvollständig ausgezeichnet, noch so unvollendet erscheinen.

Die Einbildungskraft heisset das Dichtungsvermögen, insofern wir vermittelst derselben in der Vorstellung zusammensetzen, was wir nicht also zusammen empfunden haben. So wird die Einbildungskraft

Schwester der Muse, der Schöpfung Verraure;

So schaffet sie Faunen, Hyänen, beflügelte Pferde und andere Dinge, die den Sinnen im Ganzen nie vorgekommen sind. So kann diese Schöpferin selbst die Schönheit der Natur übertreffen, indem sie zerstreute Schönheiten vereiniget, die bey der zweckmäsigen Vollkommenheit der Natur nicht beysammen seyn konnten (*).

(*) Das Vermögen die Bilder zu vergrössern oder zu verkleinern, gehört auch hieher. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß die Phantasien oft aus feinern Theilen, als wir bey der Empfindung zu unterscheiden nicht im Stande sind, zusammengesetzt werden. S. Tetens Versuche, Th. 1. S. 115 ff.

§. 12.

Von dem Gedächtnisse und der Erinnerung.

Endlich ist in der Einbildungskraft auch das Gedächtniß mit begriffen, wenn es nemlich blos für die Fähigkeit genommen wird,

Vor-

Vorstellungen zu behalten, und, so wie wir sie gehabt haben, hervorzubringen, wobey die Grade der Vollkommenheit, sowohl als andere Unterschiede, leicht zu bestimmen sind (*). Von dem Gedächtnisse wäre aber alsdann noch das Erinnerungsvermögen zu unterscheiden, oder das Vermögen, sich bey einer, es sey durch Imagination oder neue Empfindung, wieder hervorgebrachten Vorstellung bewußt zu werden, daß sie schon einmal da war. Da diese Erinnerung ordentlich der Erfolg von der Wirkung des Gedächtnisses ist; und auch nur alsdann fehlet, wenn das Gedächtniß nicht genug von den ehemals mit der jetzo wieder hervorgebrachten Idee verknüpften Nebenideen und begleitenden Umständen erwecket (**): so werden beyderley Wirkungen zusammen einer Fähigkeit zugeschrieben, und die Namen oft verwechselt. Wenigstens wird es für einen Fehler des Gedächtnisses angesehen, und mit Rechte, wenn wir etwas zum zweiten, drittenmale hören oder sehen, und es zum erstenmale zu hören oder zu sehen glauben. Das Bewußtseyn, daß eine wiederkommende Vorstellung schon ehemals da war, äussert sich nicht immer in gleichem Grade der Klarheit und Deutlichkeit. Es ist oftmals nur ein dunkles Gefühl. Wir sehen z. B. einen alten Bekannten nach einer langen Abwesenheit wieder, an einem Orte und zu einer Zeit, wo wir seiner uns am wenigsten

vermutheten. So bald wir ihn erblicken, ist es uns, als wenn wir ihn schon öfters gesehen hätten. Dieß Bewußtseyn wächset, wie die Vorstellung der Umstände, unter welchen wir ihn ehemals gekannt haben, zunimmt. Endlich, wenn sein Name uns einfällt, ist die Erinnerung erst vollständig und deutlich (***).

(*) Der Unterschied des Gedächtnisses von der Imagination ist auf verschiedene Weise angegeben worden. S. Condillac Essay sur l'Origine des Connoissances humaines. tome. I. Sect. II. chap. II.

(**) Ueber den Grund der Erinnerung s. auch *Bonnet* §. 92.

(***) Den Einfluß des Körpers auf das Gedächtniß beweisen unzählige Erfahrungen. S. HALLERI *Elementa Physiol.* lib. X. sect. VII. lib. XVII. sect. I. **E. Plattner** in dissert. *de vi corporis in memoria*, Lipſ. 1767. Chr. M. *Burchardi* Meditationes de anima hum. Rost. 1762. p. 10. §. 32. Von Beyspielen solcher Personen, die durch die Natur oder Kunst ein vorzügliches Gedächtniß erlangt haben, findet man vieles beysammen in Gesners Chrestomathia Pliniana. Segm. XIII-XV.

§. 13.

Eintheilung der Erkenntnißfähigkeiten in die niedern und höhern.

Die Sinnen und die Einbildungskraft machen zusammen die **sinnliche Erkenntniß** und das sogenannte **untere Erkenntnißvermögen** (facultas cognoscitiva inferior) aus. Aber in unserer Erkenntniß ist noch manches, was von der Empfindung und der Phantasie allein und **unmittelbar** nicht herkömmt. Wir haben nemlich **allgemeine** und andere Begrif-

fe

se, die mit den Sinnen und der Einbildungskraft nicht gefasset werden können; und aus der Verknüpfung derselben entstehen unsere Gedanken, das eigentliche Denken gründet sich darauf. Die Erfahrung lehret, daß zur Erlangung dieser Begriffe, und zu diesem Denken, uns gewisse Zeichen, desgleichen die Worte, nöthig sind. Deswegen wird diese Erkenntnißart die symbolische, und weil wir dadurch zu unsern erhabensten Begriffen und vorzüglichsten Einsichten gelangen, die höhere Erkenntniß, das Vermögen dazu das obere (facultas cognoscitiva superior) genennet.

§. 14.

Vermögen der höhern Erkenntniß.

Bey diesem Vermögen der höhern Erkenntniß, welches auch bisweilen **Verstand** in der engern Bedeutung (Intellectus), bisweilen **Vernunft**, heisset, lassen sich drey Hauptwirkungen, und folglich auch drey Hauptfähigkeiten oder Kräfte unterscheiden. Nemlich erstlich, das Vermögen, allgemeine Begriffe zu fassen, und deutlich sich vorzustellen, welches der **Verstand** genennet wird, in der genauesten Bedeutung dieses Wortes. Hernach, das Vermögen, nach diesen Vorstellungen die Verhältnisse der Dinge zu bemerken, die **Urtheilskraft**. Endlich, das Vermögen zu schliessen, oder versteckte Verhältnisse durch Hül-

se mittlerer Begriffe zu entdecken, die Vernunft in der engern Bedeutung dieses Wortes.

Nach dem Unterschiede der Verhältnisse können bey der Urtheilskraft vielerley besondere Fähigkeiten unterschieden werden. So unterscheidet man den **Witz** (Ingenium), als das Vermögen Aehnlichkeiten zu entdecken (*). Das Vermögen aber, den Unterschied der Dinge einzusehen, heißt die **Unterscheidungskraft** (Iudicium discretivum). So kann man auch als einen besondern Ast der Urtheilskraft das **Vermögen der deutlichen Erinnerung** (Reminiscentia intellectualis) ansehen, und so mehrere andere.

Diese Verrichtungen des menschlichen Verstandes erfordern zum Grunde **Aufmerksamkeit**, oder Richtung der Erkenntnißkraft auf die vorkommenden Vorstellungen. Die Aufmerksamkeit auf die innern Empfindungen, Gedanken und Vorstellungen, in der Absicht das mannichfaltige derselben deutlicher zu erkennen, wird **Ueberlegung, Nachdenken, Reflexion** genennt. Und wie wir also die Aufmerksamkeit nach Absicht und Gutbefinden von einem auf das andere richten: also ziehen wir sie auch geflissentlich von einigen ab, um nur etwas gewisses von dem mannichfaltigen, so die Sinnen oder die Einbildungskraft uns bey-

beysammen vorstellen, desto lebhafter und deutlicher zu erkennen, bald eine gemeinschaftliche Beschaffenheit, bald ein Verhältniß. Hierinne bestehet das höhere, intellectuale, Absonderungsvermögen (**). Und theils dadurch, theils durch die Zusammensetzung der einzelnen Abstractionen und Bemerkungen, entstehen mancherley Begriffe der höhern Art, allgemeine Begriffe, von den gemeinschaftlichen Beschaffenheiten der Dinge, und Verhältnißbegriffe.

Auch beym Denken, beym Geschäfte der höhern Erkenntniß, ist der Einfluß des Körpers und der äusserlichen Dinge auf die Seele offenbar (***).

(*) Wenn man auf die gewöhnlichen gemeinen Redensarten merket; so heißt Witz bald so viel, als das Vermögen etwas scheinbarlich zu machen; bald so viel, als die Fertigkeit ergötzende Verhältnisse zu entdecken, unerwartere Verbindungen der Ideen hervorzubringen. Dieß sind die engern Bedeutungen des Wortes, die sich jedoch mit jener weitläuftigeren noch wohl zusammen reimen lassen.

(**) Nach einer obigen Anmerkung (§. 6.) ist klar, daß einige Philosophen etliche der hier bemerkten Verrichtungen nicht dem Verstande, sondern dem Willen, zuschreiben müssen.

(***) Es erhellet aus der Verknüpfung, in welcher der Verstand mit der Imagination und den Sinnen stehet; und eigene Erfahrungen bestätigen es. So weit geht es aber dabey doch gewiß nicht, als *Huart* behaupten will, in der Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften, aus dem Span. übersetzt 1752. S. doch auch HALLER *Elem. phys.* IV. p. 294. 319.

§. 15.

Genauere Vergleichung des untern Erkenntnißvermögens mit dem obern. Vernunftähnliches Erkenntnißvermögen.

Wenn wir nun die beyden Geschäfte der sinnlichen und der höhern Erkenntniß genauer mit einander vergleichen: so findet sich dabey ein Unterschied, sowohl in Ansehung der Producte, als in Ansehung der Art und Weise, wie die Seele dabey wirket. Nemlich:

1) die Frucht der höhern Erkenntnißkräfte sind die durch Zeichen deutlich abgesonderten Begriffe und genauern Bemerkungen, und die daraus entstehende Aufklärung und mannichfaltige Bearbeitung des durch die Empfindung in uns kommenden Vorrathes von Erkenntniß.

2) Bey dieser Erkenntniß ist ein weit stärkeres Bewußtseyn seiner selbst, als des leidenden und wirkenden Subjectes; in dem die Vorstellung von seinem Ich dem Menschen schon zum eigenen unterschiedenen Gedanken geworden ist.

3) Die Ordnung und Verbindung der Gedanken erfolget nach gewissen Absichten und leitenden Gedanken.

Wenn man von diesen Unterschieden abgeht: so finden sich bey der niedrigern Erkenntniß, vermöge der Wirkungen der Einbildungskraft

Kraft (§. 10: 12.) und des innern Sinnes, eben solche Folgen und Verbindungen der Vorstellungen, wie bey dem Gebrauche der Vernunft. Darauf bezieht sich denn auch der Name der **Vernunfähnlichen Fähigkeit**; (Analogon rationis) worunter man das Vermögen versteht, ohne Ueberlegung und deutliches Bewußtseyn, durch die Verknüpfung einer gegenwärtigen Vorstellung mit ehemaligen, auf eine Empfindung zu kommen, aus welcher Handlungen entstehen, die den vernünftigen Handlungen ähnlich sind.

§. 16.

Von dem Grunde und Zusammenhange der mancherley Erkenntnißfähigkeiten.

Aus diesen bisher bemerkten verschiedenen und unleugbaren Fähigkeiten des menschlichen Verstandes, hat man gesucht, einen bestimmtern Begriff von dem denkenden Theile des Menschen, und der bey diesen mancherley Erkenntnißarten zum Grunde liegenden Kraft, herzuleiten. Es ist zwar nicht schwer, die Begriffe von den einzelnen Erkenntnißarten auf einen einzigen **allgemeinern** Begriff, und auf diese Weise alles auf das **Empfindungsvermögen**, oder dergleichen etwas zu reduciren *). Aber die Einfachheit des innern Grundes aller Erkenntniß scheint damit noch nicht erwiesen.

sen. Und noch viel weniger kann deswegen die Möglichkeit des innern Unterschiedes mehrerer Seelen geleugnet werden.

Wenn man auf der andern Seite, jedwedes objectiven Unterschiedes willen, oder bey jedwedem Grade der grössern Vollkommenheit der Erkenntniß, eine eigene Grundkraft (**) annehmen wollte: wäre das wohl gründlich; und wohin würde es führen?

Was diese Untersuchungen noch besonders aufhält und verwirrt, ist das Dunkle und Unbestimmte in dem Begriffe von der Seele. Anders wird man auf dergleichen Fragen antworten müssen, wenn man unter der Seele sich nur das Subject des Bewußtseyns (§. 4.) vorstellet; anders, wenn man in ihr Wesen den ganzen Innbegriff der Ideen, und gleichsam die Werkstätte derselben, setzet. Nicht minder hat der Unterschied bey Bestimmung der Begriffe, vom Verstande und vom Willen (§. 6.) hier auch wieder seine Folgen. Kein Wunder also, daß die Meynungen sich hier sehr von einander entfernen.

(*) S. *Helvetius* de l' Esprit, Disc. I. chap. I. *Aristoteles* de Anima· III. 3.

(**) S. Crusius Logik §. 84.

§. 17.

§. 17.

Vom Genie, und einigen andern Namen, so sich auf das Erkenntnißvermögen beziehen.

Noch hat man Namen, die, wo nicht besondere Fähigkeiten, doch gewisse Bestimmungen oder Grade der Vollkommenheit bey denselben, anzeigen sollen.

Man schreibt der Seele insbesondere ein **Vermögen zu, das Künftige vorher zu sehen.** Daß wir das Künftige vorher sehen, oder vermuthen können, in wie fern es der Erfolg von schon gegenwärtigen Ursachen und Anstalten ist, die wir unmittelbar oder mittelbarer Weise erkennen; hat keinen Zweifel, und ist ein Stück unserer Vernunft. Auch ein dunkles Gefühl dieser Art, eine **Ahndung** des Bevorstehenden, ist der Seele natürlich; insofern bey der Vorstellung dessen, was sonst der Anfang, das Zeichen, die Vorbereitung oder Ursache eines Erfolges gewesen ist, die Vorstellung des ehemals damit verknüpften Erfolges wieder in uns erwecket wird. Aber wenn man dieser Vorhersehung eine noch stärkere Bedeutung geben, und vermöge gewisser Erfahrungen, ein Vermögen, das Künftige anders, als aus jenen allgemeinen Regeln und Schlußarten, vorherzusehen, behaupten will: so behauptet man etwas, dem es noch an zuverlässigen

Beweisen fehlet, und wobey man Selbstbetrug oder Leichtgläubigkeit zu vermuthen Ursache hat (*).

Die Namen, Scharfsinn, Tiefsinn, Subtilität, Gründlichkeit, Feinheit, und andere, womit man gewisse Eigenschaften des Erkentnißvermögens und der dazu gehörigen Fähigkeiten bezeichnet, erklärten sich wohl selbst durch die Bedeutung der Stammwörter, wenn man nur in dem Gebrauche derselben genauer und behutsamer wäre.

Der Name eines Genies ist besonders durch den Modegebrauch merkwürdig, aber eben durch diesen häufigen Gebrauch zu einem Namen von ungewisser Bedeutung gemacht worden. Er soll aber im Grunde nichts anders bedeuten, als ein vorzügliches Vermögen, aus sich selbst Gedanken zu schöpfen, und folglich auf neue Ideen und Vorstellungsarten zu kommen. In diesem Begriffe liegen Gründe zu manchen Eintheilungen der Genies. Ein Universalgenie, oder ein zu allen Geistesgeschäften, ursprünglich wenigstens, in hohem Grade aufgelegter Kopf ist nichts gänzlich unbemerktes (**).

(*) Man sehe *Cicero de divinatione*; *Ridiger* de S. V. et F. p. m. 16 sqq. Desgleichen *Leibnitz* Nouv. Ess. p. 198. Und was will man erst vom Geisterseher Schwedenborg sagen? S. Träume eines Geister-

sterſehers ꝛc. Königsb. 1766. Desgleichen Sammlung einiger Nachrichten Schwedenborg betreffend. 1772.

(**) Flögels Geſchichte des menſchlichen Verſtandes Abſ. IV. Plattners Anthropologie Hauptſt. VII. Gerard über das Genie.

§. 18.

Vom Unterſchiede der Menſchen, in Anſehung der Erkenntnißfähigkeiten.

Man kann nun noch fragen, woher der **Unterſchied der Köpfe**, oder der Unterſchied der Menſchen in Anſehung der Geiſtesfähigkeiten komme? Ein gedoppelter Unterſchied; ſowohl in Anſehung der Erkenntnißarten, als auch in Anſehung der Vollkommenheit überhaupt. Unleugbar iſt es, daß auf den **Körper**, deſſen Organiſation und übrige Beſchaffenheit; folglich auch auf **Klima** und **Nahrung**, viel dabey ankomme. Unleugbar iſt es auch, daß vieles auf die **Uebung** ankommt; und folglich auf **Anführung** und **Gelegenheit**, und auf das **Intereſſe**, ſo ein Menſch hat, dieſe oder jene Fähigkeiten vorzüglich anzuwenden und zu üben (*). Aber wie viel eine jede dieſer Urſachen zu dem Unterſchiede der Köpfe beytrage, ob in ihnen allein der ganze Unterſchied gegründet ſey, oder ob er zum Theil auch von den **urſprünglichen Grundbeſtimmungen** der Seele herrühre, läſſet ſich ſo leicht nicht ausmachen (**).

(*) Wie vieles auf die Uebung ankomme, beweisen die Beyspiele der Wilden, und derjenigen Menschen, die schon erwachsen und gebildet, lange Zeit ohne alle menschliche Gesellschaft gelebt haben. S. Krafts Sitten der Wilden, Abth. I. §. 17 f. und Recherches philosophiques sur les Americains, tom. I. p. 264 seq. 301 seq. II. p. 76 seq.

(**) Flögels Geschichte ꝛc. der Neue Emil, Zwote Aufl. Kap. V.

Dritter Abschnitt.

Genauere Betrachtung der mancherley Wirkungen des menschlichen Verstandes.

§. 19.

Einleitung in den Inhalt dieses Abschnittes.

Nach dieser vorläufigen Betrachtung der mancherley Fähigkeiten des menschlichen Verstandes ist es nunmehr nöthig, die Zustände und Wirkungen derselben genauer zu untersuchen, um die Gründe derselben, und die Gesetze, nach denen sie erfolgen, so viel möglich, zu entdecken; als auf welche Untersuchung die praktischen Lehren von der Verbesserung desselben sich gründen.

Es lassen sich aber die Producte des menschlichen Verstandes füglich auf drey Hauptklassen bringen, Ideen, Urtheile und Schlüsse; obgleich gewiß ist, daß die Wirkungen der Seele dabey meist durch einander laufen, und aus einander schnell entstehen; so, daß unvermerkt bald aus Begriffen Urtheile, bald aus Urtheilen Begriffe werden, und durch Verbindung der Begriffe Urtheile zu einem Vernunftschlusse sich vereinigen.

I. Von den mancherley Arten der Ideen, und ihrem Ursprunge.

§. 20.

Eintheilung der Begriffe nach dem materiellen oder objectiven Unterschiede.

Auf vielerley Weise unterscheiden sich die Begriffe des menschlichen Verstandes von einander; sowol in Ansehung dessen, was darinne vorgestellet wird, als in Ansehung der Vollkommenheit, mit welcher es vorgestellet wird.

In Ansehung jenes erstern, objectiven, materiellen, Unterschiedes, sind es erstlich entweder Vorstellungen von gewissen Dingen, oder von einzelnen Beschaffenheiten der Dinge, oder von Verhältnissen, Relationen, von demjenigen, was von einer Sache gesagt wer-

den kann, in Rücksicht auf uns oder andere Dinge.

Ferner sind es entweder Begriffe von Dingen, die sich unter einem Bilde vorstellen lassen, sinnliche, bildliche Begriffe, oder Begriffe des Verstandes, Intellectual-Begriffe, Notionen. Es sind entweder Vorstellungen von einzelnen Dingen, Individuen, oder von Beschaffenheiten und Verhältnissen, wie sie sich bey gewissen einzelnen Dingen in einem bestimmten Falle finden, Vorstellungen *in concreto*; oder es sind abgesonderte, abgezogene, abstracte Begriffe, wovon insbesondere die allgemeinen Begriffe der Gattungen und Arten der Dinge zu merken sind. Sie werden auch höhere Begriffe genannt, und sind in Vergleichung mit einander entweder enger, oder weiter, oder von gleichem Umfange (Extension). Weiter sind unsere Begriffe entweder Begriffe der unmittelbaren Erkenntniß, wenn nemlich die Gegenstände unsern Sinnen vorgekommen sind, oder nicht. Von letzterer Art sind besonders anzumerken die analogischen Vorstellungen, vermöge deren wir uns von Dingen, die wir nicht aus unmittelbarer Empfindung kennen, Begriffe machen, vermittelst der Begriffe anderer Dinge, die ihnen, im Ganzen, oder in gewissen Stücken, ähnlich sind.

End-

Endlich sind unsere Begriffe entweder zusammengesetzt, lassen sich in mehrere andere auflösen, oder sind einfach. Es scheinet bisweilen ein Begriff einfach, der es bey genauerer Untersuchung nicht ist.

(*) S. *Locke* B. 2. ch. 2. u. vergl. *Leibnitz* Nouv. Essais. *Search* tom. I. chap. IX.

§. 21.

Von dem Ursprunge unserer Begriffe, sonderlich der allgemeinen.

Ueber den Ursprung der Begriffe, besonders der allgemeinen, ist immer viel Streites unter den Philosophen gewesen. So viel ist gewiß, daß es an hinlänglichen Gründen fehlet, wenn man behaupten will, daß sie anderswoher als aus den Empfindungen entstehen, oder wenn man überhaupt angebohrne Begriffe behaupten will (*). Hingegen scheint mit der gegenseitigen Meynnng alles übereinzustimmen, was die Erfahrung lehret. Man erwäge nur

1) daß mit der Beraubung eines Sinnes der Mensch zugleich aller derjenigen Begriffe beraubet ist, die sich auf die Empfindungen dieses Sinnes beziehen. Was würden also für Begriffe da seyn können, wenn alle Sinnen fehlten?

2) die allgemeinen Begriffe, an deren Ursprung aus der sinnlichen Erkenntniß man zweifeln will, haften ja doch an den Worten oder andern Zeichen. Diese aber lernen wir nicht nur nach dem Materiellen derselben, vermittelst der Sinne, indem wir sie sehen oder hören: sondern es haben auch diese Zeichen für sich keine Bedeutungskraft, und nur durch mittelbare oder unmittelbare Verknüpfung mit Empfindungen können sie bedeutend und verständlich gemacht werden.

3) Sind nicht jene einfachen, oder wenigstens uns unauflöslichen Notionen, auf welche die subtilste Metaphysik bey der Entwickelung unserer Begriffe endlich hinführet, Empfindungen, innerliche oder äusserliche?

4) Je nachdem ein Mensch viele oder wenige, diese oder jene, Empfindungen gehabt hat, von einer gewissen Art der Dinge: je nachdem ist sein allgemeiner Begriff davon, sein Ideal, beschaffen (**).

(*) Die Gründe, womit Plato und einige Neuere für die angebohrnen Begriffe gestritten haben, beweisen zum Theil gar nichts, zum Theil nur so viel, daß gewisse Grundbestimmungen in der Seele vorher erfordert werden, und da seyn müssen, wenn bey den Veränderungen in den körperlichen Organen Vorstellungen in ihr entstehen sollen. Aber daß dieses Ideen, Abbildungen, Eindrücke, wie dergleichen mit Grunde angenommen wer-

werden, wenn, vermittelst der Empfindung, einmal Vorstellungen in uns gekommen sind, ob wir gleich einer jeden uns nicht immer bewußt sind: dieß folget aus solchen Gründen nicht. Man sehe hierbey *Locke* B. I. u. II. ch. I. und vergl. *Leibnitz*; desgleichen *Crusius* Log. §. 82, 83, 85; Thelematolog. §. 82, 137; und *Hume* Enquiry concerning hum. Underst. Sect. II. *Reid's* Inquiry into the human mind, chap. V. Sect. VIII. *Bruckeri* Hist. Philos. doctrinae de ideis, Sect. III.

(**) Daß nicht jedweder geschickt dazu ist, den möglichen Ursprung irgend eines Begriffes aus der Empfindung zu zeigen, beweiset nichts. Ueberhaupt aber muß man nur merken, daß willkürliche und unwillkürliche Abstraction oder Determination, (§. 14. 15.) eigenes Denken und Unterricht anderer, dabey zusammenkommen. S. *Locke* B. III. ch. III. Essai de Psychologie §. 12 seq.

§. 22.

Nöthige Anmerkung zu dieser Lehre.

Wenn man behauptet, daß wir alle unsere Begriffe aus den Empfindungen haben: so muß man sich hüten, dieses blos von den äusserlichen Sinnen zu verstehen. Ein grosser Theil unserer Begriffe rühret aus den Empfindungen her, die wir vermöge des innern Sinnes haben. Daher hat die Seele den Begriff von ihr selbst, und von ihren Eigenschaften. Und vermittelst dieser geistischen Grundvorstellung bilden wir uns unsere übrigen Begriffe von geistischen Naturen und Eigenschaften.

(*) S. *Locke* B. I. ch. I. §. 2 seq. B. II. ch. XXVII. §. 9. Mendelsons Phaedon S. 109. 110.

§. 23.

Von dem formellen, subjectiven, Unterschiede der Begriffe.

Einen andern Unterschied unter den Begriffen, den sinnlichen sowohl als den abstrakten, machet ihre **formelle** Beschaffenheit, die Vollkommenheit, mit welcher sie in einem Subjecte vorhanden sind. Denn einige Begriffe haben wir oftmals so klar, daß wir die Gegenstände dadurch hinlänglich von einander unterscheiden können, andere sind **dunkel**, setzen uns nicht in den Stand, eine Sache von allen andern genugsam zu unterscheiden, lassen uns noch in Ungewißheit.

Die klaren Vorstellungen sind entweder **deutlich**, lassen uns in dem Mannichfaltigen, so in einer Vorstellung begriffen ist, einzelne Merkmale der Sache unterscheiden; oder sie **undeutlich, verwirrt, confus**, wenn sie sind dieses Mannichfaltige nicht so unterscheiden lassen. Sie sind ferner entweder **entwickelt, ausführlich**, deutlich, oder **unentwickelt, unausführlich**. Sie sind **vollständig**, wenn sie alles enthalten, was eine Sache ausmachet und unterscheidet, oder **unvollständig**, im gegenseitigen Falle. Sie sind entweder **genau** bestimmt, **präcis**, **nett**, **reine**, indem sie nichts enthalten, als was zur Sache gehö-

gehöret, und dasselbe deutlich ausdrücken, oder sie sind überfliessend, schwankend, schielend, wenn einige Merkmale entbehrlich oder zweideutig sind, einseitig, oder aus einem falschen Gesichtspunkte, die Sache vorstellen.

Bey den sinnlichen Vorstellungen, besonders bey den Phantasien, machet die Lebhaftigkeit eine eigene Vollkommenheit aus. Sie besteht in der Menge sinnlicher Merkmale, wodurch die Sache so vollständig ausgezeichnet vorgestellet wird, als wenn sie lebte, als wenn sie wirklich vor uns wäre, jetzo wirklich empfunden würde.

(**) Man sehe hierbey, wegen der Eintheilung und den Erklärungen, *Leibnitz.* comment. de cognit. verit. et ideis. *Locke* B. II, ch. XXIX. XXXI. Crusius Log. §. 160.

§. 24.

Von den Ursachen der Vollkommenheit oder Unvollkommenheit unserer Vorstellungen. Die vorräthige rege Idee von etwas ist ein Grund der leichtern Gewahrnehmung.

Die Ursachen dieses mannichfaltigen Unterschiedes unserer Begriffe liegen theils in der Beschaffenheit unserer Erkenntnißkräfte und Werkzeuge, theils in der Art, wie wir sie gebrauchen.

Die Sinne, wenn sie auch in dem Maaße der menschlichen Natur vollkommen

sind, und gehörig geübt werden, sind doch dahin eingeschränket, daß sie nur gewisse Dinge, in einem gewissen Abstände, und bey einem abgemessenen Grade der Stärke und Dauer des Eindruckes, uns gehörig vorstellen können.

Der Grad der zweckmäßigen Lebhaftigkeit der Einbildungskraft findet sich nicht immer.

Unvollkommenheit in den Empfindungen kann nichts anders, als Unvollkommenheit in den abgezogenen Begriffen nach sich ziehen. Und wenn die allgemeinen und einfachern dieser abstrakten Begriffe, oder überhaupt die Grundbegriffe, undeutlich und unbestimmt sind; so werden es durch diese bald viele andere.

Bey jedweder Erkenntnißart ist Aufmerksamkeit nöthig, um etwas recht zu erkennen. Aber oft fehlt die Lust dazu, oft auch das Vermögen.

Leichter vernehmen und bemerken wir, auch bey geringer Aufmerksamkeit, dasjenige, wovon die Vorstellung schon in uns, und zumal wenn sie jtzt eben rege ist. Mehr Mühe hingegen erfordert es, dasjenige klar, deutlich und vollständig gewahrzunehmen, wovon noch keine Idee in uns vorräthig und geläufig ist.

Ueber-

Ueberhaupt aber machet die Einschränkung unseres Erkenntnißvermögens auch, daß wir nicht viele Dinge zugleich gehörig erkennen, nicht allzu vieles fassen und behalten können. Wenn allzu viele Vorstellungen sich zugleich uns aufdringen; so können sie einzeln nicht genugsame Klarheit haben. Sie verdunkeln einander, und das Ganze wird ein verwirrtes Chaos. Wie ein schwächeres Licht durch den Glanz des stärkeren überdeckt wird: so kann auch eine Vorstellung, die die Seele einnimmt, andere Veränderungen, die in uns vorgehen, unmerklich machen. Und wenn schon allzu viele Begriffe im Kopfe sind: so wird der Zugang den neuen verschlossen, wenigstens schwerer gemacht. Die Zeit, zu lernen, und neue Begriffe anzunehmen, scheinet auch um deswillen bey den meisten Menschen auf gewisse Jahre eingeschränkt zu seyn. Endlich können sich auch die Begriffe, ohne wenn sie erneuert werden, gewöhnlich in die Länge nicht erhalten. Wir vergessen, was wir wußten, wenn wir es nicht öfters wiederholen. Wir vergessen erst das Alte über dem Neuen, und zuletzt oft beides mit einander. So löschet die Zeit selbst die Eindrücke der Empfindung aus, und vertilget in uns, wie auſſer uns, die Denkmale unseres Wissens.

§. 25.

Vorstellung ohne alles Bewußtseyn. Ideen-Reihen, die die Fertigkeiten gründen.

Wenn man unter einer Vorstellung, oder Idee, diejenige Modification eines denkenden Wesens versteht, wodurch es sich etwas vorstellet, etwas mit Bewußtseyn gewahrnimt, so wäre es freilich ein offenbarer Widerspruch, gänzlich dunkle Vorstellungen, Vorstellungen ohne alle Unterscheidung eines gewissen Etwas, ohne alles Bemerken, alles Bewußtseyn, anzunehmen. Aber wenn ganz dunkle Vorstellungen nur so viel heissen sollen, als gewisse von äusserlichen oder innerlichen Empfindungen herrührende Modificationen unserer Seele und der innersten Organen, welche, ohne mit unterscheidendem Bewußtseyn gewahrgenommen zu werden, dennoch auf den Zustand der Seele und unsere willkürlichen Handlungen Einfluß haben: so finden sich, sowohl in den vorher bemerkten Ursachen der Vollkommenheit und Unvollkommenheit unserer Vorstellungen, als in den vermuthlichen Ursachen vieler Handlungen und Fertigkeiten, hinlängliche Gründe, solche ganz dunkele Vorstellungen, ganze Reihen derselben, wirksam im Menschen anzunehmen (*).

(*) S. *Leibnitz* N. E. p. 72 seq. Essai de psychologie, ch. XXXIX seq. Sulzers Vermischte Schriften S. 261.

S. 261. Mendelssohn Philosoph. Schriften Th. II. S 80 ff. der zweiten Auflage. *Condillac* I. c. tome I. sect. I. ch. II. §. 13. sect. II. ch. I. §. 9 seq. *Search* tom. I. chap. X.

II. Von den Gesetzen des Zusammenhangs und der natürlichen Folge unserer Vorstellungen.

§. 26.

Grundgesetze.

Die Ordnung, wie unsere Vorstellungen sich zusammen gesellen und auf einander folgen, stehet nicht völlig in unserm Belieben. Wir können zwar oft nach dem Bestreben unseres Willens Empfindungen uns verschaffen, und Empfindungen, die uns unangenehm sind, bisweilen ausweichen; wir können durch vermehrte oder verminderte Aufmerksamkeit selbige stärken oder schwächen nach Wohlgefallen. Uebrigens aber entstehen fürs erste die Vorstellungen von den Dingen ausser uns, vermöge der Empfindung, nach den Gesetzen des Zusammenhanges, in welchem die Dinge selbst unter einander stehen. Sodann aber ist auch unserem Innersten ein Gesetz eingepräget, nach welcher die Folge der Vorstellungen, die durch die Phantasie, oder eine andere Anwendung unserer Denkkraft, hervorgebracht werden, über-

all gar sehr bestimmt wird. Nemlich unsere Vorstellungen erwecken einander, und gesellen sich zusammen, theils nach der Aehnlichkeit, die unter ihnen ist, theils nach der Verknüpfung, die sie durch eine vorherige, willkürlich veranstaltete, oder sonst entstandene, Coexistenz mit einander erhalten haben. Dieß ist das durch die Erfahrung genugsam bestätigte **Grundgesetz von der Adsociation der Ideen.**

(*) Um auf die Spuren der genauern Bemerkung dieses überaus wichtigen psychologischen Gesetzes zu kommen, können einem folgende Stellen behülflich seyn. *Aristot.* de memoria cap. II. *Quinctil.* Institit. Orat. XI. 2. *Hobbesii* Elementa philos. part. IV. c. 25. Leviathan, cap. III. *Mallebranche* liv. II. part. I. ch. V. *Locke* B. II. ch. XXXIII. vergl. mit *Leibnitz* Nouv. Essais, *Wolf* Psych. Empir. §. 104. 105. Metaphys. II. §. 74. *Hollmanni* Log. §. 14. *Hume* Ess. conc. hum. Underst. Sect. III. Hartley's Beobachtungen über den Menschen, Th. I. Homes Grundsätze der Kritik, Th. I. K. I. Gerard über das Genie, Th. II.

§. 27.

Weitere Erläuterung des Gesetzes von der natürlichen Folge unserer Gedanken.

Es verdienet dieses Gesetz des Denkens noch weiter entwickelt und erläutert zu werden.

1) Man kann leicht dasselbe in mehrere andere zergliedern; aber schwerlich ein besonderes Gesetz von der natürlichen Folge und Verknüpfung der Ideen anführen, das

das nicht schon in ihm begriffen wäre. Verschiedene aber, die man anführet, sind, auser der Einschränkung dieses allgemeinen betrachtet, schwankend und ungewiß *).

2) Wenn es scheinet, daß Ideen in uns rege geworden sind, anders als nach der Angabe dieses Gesetzes: so möchte wohl eine Zwischenidee rege gewesen seyn, oder eine neue äusserliche oder innerliche Empfindung sich eingeschlichen und gewirket haben, ohne daß wir es bemerket hätten. So bestimmen insbesondere unsere allgemeinen Begriffe und die eingeprägten Regeln vernünftig, d. h. nach den Verhältnissen der Dinge unter sich und zu gewissen Absichten, indem sie im anpassenden Falle nach eben diesem Gesetze erweckt werden, die weitere Folge der Ideen, und zwar desto unvermerkter, je geläufiger sie uns geworden sind.

3) Von den unzähligen Vorstellungen aber, die auf diese Weise mit einander verknüpfet sind, müssen vorzüglich diejenigen erweckt werden, die grössere Aehnlichkeit haben, oder genauer mit einander verknüpft worden sind, durch oftmalige Verbindung, oder durch ein besonderes Bestreben sie mit einander zu verknüpfen, oder eine andere Ursache; ferner

dieje-

diejenigen, die überhaupt mit grösserer formellen Vollkommenheit in der Seele vorhanden sind, oder zu dem Gemüthszustande, in welchem sich die Seele jetzo befindet, am besten sich schicken.

(*) S. Hume und Home II. cc.

§. 28.

Einige Folgen von der Adsociation der Ideen.

Wenn wir auch die physischen Ursachen (*) von diesem Zusammenhange und von dieser Folge der Gedanken nicht weiter ergründen; so kläret uns doch das dabey obwaltende Gesetz die Natur der Seele gar sehr auf. Es entdeckt dasselbe nicht nur den Grund der **Erinnerung** (§. 13.) der **allgemeinen** und **zusammengesetzten Begriffe** (§. 21. 22.) und der **Ideen-Reihen** (§. 23.); sondern es gibt uns überhaupt den Schlüssel zu den tiefsten Geheimnissen der Seele, machet uns ihre sonderbarsten Bewegungen und Wendungen begreiflich. Man findet dieses in der Seelenlehre überall und auf mancherley Weise bestätiget. Hier schon können wir aus der angenommenen Erfahrung beträchtliche Folgen ableiten.

Sie dienet uns zur Einsicht in den mannichfaltigen Unterschied der Genies und Cha-

raktere; und zur Entdeckung der Ursachen der oft so sehr unterschiedenen Wirkungen einer Idee in verschiedenen Köpfen. Nemlich es hängt von der Beschaffenheit der übrigen im Kopfe vorhandenen und herrschenden Ideen die nähere Bestimmung, so jedwede andere Vorstellung bekömmt, und die Anwendung derselben ab. (§. præc. n. 3.) Man kann also sowohl aus der Wirkung, die eine Idee in einem Menschen hervorbringt, auf den Zustand seines Geistes schliessen; als auch aus diesem vorher sehen, was eine Idee ohngefehr für eine Wirkung bey ihm hervorbringen werde. Man begreift eben hieraus auch, warum bey allen Gelegenheiten ein jeder so leicht an sich und seine Beschäftigungen erinnert wird; desgleichen warum ein in vielen Stücken gedankenreicher und scharfsinnniger Kopf manchmal ansteht, und Ungeschicklichkeit beweiset, wo dem gemeinsten Verstande alles leicht ist. Man begreift, daß bey Köpfen, in welchen gar vielerley Ideen in gleichem Grade rege und mächtig sind, der Fortgang und die Verknüpfung der Ideen anders aussehen müsse, als bey Köpfen, in welchen die Ideen nach ihrem Werthe unterschieden sind, und einige über die andern herrschen. Daher das Durcheinandermengen gemeiner Leute, wenn sie etwas erzählen, die Schwatzhaftigkeit seichter oder allzu lebhafter Köpfe, und die Aus-

Ausschweifungen derjenigen, die gewissermassen zu viel wissen.

Endlich können wir uns die ausserordentlich starken Wirkungen gewisser Vorstellungen hieraus erklären; diejenigen nemlich, die sie vermöge der durch sie erweckten und sich zugesellenden Ideen hervorbringen. Es bringt aber eine Vorstellung desto leichter viele andere hervor, je lebhafter sie ist, je stärker der Eindruck, durch den sie erregt worden; denn da ist eine stärkere Erschütterung, und die Idee hat gleichsam desto mehr Berührungspunkte, je ausgebildeter sie ist. (§. 24.) Es kann auch eine gewisse **Undeutlichkeit** der Hauptvorstellung, der vielfachen Adsociation beförderlich seyn. Denn je weniger man das Mannichfaltige einzeln unterscheidet, desto weniger sondert man das Fremde ab. Und aus beyden vorhergehenden Gründen folget, daß eine Vorstellung auch mehr Ideen erwecken werde, wenn sie durch plözlichen Eindruck entstehet. Weiter folget, daß auch das **Neue** eine grössere Bewegung in der Seele hervorbringen könne, als das Gewöhnliche (**).

Wenn aber durch die **Coexistenz** mit jedweder Vorstellung jedwede andere verknüpft werden kann: so sieht man, wie vielerley Sonderbares von diesem Gesetze des Denkens herkommen müsse.

Diese Bemerkungen sind für die praktische

rische Philosophie besonders wichtig; aber doch auch keine Ausschweifung in der Logik. Die Macht der fremden Vorstellungen, die sich hinzugesellen, aber nicht immer einzeln sichtbar sind, bewirket Irrungen bey der Unterscheidung des Wahren und Falschen, eben so leicht als bey der Unterscheidung des Guten vom Bösen.

(*) S. *Mallebranche* und *Locke*: I. c. *Bonnet* Ess. Analyt. chap. VII. §. 86. seq. chap. IX. etc. Plattners Anthropologie. §. 442. *Holleri* Elem. phys. lib. XVII. sect. I.

(**) Aus allem erhellet, daß sinnliche Vorstellungen durch die Adsociation mehr zu vermögen geschickt sind, als die allgemeinen Begriffe. Doch, wenn mit diesen starke Empfindungen verknüpft sind, wenn sie sich bey einem Menschen leicht in sinnliche Begriffe auflösen: so können auch diese viel bewirken.

§. 29.

Anwendung auf die Wirkungen der Phantasie im Traum und in der Raserey.

Die Träume geben uns Gelegenheit, die Gesetze des Ursprungs und der Verknüpfung unserer Ideen noch genauer zu erwägen, und sind überhaupt eine zu wichtige Erscheinung in der Geschichte des menschlichen Verstandes, als daß nicht die Wissenschaft vom Denken manches dabey zu untersuchen finden sollte.

So wunderlich auch bisweilen die Folge der Ideen in den Träumen seyn mag: so ist sie

doch nichts weniger als regellos. Eben die vorher bemerkten Gesetze entdecken sie auch hier. Nur daß oftmals die Zwischenideen, vermittelst deren die Seele von einer Scene zur andern fortgerissen wird, die schwachen äußerlichen Empfindungen, oder die so durch den Umlauf des Geblüts und andere Lebensbewegungen erregt werden, oder die Verbindungsideen im innern System der Wahrnehmung entwischen; welches auch bey Wachenden nichts ungewöhnliches ist (§. 27. 25.)

Der Grund des Stoffes der Träume findet sich gemeiniglich gar leicht in den aus den bekannten Ursachen (§. 27.) herrschenden oder vorzüglich regen Ideen eines Menschen; und folglich weiter in dem jedesmaligen Zustande des Körpers oder des Gemüths a). Wenn gewisse Träume, entweder wegen ihrer innern Beschaffenheit' oder wegen eines entsprechenden Erfolges, zu sonderbar scheinen, als daß sie aus diesen natürlichen Ursachen so leicht begriffen werden könnten: so wird es doch vernünftig seyn, lange Bedenken zu tragen, ehe man eine andere Ursache vermuthet; da so viel gewiß ist, daß der Mangel der genauen Einsicht in den Zustand des Körpers und des Gedankensystems eines Schlaffenden allein schon Ursache seyn kann, warum uns dergleicheu etwas unbegreiflich und wunderbar scheinet.

Daß der nemliche Traum oft wieder-

kömmt, ist sehr natürlich; zumal wenn man das erstemal darüber nachgedacht hat. Die sonderbarsten Träume können daraus entstehen, daß die Imagination aus dem, was wir bey Tage nur verwirrt oder abstract gedacht haben, im Traume eine Geschichte schaffet. Uebrigens bin ich weit entfernt zu behaupten, daß alle Träume, so wie ich es mir überhaupt vorstelle, jedesmal entstehen müssen. Leichtgläubigkeit und Vermehrung der Erklärungshypothesen sind Fehler, vor denen sich ein Philosoph mit Recht zu bewahren suchet. Aber ein nicht geringerer Fehler ist es, wenn man nichts glauben will, als was man mit seinen Hypothesen zusammen reimen kann. aa)

Ordentlicher Weise äusern sich Vernunft und Ueberlegung im Traume weniger als wenn wir wachen. Wir thun manches, wozu wir uns wachend nicht entschliessen würden. Wir halten Phantasien für wirklich gegenwärtige Dinge. Davon lassen sich verschiedene Ursachen mit hinlänglichem Grunde angeben oder vermuthen. Die wirklichen Empfindungen fehlen; der Schein der Ideen ist um so viel stärker. Es entstehen bey dem freyern Laufe der Imagination neue und wunderbare Vorstellungen, mit welchen die zu rechte weisenden Gedanken der Vernunft weniger verknüpfet sind. Bisweilen geschieht es, daß man über diese Ill-

lusionen beym Erwachen vernünftige Urtheile fällt, die sich dann damit verknüpfen, und beym wiederkommenden Traume eintreten. Vielleicht daß überhaupt die Ideen der Vernunft während des Schlafs weniger rege sind, oder die zu ihrem Gebrauche dienenden Organen weniger brauchbar. Mancher kann darauf verfallen, zu vermuthen, daß die Seele wohl selbst schläfet, daß ihre Kraft weniger reizbar ist beym Schlafe eines gesunden Menschen.

Aber viele Erfahrungen beweisen auch, daß Menschen im Schlafe Dinge verrichten können, die den völligen Gebrauch der Vernunft vorauszusetzen scheinen: Dinge, die sie wachend also zu verrichten keineswegs im Stande seyn würden.

So unbegreiflich auch diese Sache bisweilen vorgestellet wird b), so lässet sich doch das Meiste aus gewöhnlichen Erfahrungen und den daraus gefolgerten allgemeinen Gesetzen unserer Handlungen noch wohl begreifen; wenn man nur genaue Beobachtungen unverfälscht zu Rathe ziehet.

Und so ist es auch mit andern allerdings untersuchungswerthen Stücken in der Geschichte des Schlafes und der Träume, so weit sie den Psychologen interessirt. Dahin gehören

die

die Künste, zu machen, daß man zu einer gesetzten Stunde erwachet, oder daß man einschläfet; die Frage, warum man sich so oft nicht an einen Traum erinnert; und endlich die Frage, warum manche Menschen so viel träumen, und andere so wenig. Die Untersuchung dieser Fragen giebt allerdings zu feinen Bemerkungen Anlaß. Aber die bereits aus andern Gründen angenommenen psychologischen Natur-Gesetze und Hypothesen finden auch dabey mehrmalen ihre Bestätigung.

Auch in der Raserey erfolgen die Vorstellungen nicht anders, als nach den obigen allgemeinen Gesetzen. Ueberhaupt kömmt der Seelenzustand eines Unsinnigen mit dem Zustande eines Träumenden sehr genau überein. Und beyden kömmt der Seelenzustand wachender, und der Vernunft nicht beraubter Menschen oft so nahe, daß die Grenze der entgegengesetzten Begriffe genau zu zeichnen, auch hier nicht leicht ist c).

Sonderbar sind die Beyspiele derjenigen, bey denen so zu reden nur eine unsinnige, das ist, in einem unnatürlichen Licht erscheinende, oder in einer unordentlichen Verknüpfung stehende Idee sich findet d).

Und hier beym Beschlusse der Betrachtungen über die Gesetze der Verknüpfung unse-

rer Vorstellungen wird die Frage nicht ganz am unrechten Orte stehen, ob die Seele jemals im Leben gänzlich aufhöre, Vorstellungen, mit oder ohne Bewußtseyn, zu haben? e)

a) Daß alle Träume aus einer Empfindung des äussern Sinnes unmittelbar entstünden, (Wolf Metaphys. §. 799. 229.) scheinet nicht richtig zu seyn.

aa) Die allersonderbarste Hypothese vom Ursprung der Träume will *Baxter* behaupten; sie sollen alle Wirkungen der Geister seyn. S. dessen Inquiry into the nature of human soul. vol. II. sect. I.

b) S. *Encyclopedie* art. Somnambulisme. Vergl. *Muratori* della fantas. c. 7.

c) S. *Condillac*. Essai tom. I. p. 122. *Search* tom. II. chap. XXXI. §. 5.

d) S. *Locke* und *Bonnet*, ll. cc.

e) S. Cartes. Epist. CV. part. I. *Locke* B. II. ch. I. § 9. seq. und vergleiche *Leibnitz* N. E. desgleichen Wolfs Metaphys. §. 796. ff.

III. Von der Sprache.

§. 30.

Grund der Fähigkeit zur Sprachenerkenntniß, und Wichtigkeit derselben.

Wenn diese natürliche Verknüpfung der Ideen manche unangenehme Folgen für uns hat: so haben wir ihr hingegen auch viele Vortheile zu danken. Darunter ist besonders derjenige beträchtlich, welchen wir von dem Gebrauche der Sprache und anderer Zeichen unserer Gedanken haben. Ohne jenes Gesetz wäre es nicht mög-

möglich, so wie bey der symbolischen Erkenntniß geschieht, uns willkührliche Zeichen der Dinge, Worte, bedeutend zu machen (*). Und ohne dieses würden wir es im Denken nicht weit bringen. Denn dadurch, daß wir Vorstellungen und Gedanken mit willkührlichen Zeichen verknüpfen, bringen wir sie in unsere Gewalt, trennen sie nach Wohlgefallen von einander, und bringen sie unter einander in Verbindung, unabhängig von den Gegenständen, von denen wir sie durch die Empfindung erhalten haben. Wir vermehren die Anzahl unserer Begriffe, machen die verwirrten Vorstellungen deutlich, und setzen uns in den Stand, die einmal gehabten Vorstellungen mit leichter Mühe wieder zu erwecken: es sey, daß wir bey uns selbst nachdenken, oder daß wir unsere Gedanken andern mittheilen wollen (§. 15.) (**).

(*) Ob die Menschen für sich selbst ganz natürlich die erste Sprache erfunden, ist eine schon lange streitige und noch nicht völlig entschiedene Frage. Unterdessen scheint es, daß sich der allmälige Uebergang von der natürlichen zur willkürlichen Sprache als möglich gar wohl gedenken lasse. Solte derselbe wohl mehr zu bedeuten haben, als die Erfindung der alphabetischen Schrift? — Die seit einiger Zeit hierüber erschienenen Schriften sind Süßmilchs Versuch eines Beweises, daß die erste Sprache ihren Ursprung nicht vom Menschen habe. 1766. Herders Preisschrift. 1772. Ueber den Ursprung der Sprache und der Schrift, Bützow und Wißmar, 1772. Versuch einer Erklärung des Ursprungs der Sprachen. Riga, 1772. Jobels

Gedanken über die verschiedenen Meynungen vom Ursprunge der Sprache. 1773.

(**) S. *Condillac* tom. I. sect. IV. p. 190. seq.

§. 31. a.

Vom Nothwendigen und Zufälligen bey der Sprache.

In mehr als einer Rücksicht sind die Sprachen ein wichtiger Gegenstand der Philosophie. a) Der Logiker insbesondere kann das Nothwendige und Gemeinschaftliche aller Sprachen ausfindig zu machen suchen, er kann auch auf die Entdeckung der **vollkommensten Sprache** ausgehen. Nothwendig ist allemal einiges bey einer Sprache; wegen des Wesentlichen der Organen und des Verhältnisses derselben unter einander; wegen der verschiedenen Gattungen unserer Ideen, und der Gesetze ihrer natürlichen Verknüpfung; wegen des wesentlichen Zweckes des Redens. Das Zufällige wird bestimmt erstlich durch die Unterschiede, die bey diesen angezeigten Gründen Statt finden können, und also ferner durch die Verschiedenheit der **Meynungen, Neigungen,** und **Sitten,** des **Temperaments, Klima,** und der äusserlichen **Situation** überhaupt. Zu den Folgerungen, die hieraus a priori entstehen, kommen von der andern Seite die, so aus der Vergleichung der vorhandenen Sprachen sich ergeben. Und darinne liegen die Gründe der all-

allgemeinen Sprachlehre; b) und auch der Deschiffrirkunst c).

a) *Michaelis*, de l' influence des opinions sur le langage, et du langage sur les opinions. 1762. *Des Brosses* Traité de la formation mechanique des langues, 1765. tome I. ch. II. Uebersetz. 1777.

b) S. *Hermes* or a philosophical Inquiry concerning language and universal gtammar, by I. H. (*Harris*), Lond. 1751. 8.

c) S. Elementa artis decifratoriae, *Regiom.* 1770. 4.

§. 31. b.

Von der Vollkommenheit eines Zeichens.

Auf die Beschaffenheit der Zeichen kömmt beym Denken viel an. Ihre Vollkommenheiten und Fehler haben auf die Beschaffenheit der Vorstellungen und Gedanken selbst einen grossen Einfluß.

Aus der Absicht solcher Zeichen erhellet leicht, was zu ihrer Vollkommenheit erforderlich sey. Nemlich hauptsächlich drey Stücke: daß das Zeichen so **anpassend**, so **bedeutend**, und so **leicht** sey, als nur möglich. **Anpassend**, daß es einen ganzen und vollständigen, dann auch einen genauen und reinen Begriff von der anzuzeigenden Sache erwecke. **Bedeutend** ist ein Zeichen, wenn das Mannigfaltige in der vorzustellenden Sache, und dessen Verbindung, durch das Mannigfaltige und dessen Verbindung im Zeichen ausgedruckt

wird;

wird; und noch mehr, wenn das Zeichen der Sache dermassen substituiret werden kann, daß, was sich aus dem Zeichen, für sich betrachtet, oder mit andern verbunden, folgern lässet, von den Sachen selbst gilt; oder, wie sich andere ausdrucken a): wenn die Theorie der Zeichen zugleich die Theorie der Sache ist. Wenn ein Zeichen leicht seyn soll, so muß nicht nur der Gebrauch desselben in unserer Gewalt stehen, so daß es immerzu ohne Mühe, und in weniger Zeit, hervorgebracht werden kann; sondern die Bedeutung des Zeichens muß auch leicht zu fassen, es muß ohne viele Mühe verständlich seyn. Diese Vollkommenheiten sind wesentlich.

a) Lamberts N. Organon. II. S. 16.

§. 32.

Anwendung der ersten Eigenschaft eines vollkommenen Zeichens auf die Worte.

Die gewöhnlichen Zeichen für die Gedanken, deren wir uns bedienen, sind die Worte; gewisse articulirte Töne, von denen die Buchstaben, oder andere schriftliche Charactere wiederum Zeichen sind. Wenige Worte haben die Eigenschaften, die ein Zeichen vollkommen machen, alle bey einander. Der hauptsächlichste Fehler derselben ist, in Ansehung des ersten wesentlichen Stückes eines guten Gedan-

dankenzeichens, die Vieldeutigkeit. Vieldeutige Worte sind entweder Namen, die ganz verschiedenen Dingen gemeinschaftlich zukommen, oder Namen, die von mehreren Dingen gebraucht werden, um gewisser Aehnlichkeiten willen; oder solche, die bald mehr, bald weniger anzeigen, jetzt in einer weitläuftigern Bedeutung genommen werden, ein anderesmal in einer engern.

Es entstehen diese Unvollkommenheiten in einer Sprache aus verschiedenen Ursachen.

1) Die Menschen sprechen gar viele Worte aus, ohne recht etwas Bestimmtes dabey zu denken. Theils ist man oft zufrieden, nur etwas gesagt zuhaben, unbekümmert, ob ein Sinn darinne enthalten ist, vielleicht weil man auf die Gleichgültigkeit der Zuhörer oder Leser rechnet; theils ist die Begierde nachzusagen so groß, daß man gewisse schönklingende Worte gebraucht, ehe man sie versteht. Es ist auch sehr leicht, hierbey getäuscht zu werden, indem man doch immer etwas dabey denket, wenigstens die Empfindung von dem Worte hat, welches man ausspricht. Und auf diese Weise wendet nicht nur einer für sich solche Worte unrecht an: sondern er giebt auch andern zum Mißbrauche derselben, und zur Vieldeutigkeit Anlaß.

2) Wenn auch die Menschen die nemlichen Worte auf die nemlichen Empfindungen und Bemerkungen anwenden; so sind doch diese Empfindungen und Bemerkungen bey einem Menschen nicht genau dieselben, wie bey dem andern. Sie kommen nicht von völlig einerley Gegenständen her; sie sind nicht auf dieselbe Weise aufgefasset und aufbewahret worden. Dadurch entstehen wenigstens Nebenideen, die die wahre Bedeutung eines Namens verfälschen, und nach und nach bisweilen ganz abändern.

3) Die Dinge selbst ändern sich nach und nach so sehr, daß, wenn der Name beybehalten wird, er dadurch seine ursprüngliche Bedeutung ganz verlieret.

4) Vieles kömmt auch her von dem Mangel einiger Ausdrücke zu genauer Bezeichnung einer jeden Sache oder Vorstellung. Daher man nicht nur die Namen ähnlicher, sondern andere in irgend einem, oft sehr zufälligen, Verhältnisse stehender Dinge, gebraucht (*).

5) Endlich aber veranlasset auch die Liebe zum Sonderbaren manchen Mißbrauch der Worte, und manchen Fehler der Sprache.

Dieser Unvollkommenheit der Sprache kann abgeholffen werden; wenn man den Worten nach und nach bestimmtere Bedeutungen verschaffet; die bisherigen Synonymen von einander unterscheidet; neue Ableitungen machet, wenn sich keine eigene Stammwörter finden; aus andern Sprachen Ausdrücke aufnimmt, wenn nur wirklich dadurch die Sprache bereichert wird; veraltete Worte wieder gangbar macht. Endlich kann wenigstens den Mißverständnissen durch Umschreibungen oder Zusätze abgeholfen werden.

(*) Man kann auch nicht behaupten, daß die metaphorischen und uneigentlichen Ausdrücke einer Sprache schlechterdings zur Unvollkommenheit gereichen. S. *Michaelis* p. 87.

§. 33.

Entwickelung der zweyten Eigenschaft eines vollkommenen Zeichens, und Anwendung auf die gewöhnlichen Sprachen.

Leere Töne, die gar keine Bedeutung haben, verdienen nicht den Namen der Worte. **Unverständlich** sind Worte manchmal nur für einige, die übrigens ganz gut sind. Wenn Worte recht **bedeutend**, recht **charakteristisch** seyn sollen: so müssen die einzelnen Töne, Sylben, und Buchstaben, gewisse Beschaffenheiten der Sache, die durch das Wort vorgestellet werden soll, anzeigen; und die Verbindung der

Thei-

Theile eines Wortes muß die Verbindung und das Verhältniß der mehreren Beschaffenheiten einer Sache andeuten. Wenn die ganze Sprache charakteristisch seyn sollte: so müßte es auch die Syntaxe seyn. Auch ist eine Sprache mehr als die andere charakteristisch, und daher mehr als die andere zu einer wissenschaftlichen Sprache geschickt. Nemlich sie ist es um so viel mehr, je mehr Stammwörter, je mehr bedeutende Arten der Abänderung und Zusammensetzung sie hat, und je bedeutender ihre Wortfügung ist. Aber wenn man nur darauf denken wollte, einer Sprache diese zweyte Vollkommenheit zu verschaffen: so möchte wohl die dritte, die Leichtigkeit, allzusehr darüber verlohren gehen (*). Wenigstens ist dieß eine Unvollkommenheit aller vorhandenen Proben von der Art. Es erhellet auch aus der Geschichte, daß die charakteristische oder symbolische Schreibart die ältere ist, und daß man sich der mehr willkührlichen alphabetischen stufenweise genähert hat, wie man zu mehrerer Einsicht gelanget ist (**).

(*) *Carteſii* Epist. part. I. ep. CXI. *Leibnitii* Historia et commendatio linguae charact. vniuersalis, in den Oeuvres philosoph. p. *Raspe* p. 535. seq. comp. *nouv. Essais* p. 363. S. *Michaelis* sect. IV. §. 4. Ein neuer Versuch darinnen ist doch gemacht in *Kalmar.* praecepta grammatica atque specimina linguae characteristicae vniuersalis.

(**) Siehe über dieses Lehrstück nach: Lamberts Semiotik in dem N. O. Th. II. S. 3 - 214. *Condillac* Essai

Essai sur l' origine des connoissances humaines, Tom. I. sect. IV. u., Tom. II.

IV. Von den Urtheilen und Sätzen.

§. 34.

Von dem Inhalte dieses Abschnittes, und von Urtheilen und Sätzen überhaupt.

Dieses Kapitel, welches insgemein eines der weitläuftigsten in den Logiken zu seyn pfleget, scheinet, bey genauerer Erwägung, eines der unfruchtbarsten zu seyn. Denn wozu hilft am Ende die ungeheure Menge von Namen besonderer Arten von Sätzen, und deren Eintheilung? Unterdessen muß man wenigstens diejenigen Namen wissen, die noch einigermaßen gebräuchlich sind; und ein Theil davon ist auch in einer gereinigten Syllogistik unentbehrlich.

Sonderbar ist es, daß die Philosophen, die hier recht methodisch seyn wollen, schon gleich bey der Erklärung von dem, was ein Urtheil ist, in Verlegenheit zu seyn scheinen (*). Ein Paar Exempel können unterdessen die Sache begreiflich machen, wenn die Erklärungen, daß ein Urtheil die Bemerkung des Verhältnisses mehrerer Ideen sey, oder ein Gedanke, worinn etwas bejahet oder verneinet wird, nicht hinreichend seyn sollten. Ein mündlich oder schriftlich ausgedrucktes Urtheil

ist ein logischer Satz. Es erhellet aus der gegebenen Erklärung eines Satzes, daß drey Stücke dabey wesentlich sind; eine Sache, oder ein Begriff, von welchem etwas bejahet, oder verneinet wird, und ein Zeichen der Bejahung oder Verneinung. Das erste Stück wird das Subject genennet, das andere heißt das Prädicat, und das dritte das Bindewort, (copula). Es giebt Sätze, bey welchem es zweifelhaft ist, was das Subject, und das Prädicat sey. Die Regeln, die man giebt, solches zu erkennen, sind nicht allgemein hinlänglich (**). Der Context kann es am besten lehren.

(*) Man vergleiche mit den Erklärungen der gewöhnlichen Kompendien, die genaueren genetischen Erklärungen in Lamberts N. O. I. §. 118. und Search's Licht der Natur Kap. XI.

(**) S. *Darjes* Via ad veritatem §. CII.

§. 35.

Kurze Anzeige der vornehmsten Arten von Urtheilen und Sätzen.

Die vielerley Namen von besondern Arten der Sätze, und ihre Eintheilung, beziehen sich theils auf die einzelnen Stücke eines Urtheils oder Satzes, und deren Verhältniß auf einander, theils auf den Ausdruck, theils auf die Vergleichung mehrerer Sätze mit einander. In erster Betrachtung sind Urtheile und Sätze entweder allgemein oder particulär oder individ-

dividuel; je nachdem das Prädicat entweder allen und jeden Dingen der angezeigten Art oder Gattung, oder nur einigen davon, oder nur einem einzelnen Dinge, beygeleget oder abgesprochen wird. Und in dieser Eigenschaft besteht die Quantität eines Satzes. Es sind ferner die Sätze bejahend oder verneinend, je nachdem das Prädicat vom Subjecte bejahet oder verneinet wird. Dieß macht die Qualität der Sätze aus. Endlich ist ein Urtheil oder Satz einfach, wenn nur Ein Subject und nur Ein Prädicat; zusammengesetzt aber, wenn mehrere Subjecte oder mehrere Prädicate, oder zugleich mehrere Subjecte und mehrere Prädicate, darinne vorkommen, so, daß sich der Satz in mehrere theilen lässet.

In Ansehung des Verhältnisses, welches zwischen Subject und Prädicat erkannt wird, findet sich der Unterschied, daß solches bey einigen Urtheilen blos aus der klaren oder deutlichen Vorstellung des Subjects erhellet, bey andern aber Verknüpfung mit andern Begriffen erfordert wird, um solches einzusehen. Ersteres sind anschauende, unmittelbare Urtheile, die andern heissen schliessende, geschlossene, gefolgerte Urtheile, demonstrable Sätze. Ferner liegt im Prädicat entweder völlig der nemliche Begriff, welcher im Subjecte vorgestellet wird, oder nicht.

Und im ersteren Falle, sind entweder Prädicat und Subject auch völlig einerley in Ansehung der Bezeichnung oder des Ausdruckes; oder der Bezeichnung nach ist das Prädicat vom Subjecte unterschieden, da es der Sache nach völlig einerley ist. Wenn Subject und Prädicat, der Sache und dem Ausdrucke nach völlig übereinkommen, ist der Satz identrisch, ein leerer Satz. Wenn unter verschiedenen Ausdrücken völlig einerley Begriffe im Subjecte und Prädicate vorkommen, und noch gewisse andere Eigenschaften sich dabey finden, ist der Satz eine Erklärung oder Definition. In Ansehung des Verhältnisses zwischen Subject und Prädicat werden die Urtheile und Sätze noch ferner eingetheilet in kategorische und synkategorische; in theoretische und praktische. Kategorisch heisset ein Satz, wenn darinne absolut, gerade zu, schlechthin, etwas bejahet oder verneinet wird. Synkategorisch aber, wenn solches mit einer gewissen Einschränkung oder genauern Bestimmung geschieht. Synkategorische Sätze sind also die bedingten oder hypothetischen Sätze, die Disjunctiven, die Vergleichungs-Einschränkungs-Ausnahms-Ausschliessungs Sätze, und einige andere, deren besondere Eigenschaft man aus dem Namen leichtlich abnimt, oder aus einigen Beyspielen bald kennen lernet. In einer weitläuftigern Be-

deu-

deutung heissen bey einigen Logikern alle zusammengesetzten Sätze synkategorisch. Also auch die copulativen und Causalsätze. Es gehören insbesondere auch noch dazu diejenigen Sätze, in welchen zugleich auch mit angezeigt wird, ob das Prädicat dem Subjecte nothwendig oder zufälliger Weise zukomme, oder entgegen sey. Diese werden **modale Sätze** genennet. **Praktisch** ist ein Satz, wenn darinne angezeigt wird, daß etwas geschehen könne oder müsse, **theoretisch**, wenn sein Innhalt nicht von der Art ist. Ist ein praktischer Satz zugleich von der Art, daß die Richtigkeit desselben ohne Beweis, kraft eines unmittelbaren Urtheils, erkannt werden kann: so nennt man ihn eine **Forderung** oder einen **Heischesatz**, *postulatum*. Braucht er einen Beweis, so heißt er eine **Aufgabe**, **Problem**. Ein theoretischer Satz, der keines Beweises bedarf, heisset **Axiom**. Wenn aber ein theoretischer Satz auf einem Beweis beruhet, wird er ein **Lehrsatz**, **Theorem**, genannt.

In Ansehung des **Ausdruckes** sind erstlich einige Sätze **bestimmt**, andere **unbestimmt**, nemlich in Ansehung der Quantität, die entweder ausdrücklich angezeigt ist, oder nicht. Sodann gibt es in dieser Rücksicht **versteckte**, **kryptische**, **unvollkommene**, **unvollständige** Sätze, wenn nicht alle Haupt-

theile eines Satzes ausdrücklich vorkommen. Es giebt Sätze, in welchen mehrere enthalten sind, ohne daß sie ein jeder gleich gewahr wird, die also wohl eine Auslegung erfordern können, und daher *exponibiles* heissen, unter welchen die *Propositio exhibitiva* von einigen für wichtig angesehen wird (*).

Endlich bekommen die Sätze gewisse Namen in Beziehung auf andere Sätze. Denn da sind sie entweder **gleichgültig**, oder **unterschiedenes Inhaltes**. Gleichgültig, wenn verschiedene Ausdrücke einerley sagen, folglich auch, wenn das Prädicat an die Stelle des Subjectes gesetzt, und also durch **Umkehrung** des Satzes ein neuer gemacht werden kann, der den Begriffen nach gleichgültig mit dem andern ist. Unterschiedene Sätze sind zum Theil **einander entgegengesetzt**, wenn in dem einen etwas verneinet wird, was in dem andern bejahet wird. Recht eigentlich entgegengesetzt und widersprechend, wenn beyde Sätze nicht mit einander bestehen und zugleich wahr seyn können. Also werden zween particuläre Sätze, wovon der eine etwas bejahet, was im andern verneinet wird, uneigentlich entgegengesetzte Sätze genennet. Von eigentlich entgegengesetzten widerspricht entweder einer dem andern schlechthin, indem eben das, was in dem einen bejahet wird, im andern

ver-

verneinet wird; oder auf diese Weise, daß, was in einem behauptet wird, zwar nicht gerade das Gegentheil ist von dem, was der andere Satz anzeigt, aber ihm doch so entgegensteht, daß durch die Setzung des einen das andere aufgehoben wird; wovon der eine Satz also mehr enthält, als das blosse Gegentheil vom andern, die blosse Verneinung desselben. Sätze der ersten Art werden **contradictorische** genannt, die letztern aber **conträre**. Von unterschiedenen aber nicht entgegenstehenden Sätzen, nennt man **subalterne** diejenigen, von welchen der eine particulär bejahet oder verneinet, was der andere allgemein bejahet oder verneinet.

(*) S. *Hollmanni* Log. §. 109.

§. 36. a.

Von dem Grunde und Ursprunge der allgemeinen Urtheile.

Einige von den benannten Arten der Urtheile und Sätze verdienen, entweder in Rücksicht auf die psychologischen Gründe ihres Ursprunges, oder in Rücksicht auf ihren Gebrauch, noch eine genauere Beleuchtung.

Die allgemeinen oder wenigstens unbestimmten Urtheile sind dem Menschen so gewöhnlich; was für einen Grund haben sie

denn in der Seele, oder in der innern Werkstätte der Vorstellungen? Wenn wir alle oder auch nur einige derselben für angebohren annehmen wollen: so würden eben die Betrachtungen dagegen entstehen, die der Meinung von einer solchen ursprünglichen Gründung der allgemeinen Begriffe entgegen sind (§. 21.). Hingegen ist ihr Ursprung aus den individuellen Bemerkungen, so wie der Ursprung der allgemeinen Begriffe aus den individuellen Empfindungen, gar wohl begreiflich. Wenn unserer Seele eine Bemerkung zu wiederholten malen aufstösset; so entsteht in uns das Bewußtseyn, daß sie nicht diesem einzelnen Falle anklebend, sondern gemein ist. Das Gemeinschaftliche, das mehrmalen vorkömmt, druckt sich ein, und bleibt, indem das Individuelle verschwindet. Je gewöhnlicher die Fälle sind, wo dieselbe Bemerkung vorkömmt, desto weniger wird sie in die Länge mit irgend einem einzelnen Falle verknüpft seyn. Und wenn denn kein Fall dagegen erscheint: so wird die Bemerkung mit dem dunkeln oder klaren und deutlichen Bewußtseyn der Allgemeinheit verknüpfet. Endlich kann sie dem Gedanken-System, dem ganzen Denken so einverleibt seyn, daß an ihren Ursprung gar nicht mehr gedacht wird. Dieß scheint die wahre Geschichte des Ursprungs der allgemeinen Urtheile, und Sätze zu seyn (*). Hiezu setze man nur auch noch,

1) daß durch den Weg der Instruction Urtheile anderer allgemein oder unbestimmt in uns kommen.

2) daß ein Genie, entweder durch seine ursprüngliche Beschaffenheit, oder durch die Uebung, vor dem andern aufgelegt seyn kann, das allgemeine, und unbestimmte, zu bemerken.

(*) Man muß aber hier, wie bey dem Ursprunge der allgemeinen Begriffe, diese Erklärung nicht bloß auf die äussern Empfindungen ziehen. Ein Theil unserer allgemeinen Urtheile und Sätze haben ihren Grund in der innern Empfindung; in der Empfindung einer beständigen, nicht von einem vorübergehenden Zustande, wie wohl geschehen könnte, herrührenden, also nicht scheinbaren, sondern wahren Unmöglichkeit das Verhältniß gewisser Begriffe anders als so zu denken. Je leichter wir den Versuch da gleich in einem fort machen können, je inniger wir den ganzen Grund des Urtheils in uns selbst empfinden; desto geschwinder entsteht da freilich die Erhebung des Urtheils in die Classe der allgemeinen Wahrheiten. — Doch man kann, wenn man will, die Sache auch anders vorstellen, und sagen, daß einige unsrer allgemeinen Urtheile unmittelbar aus Begriffen entstehen, wenn diese, so wie sie nun sind, beständig zu seyn erachtet werden. S. meine *Institutt. Log. et Metaphys.* §. 34. und Tetens Versuche I. Th. Vers. VI.

§. 36. b.

Von wahren und scheinbaren Empfindungsurtheilen.

Die Ideen, die die Verbindung oder Trennung anderer, und überhaupt unser Den-

ken bestimmen, werden nicht immer von uns unterschieden und besonders angesehen (§. 25. 27.) Also können auch Urtheile aus andern entsprungen, geschlossene Urtheile seyn, und unmittelbare Grundurtheile zu seyn scheinen. Eine Bemerkung kann sich mit der andern, die Bemerkung einer gegenwärtigen Empfindung mit der in dem Innersten aufbewahrten Bemerkung aus einer vorhergehenden Empfindung, oder mehreren derselben, dergestalten schnell und genau verknüpfen, daß eine von der andern, Grund von der Folgerung, nicht unterschieden wird. Daraus müssen die Fälle erkläret werden, in welchen wir zwar nach dem ersten Anscheine, zufolge einzelner, reiner, gegenwärtiger Empfindungen, nach genauerer Untersuchung aber, zufolge eines Schlusses, oder wenn man, wegen des Mangels der deutlichen Unterscheidung, dieß nicht schliessen nennen will, wenigstens zufolge mehrerer sich verknüpfender Bemerkungen, zu urtheilen scheinen.

(*) S. hiebey *Mallebranche* liv. I. chap. VI. VII. *Locke* B. II. chap. IX. §. 8 seq. *Voltaire* Elemens de la Philosophie de Newton, ch. VI. *Condillac* Essai sur l' Origine etc. tom. I. sect. VI. Traité des sensations, 2. tom. 8. 1754. *Search* tom. I. chap. IX. pag. 230 seq. XI. 2719. Tetens Versuche l. c.

§. 36. c.

Nähere Betrachtung der Erklärungssätze oder Definitionen.

Von den angezeigten Arten der Sätze verdienen eine genauere Erörterung in Rücksicht auf den Gebrauch besonders die **Definitionen** oder **Erklärungssätze**. Dieß sind solche Sätze, in welchen das Prädicat den Begriff des Subjectes aufklärt. Das Prädicat heißt insbesondere die **Definition** (Definitio adplicata, definitio in conceptu formali).

Es kann aber dieses auf verschiedene Weise geschehen; und daher giebt es auch verschiedene Arten von **Definitionen**. Wenn die Erklärung darinne besteht, daß die Art und Weise, wie das Subject entsteht, angezeiget wird: so heißt dieß eine **genetische**, bisweilen auch **Causalerklärung**. Wenn der Begriff, der mit dem Worte verknüpft werden soll, deutlicher gemacht und genau bestimmt worden ist, ohne daß jedoch die Realität desselben dadurch gezeigt, die Möglichkeit und innere Natur der Sache sich aufgeklärt hat: so kann es eine **Namenerklärung**, **Nominaldefinition**; hingegen wenn letzteres geschieht, eine **Sacherklärung**, **Realdefinition**, heissen. Man kann mit Nutzen auch unterscheiden die **Grunderklärungen**, solche, mit denen

man anfangen kann, als mit Grundsätzen, die keines weitern Beweises bedürfen: und geschlossene oder gefolgerte Definitionen, die aus jenen gefolgert werden, und in welchen bisweilen die ganze Lehre von einer Sache zusammengedrängt ist; daher sie alsdann auch Lehrbegriffe heissen. Jedwede andere Erklärungssätze, die den Regeln, die aus dem Begriffe der Definition sich ergeben, nicht völlig entsprechen, werden in der Sprache der Logiker auch keine Definitionen, sondern nur **Descriptionen, Beschreibungen**, genennet.

Es beziehen sich aber die meisten Regeln von der Definition eigentlich auf die **Namen- und Sach-Erklärungen.** Da nemlich in den Sätzen, die diesen Namen verdienen sollen, das Prädicat einen **deutlichen** und **vollständigen** Begriff vom Subjecte geben muß: so folgt

1) daß die Definition mehr sagen müsse, als der blosse Name der Sache, daß sie den Begriff entwickeln, einzelne Merkmaale angeben müsse.

2) daß das zu erklärende Wort weder gleich unmittelbar in der Definition vorkommen, noch in einer andern zur Aufklärung dieser ersten erforderlichen, welches letztere der Zirkel im Definiren heißt.

3) Man muß, in den Erklärungen, der verständlichsten Worte sich bedienen.

4) Die Definitionen sollen nicht ohne Noth weitläuftig seyn: unnöthige Weitläuftigkeit verwirret. Aber auch nicht affectirt kurz, und eben dadurch unverständlich; so, daß eine Erklärung gleich wieder die andere nöthig hat.

5) Bey Grunderklärungen muß man solche Merkmaale angeben, bey denen man die Sache, vermöge der gemeinen Erkenntniß, leicht erkennen kann: nichts strittiges und zweifelhaftes beybringen.

6) Die Definition darf nicht weniger Merkmaale angeben, als nöthig sind, die Sache von allen andern zu unterscheiden; aber auch keine andere, als solche, die ihr beständig zukommen. Sie darf nicht zu weit und nicht zu eng seyn. Sie muß adäquat seyn. Der Erklärungssatz muß auch umgekehrt wahr seyn.

Wie schwer es sey, allen diesen Regeln vollkommen Genüge zu leisten, lehren die Versuche. Und bey den metaphysischen Untersuchungen über die Wesen der Dinge, desgleichen über die Eintheilung in Gattungen und Arten, offenbart sich auch der Grund davon.

Und doch sind viele damit noch nicht zufrieden; sondern fordern noch, daß durch absolute, nicht durch relative, Bestimmungen die Sache charakterisirt werde; daß die Definition nicht negativ sey; daß sie nicht eine Eintheilung enthalten, hingegen den Begriff der nächsten Gattung, und das Unterscheidende der Art, besonders angeben solle.

Es ist gut, wenn alles dieß geschehen kann. Aber so erforderlich sind diese Stücke doch nicht, als wie die vorhergehenden. Und viele unserer Begriffe können auf diese Weise nicht definiret werden.

§. 37.

Von den disjunctiven Sätzen und der logischen Division.

Disjunctive Sätze enthalten eine Eintheilung, und gründen sich also auf eben die Regeln, nach welchen die Eintheilungen müssen eingerichtet werden, welche nicht weniger als die Definitionen zur Aufklärung und Bestimmung der Begriffe viel beytragen.

Die logische Eintheilung ist aber nichts anders, als eine vollständige ordentliche Anzeige der verschiedenen Begriffe, die unter einem allgemeinen Begriffe stehen, oder, welches hier auf eines hinaus läuft, der Din-

ge, die unter einem gemeinschaftlichen Namen begriffen werden (Enumeratio distincta et completa inferiorum ejusdem superioris). Die Bestimmung, bey welcher die Theilungsglieder sich von einander scheiden, heißt der **Theilungsgrund** (fundamentum divisionis). Wenn bey verschiedenen Bestimmungen des nemlichen Begriffes solche Scheidungen entstehen: so machen sie **Nebenabtheilungen** von einander aus.

Aus dem angezeigten Begriffe ergeben sich die **Grund-Regeln der Eintheilung**; nemlich

1) Jedem Theilungsgliede **muß die Definition** des höhern Begriffes zukommen. Dieß ist das Merkmaal, daß nichts fremdes mit untergeschoben wird, so etwa wegen der Vieldeutigkeit der Namen geschehen könnte.

2) Die Theilungsglieder zusammen müssen nicht weniger enthalten, als der Hauptbegriff enthält. Sie müssen den Begriff erschöpfen, die Eintheilung muß **vollständig**, adäquat seyn.

3) Die Theilungsglieder müssen entgegengesetzt seyn, einander **ausschliessen**.

4) Sie müssen so geordnet werden, wie ihre Abstammung von dem allgemeinen

Begrif-

Begriffe, und ihre nähere Verwandschaft mit einander, es mit sich bringt. Daher a) wenn nach verschiedenen Bestimmungen des allgemeinen Begriffes verschiedene Abtheilungen neben einander entstehen, darf man nicht die Glieder der Nebenabtheilungen durch einander mengen. b) Man darf die Glieder einer weitern Unterabtheilung nicht vermengen mit den Gliedern einer obern Abtheilung. c) Ueberhaupt soll man keine Mittelbegriffe überhüpfen; sondern jedesmal die nächsten Arten angeben; d) Deswegen ist die Dichoromie, oder die Theilung in zwei einander contradictorisch entgegenstehende Glieder, fürs erste wenigstens anzurathen.

§. 38.

Von dem Verhältnisse einiger Sätze, vermöge dessen aus der Wahrheit des einen, die Wahrheit des andern erkannt werden kann.

Das §. 35. zuletzt bemerkte Verhältniß der Sätze, von welchem sie gewisse Namen bekommen, lässet auch gewisse allgemeine Regeln zu, die Wahrheit des einen Satzes aus dem andern zu erkennen. Es versteht sich, daß, wenn von gleichgültigen Sätzen der eine wahr oder falsch ist, der andere es auch sey, wenn sie

nur

nur wirklich ganz gleichgültig sind. Contradictorisch entgegengesetzte Sätze können nicht beyde zugleich wahr, auch nicht beyde zugleich falsch seyn. Folglich, wenn man weiß, daß der eine falsch ist, darf man sogleich annehmen, daß der andere wahr seyn müsse, u. a. Conträre Sätze können wohl beyde falsch seyn, aber nicht beyde wahr. Also erkennet man nur aus der Wahrheit des einen die Falschheit des andern. Bey subalternirenden Sätzen kann man die Wahrheit oder Unwahrheit des einen aus dem andern erkennen, insofern, daß, wenn der allgemeine Satz wahr ist, auch der particuläre wahr seyn muß, und wenn dieser falsch ist, jener es noch weit mehr seyn muß. Sätze, die durch Umkehrung anderer entstehen, sind logisch gleichgültig, also beyde entweder falsch oder wahr. Es sind aber bey der Umkehrung der Sätze, wenn man bey der Wahrheit bleiben will, gewisse Regeln zu beobachten. Denn nicht alle Sätze können auf einerley Weise umgekehrt werden, so daß der herauskommende Satz auch wahr ist, wenn es der erste war. Manchmal muß die Qualität, manchmal die Quantität der Sätze dabey geändert werden. Manchmal kann geradezu mit Beybehaltung der Qualität und Quantität ein Satz umgekehrt werden. Die Namen dieser mancherley Arten der Conversion, samt

den Regeln, wo jedwede zu gebrauchen, findet man in allen gewöhnlichen Logiken.

(*) Die Sache wird manchmal zu wichtig und in einem zu gelehrten Aussehen vorgestellet. S. Darjesii Via ad veritat. cap. IV. meditat. I. Unterdessen liegt in den Regeln von der Conversion der Sätze der Grund, nicht nur der mehrsten unmittelbaren Folgerungen, sondern auch vieler Regeln des eigentlichen Syllogismus.

§. 39.

Von hypothetischen Sätzen.

In einem hypothetischen Satze sind zween Sätze also mit einander verknüpft, daß der eine die Bedingung enthält, unter welcher der andere etwas bejahet oder verneinet. Die erste heißt daher die **Bedingung**, die **Hypothesis**, auch das **Vorhergehende** oder das **Erste**; der andere Satz, die **Thesis**, der **Nachsatz**, das **Nachfolgende** oder **Letztere**. Das Verhältniß, nach welchem der eine Satz die **Bedingung**, der andere das **Folgende** ist, heisset die **Folge**.

Zur Wahrheit eines bedingten Satzes wird weiter nichts erfordert, als daß die Folge richtig ist; das heißt, es muß wirklich zwischen dem Vorhergehenden und Nachfolgenden das Verhältniß seyn, daß mit dem Erstern das Letztere zugleich gesetzt wird, daß, wenn das Erstere gelten soll, das Letztere auch gelten muß.

Es

Es kann daher, aus einem bedingten Satze an sich noch nicht erkannt werden, was von der Wahrheit des erstern oder des letztern Stückes desselben zu halten sey. Ehe etwas daraus geschlossen werden kann: muß noch ein zweiter kategorischer Satz daseyn. (*)

(*) Hievon mehr §. 47. Man sieht aber aus dem Bemerkten schon, daß die gewöhnlichen Schlüsse aus einem bedingten Grundsatze nicht füglich zu den unmittelbaren Folgerungen gerechnet werden können; wie einige thun. S. *Darjes* l. c. medit. II.

V. Syllogistik, oder Lehre von den verschiedenen Arten zu schliessen, und deren Regeln.

§. 40.

Vom Werthe der Syllogistik.

Wer den Werth der deutlichen Erkenntniß vor der undeutlichen einräumet: kann die Erläuterung der mancherley Verknüpfungen von Begriffen, bey welchen wir sagen, daß man eines aus dem andern schliesse, und die Unterscheidung der richtigen und sichern Schlußarten von den unrichtigen und unsichern gewiß nicht für unnütz halten. Je zusammengesetzter die Wirkung ist, durch welche ein Schluß vollendet wird, desto mehr Unterschiede können sich dabey eräugnen, und desto weitläuftiger

kann also die Syllogistik gemacht werden. Aber eine Weitläuftigkeit, welche die Mühe, so sie dem Gedächtnisse verursachet, und den Zeitverlust, nicht durch gewisse Vortheile ersetzet, ist in der Wissenschaft nicht zweckmäßig, und muß vermieden werden; wenn gleich noch so viel gelehrter oder gelehrt scheinender Wortkram dadurch verlohren geht. (*)

(*) An keinem bequemern Orte könnte ich eine nutzbare Anmerkung des scharfsinnigen Herrn Kant wiederholen. „Die wissenswürdigen Dinge häufen sich zu unsern Zeiten. Bald wird unsere Fähigkeit zu schwach, und unsere Lebenszeit zu kurz seyn, nur den nützlichen Theil daraus zu fassen. Es bieten sich Reichthümer im Ueberfluß dar, welche einzunehmen, wir manchen unnützen Plunder wieder wegwerfen müssen. S. Abhandl. von der falschen Spitzfindigkeit der 4 syllog. Figuren.

§. 14.

Allgemeine Grundbegriffe der Syllogistik.

Man sagt aber, daß ein Mensch schliesse, oder einen Schluß mache, wenn er ein Paar Begriffe mit einander verknüpft oder von einander trennet, um des Verhältnisses willen, in welchem er sie mit einem oder mehrern mittlern Begriffen findet. Eine Rede, worinnen ein also gefolgertes oder geschlossenes Urtheil, nebst dem Grunde desselben, dem Verhältnisse der beiden Begriffe desselben zu dem mittleren Begriffe, angezeigt wird, heißt eine Schlußrede,

rede, Syllogismus, und das Schlußurtheil heißt dann der Schlußsatz, die Conclusion. Die Gedanken, die zusammen einen Schluß ausmachen, werden die Schlußmaterie genant; die Art aber, wie sie mit einander verbunden sind, die Schlußform. Sätze, die das Wesentliche einer gewissen Schlußform bestimmen, heissen Schlußregeln; diejenigen, so den Grund der übrigen in sich enthalten, Grundregeln. Eine einfache Schlußrede ist diejenige, wo nur einmal geschlossen wird; und eine reine Schlußrede, wenn die Gedanken nur nach den Regeln einer einzigen Schlußform, oder nur nach einer Grundregel, verbunden sind.

§. 42.

Ordentliche Schlußrede.

Der ordentliche Schluß heißt vorzugsweise diejenige Schlußart, die vollständig ausgedruckt in drey unterschiedenen kategorischen Sätzen bestehr. Die zween Sätze, aus welchen geschlossen wird, nennt man die Prämissen oder Vordersätze: und zwar denjenigen, in welchem das Prädicat der Conclusion vorkömmt, den Obersatz, (*Prop. maior*) weil das Prädicat der Conclusion insgemein ein allgemeinerer Begriff ist, als das Subject, und daher der obere, oder grössere

Begriff (*terminus maior*) heißt; den Satz aber, in welchem das Subject der Conclusion, oder der engere, kleinere Begriff (*terminus minor*) vorkömmt, den Untersatz (*propositio minor, subsumtio*). Die Idee, die in beyden Prämissen vorkömmt, ist der Grund: Verbindungs- oder Mittelbegriff (*terminus medius*).

§. 43.

Grundregel der ordentlichen Schlüsse.

Die genauere Untersuchung dieser Schlüsse weiset uns den allgemeinen Grundgedanken, auf welchen sie allemal hinaus laufen. Die Conclusion ist entweder bejahend, und wir geben dem Subject alsdann ein Prädicat, weil wir ein Merkmal, ein beständiges An- und Kennzeichen von diesem Prädicate, an ihm entdecket haben; oder sie ist verneinend, und wir sprechen dem Subject ein Prädicat ab, weil wir eine Bestimmung, eine Beschaffenheit, ein Merkmaal in ihm entdecket haben, womit sich das Prädicat, so wir ihm absprechen, nicht verträgt: oder auch, weil wir wissen, daß es die Eigenschaft nicht hat, ohne welche das Prädicat nicht statt findet. Der Grundgedanke hiervon ist also dieser: wo sich das eine (eine positive oder negative Bestimmung) findet, mit welchem das andere beständig ver-

verknüpft ist, da muß dieß andere (eine positive oder negative Bestimmung) auch seyn. Ein Grundsatz, dessen Richtigkeit wohl keines Beweises bedarf. Man kann ihn aber auf verschiedene Weise anders ausdrücken (*).

(*) S. Reimarus Vernunftlehre §. 176. f. Lambert N. O. §. 220 ff. Kant. l. c. Deutlicher wird der Grund dieser und aller übrigen Schlußarten aus den vier Regeln zu erkennen seyn, die ich in meinen *Instit. log. et metaphys.* ad §. 52 angegeben habe; welche vier Grundsätze sich weiter fort auf das *pp. Contradict.* oder auf dieses, und das *pp. exclusi medii, identitatis* und *connexorum*, wenn man diese von jenem erstern als dem Grunde nach verschieden ansehen will, ohne vieles Nachdenken hinführen lassen.

§. 44.

Aus der Grundregel werden mehrere bestimmte Regeln für die ordentlichen Schlüsse gefolgert.

Aus der gegebenen Erklärung des ordentlichen Schlusses und der Grundregel desselben entstehen folgende bestimmtere Regeln.

1) Es können nicht mehr als drey Schlußbegriffe in einem ordentlichen einfachen Schlusse vorkommen. Denn das Prädicat der Conclusion ist ein Hauptbegriff des Obersatzes, das Subject der Conclusion ist ein Hauptbegriff im Untersatze, und der Mittelbe-

griff muß in beyden Vordersätzen vorkommen. Wie sollten also in einem einfachen ordentlichen Schluß mehrere Begriffe statt finden? (*)

3) Es muß in einem Schlusse wenigstens ein allgemeiner Grundsatz seyn. Dieß erfordert die Grundregel. Die Idee, die ein Merkmaal von einer andern seyn soll, muß durchgängig mit ihr verknüpft seyn. Dieß giebt einen allgemeinen Satz. Hundert Beyspiele von Irrungen, wenn man aus lauter particulären Sätzen schliessen wollte, beweisen die Nothwendigkeit der Regel. Unterdessen lassen sich wohl auch Beyspiele geben von wahren Folgerungen aus zwo particulären Prämissen. Bey genauerer Untersuchung derselben findet sich, daß die Schlüsse aus particulären Sätzen gerathen, wenn nur der Mittelbegriff mit einem der verschiedenen Begriffe in durchgängiger Verbindung ist. Also könnte man auch auf diese Weise die Regel ausdrücken. Es erhellet aber auch leicht, daß, wenn es so ist, alsdann einer von den particulären Sätzen umgewandt einen allgemeinen gebe.

3) Es dürfen nicht beyde Vordersätze verneinend seyn. Denn die Grund-

regel erfordert, daß ein Merkmaal angezeiget werde von einem Prädicat, oder ein Merkmaal, wodurch ein Prädicat ausgeschlossen wird. Dieß kann bey zwo wirklich verneinenden Prämissen nicht geschehen. Ich sage wirklich verneinenden. Denn es kann geschehen, daß, obgleich der Ausdruck in beyden verneinend ist, die eine dennoch in Beziehung auf die andere dem Sinne nach bejahend ist. Man kann die Regel auch also ausdrücken: Der Verbindungsbegriff muß mit einem der unterschiedenen Begriffe in Vordersätzen in positiver Verknüpfung seyn. Auch leugnet man nicht, daß Sätze in der äusserlichen Form eines Schlusses so zusammen gekettet werden können, daß auf zwo wirklich verneinende Prämissen eine richtige Conclusion folget; aber man kann dabey nicht sagen, daß sie aus denselben Prämissen richtig folge. Diese Erinnerung gilt in Ansehung mehrerer Schlußregeln.

3) Die Conclusion muß sich, sowohl in den Begriffen als in den Verhältnissen derselben, nach den Prämissen, und folglich allemal nach der schwächern Prämisse richten, das heißt, verneinend werden, wenn eine Prämisse

verneinend ist, particulär gemacht werden, wenn eine Prämisse particulär ist. Man darf nur einige Beyspiele untersuchen, so sieht man bald den Grund dieser Regel deutlich.

Die an diesen Regeln gerne vieles ändern und verbessern wollen, scheinen ihren wahren Sinn nicht zu bedenken, nemlich, daß es Regeln für sichre Schlußformen seyn sollen.

(*) Ridigers Schluß mit vier Begriffen ist keineswegs ein einfacher Schluß. Vollständig ausgedruckt giebt er zween ordentliche Schlüsse. S. de S. V. et F. lib. II. c. VII.

§. 45.

Von den vier Figuren.

"Derjenige, sagt Herr Kant, so zuerst einen Syllogismum in drey Reihen über einander schrieb, ihn wie ein Schachbrett ansah, und versuchte, was aus der Versetzung des Mittelbegriffs herauskommen möchte, der war eben so betroffen, da er gewahr ward, daß ein vernünftiger Sinn heraus kam, als einer, der ein Anagramm im Namen findet. Es war eben so kindisch, sich über das eine, als über das andere zu erfreuen, vornemlich, da man überdas vergaß, daß man nichts neues in Ansehung der Deutlichkeit, sondern nur eine Vermehrung der Undeutlichkeit aufbrächte." Unterdessen muß man doch

ein-

eingestehen, daß diejenigen Wendungen der Gedanken beym Schliessen, die man unter den Namen der zwoten, dritten und vierten Figur versteht, wenn sie gleich nicht so gewöhnlich sind, als die Form der ersten Figur, doch bisweilen uns natürlich seyn, und wirklich beym Denken und Reden als Schlußformen vorkommen können. Man versteht nemlich unter der Figur eines Schlusses die besondere Gestalt, die er durch die Stellen des Mittelbegriffes in den Vordersätzen bekömmt. Da sind nun vier Versetzungen möglich, wie ein leichter Versuch bald lehret. Es kann der Mittelbegriff im Obersatze das Prädicat seyn; das heißt die erste Figur. Er kann in beyden Vordersätzen das Prädicat seyn: so hat der Schluß die zwote Figur. In der dritten Figur wird geschlossen, wenn der Mittelbegriff in beyden Vordersätzen Subject ist. Und endlich in der vierten, wenn er Prädicat im Obersatze und Subject im Untersatze ist.

Es sind dann aber bey jeder dieser Schlußfiguren noch eigene Regeln zu beobachten, wenn richtig geschlossen werden soll, wovon der Grund aus der besondern Stellung und Verknüpfung des Mittelbegriffes sich angeben lässet. Nemlich in der ersten Figur muß der Obersatz allgemein, und der Untersatz bejahend seyn. Bey der zweiten Figur kann nicht sicher aus

lauter

lauter bejahenden Sätzen geschlossen werden; ferner muß der Obersatz allgemein, und die Conclusion muß negativ seyn. Bey der dritten Figur muß der Untersatz bejahend seyn, und die Conclusion particulär. Bey der vierten Figur muß der Obersatz allgemein seyn, wenn die Conclusion verneinend, und die Conclusion muß particulär seyn, wenn der Untersatz bejahend ist. Die drey letztern Figuren haben oft etwas gezwungenes und schwerfälliges, so die erste nicht hat. Die erste Figur hat also in der Faßlichkeit und Deutlichkeit schon etwas voraus. Ferner aber auch darinne, daß sie von allgemeiner Brauchbarkeit ist, indem alle Arten von Sätzen als Schlußsätze dabey vorkommen können. Hingegen die zwote Figur lässet nur verneinende Conclusionen zu, die dritte nur particuläre, die vierte ist gleichfalls eingeschränket. Hieraus erhellet aber, wo die zwote, dritte und vierte Figur noch am natürlichsten gebraucht werden können. Die zweyte Figur führet auf den Unterschied der Dinge, und hebt die Verwirrung in den Begriffen. Die dritte Figur kann gebraucht werden, Beyspiele zu geben, oder Ausnahmen wider Sätze, die allgemein scheinen möchten. Die vierte Figur kömmt vor, wo man Sätze umkehret (*).

Aber wenn man fraget, ob die zwote, dritte und vierte Figur auch allemal reine einfache

fache Schlußformen sind: so kann man wohl die Frage verneinen. Denn wenn man einem Schlusse aus dieser Figur das Schwerfällige und Versteckte benehmen, wenn man ihn in die leichtere Form der ersten Figur bringen will: oder wenn man sich nur selbst allemal nach dem Grunde fraget, warum die Conclusion wahr seyn soll, so offenbaret sich, daß, ausser der Grundregel ordentlicher einfacher Schlüsse, auch die Regel von Umkehrung der Sätze dabey angewandt werden.

Uebrigens ist eben dieses die natürlichste und leichteste Art, einen Schluß aus der zwoten, dritten oder vierten Figur in die Form der ersten Figur zu verwandeln (*Reductio Syllogismi*); daß man sich nur um den Grund der Conclusion fraget, und also aus den Prämissen den Mittelbegriff suchet, und damit einen Schluß formet, wie ihn die Beschaffenheit und die Regeln der ersten Figur angeben (**).

(*) S. Lambert N. O. I. §. 232.

(**) Wer Lust hat, einmal eine scholastische Controvers hiebey nachzulesen, kann z. B. den *Zabarella* vornehmen. Opp. tom. I. p. m. 41. de quarta syllogismorum figura.

§. 46.

Von den *Modis* der Schlüsse.

Der durch die vorhergehenden Regeln noch nicht bestimmte mögliche Unterschied der Schlüs-

Schlüsse in Ansehung der Qualität und Quantität der Sätze machet eigene Schlußarten (*modi syllogistici*, *modi figurarum*). Ueberhaupt könnte es, in blosser Rücksicht auf die Quantität und Qualität der drey Sätze eines Schlusses, 64 Schlußarten geben. Aber nur zehne sind regelmäßig. Diese zehn regelmäßigen Schlußarten sind schon lange unter gewissen charakteristischen Namen bekannt, denen ich auch hier eine Stelle gönnen kann. Nemlich in der ersten Figur kommen 4 modi vor, deren bedeutungsvolle Namen Barbara, Celarent, Darii, Ferio heissen. In der zwoten Figur sind es Cesare, Camestres, Festino, Baroco. In der dritten Darapti, Felapton, Disamis, Datisi, Brocardo, Ferison. Und in der vierten Calemes, Bamalip, Dimalis, Fesapo, Fresiso (*).

Wenn man einige Regeln von der Bedeutung der Buchstaben, so in diesen Namen vorkommen, merken will; so kann man darnach auf eine künstliche Weise die Reduction der Schlüsse veranstalten lernen.

(*) Den Erfinder dieser Namen habe ich noch nicht entdecken können. Was für andere Namen von Griechischen Philosophen dafür gebraucht worden sind, findet man angemerket in A. F. Müllers Einleit. in die Philos. Wiss. Th. I. S. 474. 486.

§. 47.

Von den bedingten Schlüssen.

Es giebt etliche Arten von Schlüssen, die sich dadurch, daß aus zusammengesetzten Sätzen geschlossen wird, von den andern unterscheiden, und noch eine besondere Betrachtung verdienen. Die so gewöhnlichen hypothetischen Schlüsse gehören hieher. Und zwar kommen diejenigen besonders oft vor, wo vermittelst eines hypothetischen Obersatzes eine kategorische Conclusion gezogen wird.

Aus dem, was (§. 39.) von der Natur der hypothetischen Sätze schon ist angemerkt worden, erhellet, daß, wenn der bedingte Obersatz in Ansehung der Folge des Nachsatzes aus der Bedingung richtig ist, auf zweyerley Weise daraus fortgeschlossen werden könne; **bejahend** (in modo ponente) von der Wahrheit der Bedingung, die nunmehr ein kategorischer Untersatz wird, auf die Wahrheit des Nachsatzes, der nun also in der Conclusion auch kategorisch wird: oder **verneinend** (in modo tollente) von der Falschheit des Nachsatzes, die im Untersatze kategorisch behauptet wird, auf die Falschheit des ersten Stückes des Obersatzes.

Es kommen im Nachsatze des bedingten Obersatzes bisweilen zween neue Begriffe vor, bisweilen nur einer.

Die

Die allgemeine Grundformel bedingter Schlüsse ist in modo ponente: Wenn etwas unter einer gesetzten Bedingung wahr ist: so gilt es, wo und wann diese Bedingung statt findet. Und (in modo tollente); Woraus etwas falsches folget, das ist selbst falsch. In Ansehung derjenigen bedingten Schlüsse, bey welchen im Nachsatze des Obersatzes nur ein neuer Begriff vorkömmt, kann die Grundformel auch also angegeben werden: Wenn ein Subject ein gewisses Merkmaal von einem Prädicate hat; so hat es auch dieses Prädicat, und; wenn etwas den Merkmaalen eines Dinges widerspricht, so widerspricht es ihm selbst.

Von der Wahrheit des Leztern auf die Wahrheit des Erstern, oder von der Unwahrheit des Erstern auf die Unwahrheit des Letztern zu schliessen; geht nicht an, ausser in den seltenen Fällen, wenn das zur Bedingung gemachte der einzige Grund ist, unter dessen Voraussetzung sich das Nachfolgende sagen lässet (*).

Auf eben die natürliche Weise, wie Schlüsse der zweiten, dritten oder vierten Figur leicht können in Schlüsse der ersten Figur verwandelt werden, kann man auch einem hypothetischen Schlusse die Form der ordentli-

chen

chen kategorischen Schlüsse der ersten Figur geben; nemlich dadurch, daß man zur Conclusion den Mittelbegriff suchet, und damit die Vordersätze formet. Ueberhaupt aber hat man nicht Ursache, den bedingten Schlüssen eine andere Form zu geben. Ihre Form ist faßlich, und erleichtert gewissermassen den Fortgang im Denken, indem man von bedingten Urtheilen zu kategorischen fortgeht.

(*) Daher die alte Regel: Conditio impossibilis facit propositionem negantem.

§. 48.

Von dem disjunctiven Schlusse, der Induction, und dem Dilemma.

Wenn vermittelst eines disjunctiven Obersatzes geschlossen wird: so heißt der Schluß selbst **disjunctiv**. Es lassen sich mancherley Arten disjunctiver Schlüsse unterscheiden (*).

Es kömmt aber immer alles auf zwey Stücke an, daß der disjunctive Satz richtig, (§. 37.) und daß recht subsumirt werde. Wenn dieses ist; so kann man entweder ein disjunctives Glied annehmen, und also die übrigen alle verwerfen, weil sie einander entgegengesetzt sind, und nicht zugleich bestehen können (§. 37.); oder eines verwerfen, und die übrigen alle disjunctiv, oder wenn man alle bis auf eines verworfen hat, dieses kategorisch

annehmen. Es giebt also bey den disjunctiven Schlüssen wieder zwo Schlußarten, wovon die erstere modus ponens, die letztere modus tollens heisset.

Eine besonders merkwürdige Art von disjunctiven Schlüssen ist die **Induction**. Denn zu den disjunctiven Schlüssen kann sie mit Grunde gezogen werden (**). Eine Induction ist ein Schluß, durch welchen eine Bestimmung für einen allgemeinen Begriff daraus gefolgert wird, daß selbige bey allen untergeordneten Begriffen sich findet. Der Obersatz ist also disjunctiv, oder enumerirt die dem allgemeinen untergeordneten Begriffe. Der Untersatz ist ein bejahend oder verneinend verbindender Satz (Propositio copulativa vel segregativa). **Vollständig** ausgeführt ist die Induction, wenn sie zeiget, daß bey allen untergeordneten Begriffen die Bestimmung sich findet. **Unvollständig**, wenn sie es nur von einigen zeiget. Die Anführung eines Falles, der der Induction entgegen ist, heißt eine **Instanz**.

Ein bedingter Schluß in modo tollente, dessen Obersatz einen disjunctiven Nachsatz hat, heißt ein **gehörnter Schluß** (Syllogismus cornutus, dilemma, trilemma) (***).

Der Grund der disjunctiven Schlüsse ist aus der Natur der entgegengesetzten Sätze,

und

und insbesondere der Grund der Induction darneben noch aus der Natur der allgemeinen Begriffe zu ersehen.

(*) S. Lamberts N. O. §. 284.

(**) Dahin rechnet sie auch Herr Lambert N. O. §. 286 f.

(***) Der Schluß des Crocodils in der Fabel, (S. *Walchii* hist. log. p. 540.) der zur Erklärung des Namens Syllogismus crocodilinus angeführt zu werden pflegt, scheinet eigentlich kein gehörnter Schluß zu seyn; so wenig als der Schluß in der Chicane des Protagoras und Evatlus (cf. *Laërtius* in vita Protagorae). Man könnte beyde vielmehr negative Inductionen nennen. Es lassen sich aber überhaupt diese hier zusammen bemerkten Schlußarten leicht in einander verwandeln, und es ist wohl der Mühe nicht werth, über diese Namen zu streiten.

§. 49.

Von den unvollständig ausgedruckten Schlüssen.

Auf die bisher untersuchten Arten zu schliessen fallen alle vorkommende Schlüsse bey einiger deutlichen Vorstellung ohne Mühe hin. Es ist also nicht nöthig, in der Syllogistik von denjenigen Schlüssen noch besonders zu handeln, die eigene, obgleich sehr allgemeine Grundsätze haben, aber in der Form den gewöhnlichen Schlüssen völlig ähnlich sind; wie z. E. die Schlüsse aus der Analogie. Die Untersuchung der Richtigkeit ihres allgemeinen Grundsatzes kömmt ausser der Syllogistik vor.

Noch ist von abgekürzten, versteckten, zusammengezogenen, unvollständig ausgedruckten Schlüssen etwas zu sagen. Es geschieht gar oft, daß in einer Schlußrede nicht alle Sätze angegeben werden, oder daß nicht alle Stücke eines Satzes vollständig ausgedruckt, oder daß sie nicht in der gewöhnlichen Ordnung angeführt werden. Wenn eines oder das andere ist, sonderlich aber im ersten Falle, heißt es ein **versteckter Schluß** (Syllogismus crypticus, enthymematicus, enthymema). Wenn man zur Conclusion den Mittelbegriff hat, und dieser muß angegeben werden: so ist es leicht, aus einem unvollständig ausgedruckten Schluß einen vollständigen zu machen.

Es können auch mehrere Schlüsse, wenn sie gemeinschaftliche Sätze haben, dadurch, daß der gemeinschaftliche Satz nur einmal angegeben wird, abgekürzt werden. So entsteht der **Sorites** oder die **Schlußkette**. Alle sonst Statt findende Unterschiede der Schlüsse, in Ansehung der Form der Sätze, der Stellung des Mittelbegriffes, und der Ordnung der mehrern Schlüsse, können also beym Sorites vorkommen. Da es so leicht ist, einen Sorites in die vollständig ausgedruckten Schlüsse, die er enthält, zu verwandeln; so scheint es mir überflüssig, besondere Regeln für ihn festzusetzen.

§. 50.

§. 50.

Von Fehl- und Trugschlüssen.

Um die Materie von den Schlüssen zu vollenden, ist auch von den **Fehl-** und **Trugschlüssen** noch einiges zu erinnern. Ein **Fehlschluß** (Paralogismus) überhaupt ist ein Schluß, darinne die Folge (Form, Schlußart) nicht richtig ist. Insbesondere heißt er ein **Trugschluß** (Sophisma, Captio), wenn man leicht dadurch betrogen werden kann, etwas Falsches für wahr zu halten. Der Betrug steckt dabey entweder in dem **Ausdruck**, oder in den **Gedanken**, und der Verknüpfung derselben. Wer nicht gewohnt ist, blos um der gelehrten Form willen einen Vortrag für gründlich zu halten, wird durch dergleichen Trugschlüsse schwerlich verführt werden. Ein anderes ist, wenn man falsche Sätze für wahr hält, und daher auch dasjenige, was richtig daraus folget, annimt. Aber da fehlt es dann dem Schlusse nicht in der **Form**, sondern in der **Materie**.

Zweytes Hauptstück.

Theoretischer Unterricht von Wahrheit und Irrthum.

Erster Abschnitt.

Von der Wahrheit, und der Erkenntniß derselben überhaupt.

§. 51.

Entwickelung des Begriffes von Wahrheit.

Worte, die in verschiedener Rücksicht, und bald in strenger, bald in nachlassender Bedeutung angewandt werden, lassen eine überall gleich anpassende Erklärung nicht zu. Das Wort: Wahrheit ist von der Art. Unterdessen lassen sich die verschiedenen Begriffe, die mit demselben verknüpfet werden, noch wohl näher zusammen, und auf gemeinschaftliche Begriffe zurückbringen; wenn man nur erst die Anwendung eines jedweden genauer untersucht.

Also findet sich

1) Daß das Wort Wahrheit mit einigem Unterschiede angewandt wird, indem es sich bisweilen auf **Vorstellungen**, die wir haben, bezieht, bisweilen auf **Dinge** ausser unserer Vorstellung, bisweilen auf die **Reden**, oder überhaupt äusserlichen **Zeichen**, wodurch man dem andern Vorstellungen von seinen Gesinnungen oder von einer andern Sache zu erwecken sucht. In erster Rücksicht wird es dem **Irrthume** oder der **leeren Einbildung** entgegengesetzt; in der zweyten dem **blossen Scheine**, dem **Blendwerke**, der **Erdichtung**; in der dritten Beziehung steht es der **Verstellung** (**Entstellung**, **falschen Vorstellung** in einer gewissen Bedeutung dieses Ausdruckes) entgegen.

1) Die **Wahrheit unserer Vorstellungen** insbesondere ist noch von verschiedener Art, oder wenn man lieber will, hat Stufen der Vollständigkeit. Eine Vorstellung ist schon wahr, wenn sie als Prädicat eines **logischen Satzes** mit der Vorstellung vom Subjecte übereinstimmt. Diesen allgemeinsten Begriff von Wahrheit kann man die **logische Wahrheit** nennen. Diese Wahrheit haben also alle Sätze, in denen das Prädicat ein Theil aus

der Nominalerklärung von dem Subjecte, oder eine Folge aus derselben ist; wenn gleich noch nicht ausgemacht ist, ob es ein solches Ding giebt oder nur geben kann. Solche Sätze werden daher zum Unterschiede Nominalsätze oder Nominalwahrheiten genannt. Wenn nun aber in dem Begriffe eines solchen Subjects nicht alles zusammen passet: so ist es ein chimärischer, kein wahrer Begriff. Paßt aber alles darinne zusammen, so daß also die absolute innere Möglichkeit einer solchen Sache ausser Zweifel ist: so ist in der Vorstellung schon metaphysische Wahrheit. Damit ist aber noch nicht ausgemacht, ob etwas in der Welt wirklich vorhanden ist, was dieser Vorstellung entspricht. Ist dieses: so hat der Begriff Realität. Die Folgen aus demselben sind Realsätze, und diese Wahrheit könnte man auch wohl physische Wahrheit nennen *). Bey allem dem ist noch die Frage übrig, ob der Begriff, der an sich Wahrheit und Realität hat, die richtige Vorstellung von dem einzelnen Dinge ist, was man sich darunter vorzustellen vermeynt? (veritas in concreto). Und meistens ist diese Art von Wahrheit zu verstehen, wenn von der Wahrheit unserer Vorstellungen schlechthin geredet wird.

3)

3) Nach diesem Hauptbegriffe besteht also die Wahrheit in der Uebereinstimmung der Vorstellungen mit dem, was an den Dingen wirklich ist; überhaupt aber, in Rücksicht auf alle Bestimmungen und Anwendung des Begriffes, in der Uebereinstimmung der Vorstellungen, die sich der Verstand beysammen vorstellen soll.

4) Wenn nun bekannt ist, was aus folgenden Untersuchungen weiter erhellen wird, daß um gewisser Empfindungen und Erfahrungen willen wir die Wirklichkeit der Dinge annehmen und annehmen müssen; desgleichen daß wir nicht im Stande sind, dasjenige als beysammen uns vorzustellen, was nicht mit einander übereinstimmt, was einander widerspricht, wovon das eine das Gegentheil des andern ist, das andere aufhebt: so wird leicht einzusehen seyn, wie die Wahrheit auch erklärt werden könne durch die Beschaffenheit der Vorstellungen, daß sie mit der Empfindung und der Erfahrung aufs beste übereinstimmen; desgleichen durch die Gedenkbarkeit (**); und endlich, warum etwas für wahr anzunehmen uns auch schon genug ist, weil sein Gegentheil widersprechend, nicht gedenkbar, falsch ist (***).

(*) Man kann auch physische Wahrheit den beständigen von unserer Organisation ꝛc. herrührenden Schein; und die absolute Beschaffenheit der Dinge, oder die Erkenntniß die der vollkommenste Geist davon hat, metaphysische Wahrheit nennen. Wenn aber unter der metaphysischen Wahrheit die blosse objective Beschaffenheit der Dinge, daß sie etwas gewisses, und ohne Widerspruch sind, unabhängig von aller Erkenntniß irgend eines Verstandes, verstanden wird, wie in dem Satz *omne ens esse verum* dieser Begriff liegt, so verändert dieß den sonst allgemeinen Grundbegriff von der Wahrheit.

(**) Diesen Begriff von Wahrheit hat *Tschirnhausen*, so viel ich weiß, zuerst ausführlich angewandt. S. dessen *Medicina mentis*, Part. II. Sect. I.

(***) Auch die Erklärung von der Wahrheit, daß es diejenige Beschaffenheit der Gedanken und Sätze, daß wir ihnen beyzupflichten innerlich gezwungen sind; oder die dieser nahekommende andere, daß es derjenige Werth derselben, daß sie mit vollkommenem Beyfall, ohne Vermischung von Zweifel, angenommen zu werden verdienen, kann mit den angezeigten gewöhnlichen Begriffen bestehen. Wenn man aber daraus folgert, daß die Wahrheit bisweilen mit dem Erfolge oder der Wirklichkeit der Dinge nicht übereinstimmt, daß das Wahre nicht allemal beständig wahr sey: so wird dadurch der Begriff von Wahrheit gemeinen Redensarten zwar noch immer gemäß seyn, aber im Grunde zweyartig. S. Basedows Philalerth. Th. I. §. 3.

§. 52.

Nöthige Erinnerungen zu den angegebenen Merkmaalen des Wahren; nebst einigen Folgerungen.

Diese in den angezeigten Erklärungen enthaltenen, aus dem Grundbegriffe gefolgerten,

Merk-

Merkmaale der Wahrheit und Unwahrheit sind es auch, die man im gemeinen Leben und überall gebrauchet, wo Wahres und Falsches unterschieden werden soll. Einige sind direct, wenn wir uns gerade zu, auf die Erfahrung, auf das Zeugniß der eigenen Sinne, oder auf ein unzweifelhaftes Zeugniß anderer berufen; andere indirect, wenn wir von einer Vorstellung nicht abgehen, weil das Gegentheil sich schlechterdings nicht denken lässet, in sich selbst widersprechend ist, oder mit dem ausgemachten, mit dem Zeugnisse der Sinne, oder irgend einem andern unbezweifelten Grunde der Wahrheit sich nicht zusammen reimen lässet.

Aber Vorsicht ist nöthig, daß man sich hiebey nicht übereilt. Leicht geschieht es,

1) Daß etwas widersprechend zu seyn scheinet, weil man sich nicht alles recht vorstellet, nicht das rechte sich denket, den andern nicht recht versteht; wozu die Vieldeutigkeit der Worte, Nebenideen oder andere Umstände Anlaß geben können. Oder es ist dasjenige nicht ausgemacht, und so völlig richtig, womit das andere nicht bestehen kann. Noch viel weniger dürfte etwas verworfen werden als nicht gedenkbar, was einer nicht völlig verstehen, einsehen, begreifen kann.

kann. Schlechterdings nicht gedenkbar dürfen wir erst etwas nennen, wenn ein Widerspruch offenbar ist. Unbegreiflich aber ist uns etwas schon, wenn wir uns keine vollständige, zusammenhängende und in unsere vorräthigen Begriffe einpassende Vorstellung davon zu machen wissen.

2) Hingegen geschiehet es auch oft, daß ein wahrer Widerspruch, eine Ungereimtheit, sich verbirgt; und also das Falsche ganz faßlich, wohl zusammenhängend, übereinstimmend, gedenkbar, scheint.

3) Was unter gewissen Umständen wahr seyn soll, muß mit allen diesen Umständen sich zusammen reimen lassen. Was in der Welt, und für unsern Verstand Wahrheit seyn soll, muß mit allem dem, was in der Welt und für uns unleugbare Wahrheit ist, zusammenstimmen.

4) Keine Wahrheit kann der andern widersprechen, in dem Reiche der Wahrheiten ist die vollständigste Harmonie.

5) Der Widersprnch entsteht oft aus einer einzigen Bestimmung. Eine geringe Veränderung also: so wird oft das Wahre falsch, oder das Falsche wahr.

§. 53.

§. 53.

Evidenz, unmittelbar evidente Wahrheiten, Grundwahrheiten. Gesetze des logischen Beyfalls.

Ob etwas wahr sey oder nicht, erhellet nicht allemal. Wenn dieses aber völlig klar ist: so spricht man von **Evidenz** oder **Einleuchtung** der Vorstellungen, Sätze, Wahrheiten. **Unmittelbar evident** (einleuchtend) heissen sie, wenn, sobald man die Ausdrücke nur versteht, aus den nächsten Ideen, die Wahrheit alsbald, ohne daß man sich zu besinnen braucht, erleuchtet, zufolge des Begriffes von Wahrheit. Also ein Satz, der nichts anders sagt, als was die Empfindung unmittelbar lehrt, oder ein Satz, in welchem das Prädicat weiter nichts enthält, als was der Begriff des Subjects unmittelbar zu erkennen giebt, ist eine unmittelbar evidente Wahrheit. Wenn solche Sätze gebraucht werden können, die Wahrheit vieler anderer Sätze daraus herzuleiten: so heissen sie **Grundwahrheiten.**

Es giebt aber zweyerley Grundwahrheiten; solche, welche weiter nichts als das Merkmaal der Wahrheit, irgend eine Definition von der Wahrheit, enthalten, und folglich gebraucht werden können, um darzuthun, daß

ein

ein Satz wahr ist, bey welchem dieses Merkmaal sich findet (Principia *formalia* veritatis); und andere, welche so reichhaltig sind, daß sie viele Sätze in sich enthalten, die bey Entwickelung der Begriffe daraus gefolgert werden können. (Principia veritatis *materialia*).

Von der erstern Art sind die bekannten Sätze, daß das Widersprechende, dasjenige was sich gar nicht gedenken lässet, nicht wahr; daß, was einerley mit dem andern ist, nicht anders als wahr seyn könne, wenn dieses es ist; endlich die noch mehr identischen Sätze, daß wahr nicht zugleich falsch, wahr wahr, einerley einerley sey.

Diese Sätze, wie sie andern die Wahrheit merklich machen sollen, enthalten also auch zugleich den Grund unseres Beyfalls, den wir einer Sache als wahr geben. Und diesen Beyfall sind wir gezwungen zu geben, so bald die Wahrheit einleuchtet; innerlich wenigstens ihn zu geben. Denn wir können nicht conträre Gefühle oder Gewahrnehmungen von derselben Sache zugleich haben. Hingegen ist uns aber auch dieser Beyfall ausserdem nicht möglich. Nicht von der Willkühr, sondern von nothwendigen Naturgesetzen hängt also dieser Beyfall ab, oder die innere Empfindung, daß etwas wahr sey.

Gleich-

Gleichwie aber durch die schnelle Erweckung der Ideen es geschehen kann, daß einem etwas unmittelbar evident zu seyn scheinet, was es an sich nicht ist: (§. 36. b.) also kann Unachtsamkeit, und jedwedes Hinderniß der völligen und reinen Gewahrnehmung dessen was einen Begriff ausmachet, verursachen, daß Wahrheiten, die ausserdem mit Recht unmittelbar evident heissen, dann und wann für einen es nicht sind.

(*) Man findet noch allerhand Merkmaale von den Grundwahrheiten angegeben: als, daß kein Räsonnement sie aufkläre und einleuchtender mache, sondern vielmehr verwirre; daß aber auch kein Räsonnement gegen sie etwas ausrichte; daß sie allgemein angenommen werden, wenn nicht besondere Gründe des Irrthums es verhindern; daß sie sich mit den Hauptwahrheiten wohl vertragen, da die ihnen zuwiderlaufenden Sätze bald in dem ganzen System der menschlichen Erkenntnisse Zerrüttung und Verwirruug anrichten. Welche Merkmaale sich wohl gebrauchen lassen, wenn man es mit Behutsamkeit und in Rücksicht auf den genauern Grundbegriff thut. Ausserdem aber können sie auch verführen, nicht nur geschlossene Wahrheiten, sondern sogar gemeine oder sonst gewohnte Irrthümer für Grundwahrheiten zu halten.

§. 54.

Von den Beweisen.

Wenn die Wahrheit einem nicht einleuchtet; so ist ein Beweis nöthig. Es ist aber alsdann entweder nur Entwickelung der Begriffe nöthig, um mit Hülfe der dabey entste-

stehenden allgemeinen, schon erkannten, oder leicht zu erkennenden Wahrheiten, die Richtigkeit des angegebenen Verhältnisses des Subjectes zum Prädicate offenbar zu machen: oder es gehöret eine besondere Erfahrung dazu, eigene, oder von andern glaubwürdig bezeugte. Ein Beweis der erstern Art heißt daher ein Beweis aus den Begriffen (a priori) (*); der von der andern Art aber, aus der Erfahrung, der eigenen Empfindung oder dem Zeugnisse (a posteriori). Wenn der Beweis aus den Begriffen, in der Ordnung die Sätze vorträgt, wie sie aus der Entwickelung der Begriffe des zu erweisenden Satzes nach und nach entstehen, bis man zu den Sätzen kömmt, die das zu Erweisende einleuchtend machen: so heißt er ein analytischer, bey umgekehrter Ordnung aber, ein synthetischer Beweis. Der Beweis heißt direct oder apodiktisch, wenn das zu Erweisende unmittelbar aus den Gründen gefolgert wird, apagogisch oder indirect aber, wenn es erst vermittelst der Ungereimtheit des Gegentheils erwiesen wird. Vollender ist ein Beweis, so bald dasjenige, was bewiesen werden soll, aus dem Angeführten einleuchtet; und ausführlich, wenn alle Sätze, die dabey auf einander fortführen, ausdrücklich angezeigt sind.

Daß Beweise nicht tüchtig sind, wenn entweder etwas Falsches dabey als wahr vor-

aus-

ausgesetzet (**), oder falsch geschlossen, oder etwas anders bewiesen wird, als was bewiesen werden soll, folget aus den Begriffen. Es ist auch leicht einzusehen, daß ein Beweis aus dem was zu erweisen war (petitio principii) nichts taugt; man mag nun unmittelbar daraus beweisen wollen, oder durch einen Cirkel darauf kommen. In diesen Fehler muß man verfallen, wenn man alles beweisen will. Aber alsdann kann man nicht sagen, daß einer in diesen Fehler beym Beweisen verfällt, wenn er sich zum Beweise eines richtigen Grundsatzes bedienet, worinne der zu erweisende freylich schon stecket, aber so daß nicht Jedermann, der den erstern einräumet, solches einsieht. Denn dieß ist dem Endzwecke eines Beweises und der gewöhnlichen Bedeutung dieses Wortes vollkommen gemäß. Wenn der schlecht bewiesene Satz dennoch wahr ist: so verbirgt sich der Fehler des Beweises unter der einleuchtenden Wahrheit des Satzes noch bisweilen.

(*) Die Hinlänglichkeit dieser Beweisart bey Nominalsätzen (§. 51) ist leicht einzusehen. In Ansehung der Realsätze wird sie aus dem, was in der Lehre von der Wahrscheinlichkeit (§. 57) vorkömmt, beurtheilet werden können.

(**) Wie fern dieß beym apagogischen Beweise, desgleichen beym so genannten Beweise κατ' ανθρωπον geschehen kann; so wie der Sinn der Regel, daß zu viel beweisen nichts beweisen heisse, und die Lehre von den Objectionen, kann hiebey bald begreiflich werden.

§. 55.

Von der Ueberzeugung und Gewißheit.

Wenn man etwas für wahr oder falsch hält: so ist man entweder durch völlige und deutliche Erkenntniß gezwungen, so zu urtheilen; oder nicht. Nur in dem ersten Falle kann man sagen, daß man **Ueberzeugung** (Convictio) habe, und gewiß sey, das heißt, ausser der Gefahr sich zu irren. Hingegen, wenn man, ohne durch die deutliche Erkenntniß untrüglicher Merkmaale gezwungen, etwas für wahr oder falsch hält; so heißt dieß, nach der genauern, nicht ohne Grund angenommenen Sprache, nur **Ueberredung** (Persuasio). Dieses weiter zu erörtern, merken wir folgende Sätze:

1) Die Ueberredung bringt allernächst eben den Effect hervor, wie die Ueberzeugung, daß einer nemlich etwas für wahr annimmt. Und daher hält sich derjenige leicht für überzeugt, der nur überredet ist, und etwas für gewiß, ohnerachtet er keine solche Gründe dabey hat, bey denen man ausser der Gefahr ist sich zu irren. Aber wie beyde in ihrem Ursprunge verschieden sind: so sind sie es auch in ihren Folgen. Es wäre also nicht recht gethan, wenn man die Namen und Begriffe nicht genau von einander zu unterscheiden suchte.

2)

2) Die Ueberzeugung hängt von der Beschaffenheit der Erkenntniß ab, die einer von dem Satze und seinen Beweisgründen hat. Daher kann es leicht geschehen, daß von der nemlichen Wahrheit der eine überzeugt ist, und der andere nicht, und daß der nemliche Mensch zu einer Zeit Ueberzeugung hat, und zur andern nicht. Aber dieß ist unmöglich, daß von dem nemlichen Satze und seinem Gegentheile es wahre Ueberzeugung gebe.

3) Wenn unterdessen einem etwas gewiß heißt, insofern er davon überzeugt ist: so ist die Gewißheit etwas relatives (subjectivisches). Weil aber doch alles, was da ist, dasselbe, was es ist, nicht zugleich nicht seyn kann, und was wahr ist, wahr bleibt, ob einer es dafür hält oder nicht; so wird die Gewißheit auch bisweilen als etwas, so den Dingen für sich zukömmt, angesehen, absolut, objectivisch betrachtet.

4) Wenn man überzeugt ist, daß etwas ist; so kann man sich das Gegentheil davon nicht mehr als möglich vorstellen (§. 53). Aber das ist zur Gewißheit nicht nöthig, daß man allemal vorher das Gegentheil an und aus sich selbst für unmöglich erkennt.

5) So vielerley Erkenntniß- und Beweisgründe es giebt, die etwas evident machen, so vielerley Wege giebt es zur Gewißheit zu gelangen. Und darauf gründet sich eine Eintheilung der Gewißheit. Die Ueberzeugung gründet sich nemlich entweder auf Folgerungen aus den Begriffen vermittelst allgemeiner Grundwahrheiten, oder unmittelbar auf eigene Erfahrung, oder auf Zeugnisse anderer. Im letztern Falle heißt sie historische, im zweyten physische (intuitive) im ersten theoretische speculative, demonstrative (systematische) Gewißheit.

6) Bey der gewöhnlichen Eintheilung der Gewißheit in geometrische und moralische, wird das Wort Gewißheit nicht beydemale in einerley Bedeutung genommen. Geometrische Gewißheit ist diejenige Gewißheit, die auf die Evidenz der Folge aus den für wahr angenommenen Begriffen und Grundsätzen sich gründet; dergleichen sich zwar in der Geometrie nicht allein, aber doch am häufigsten findet. Moralisch gewiß aber wird etwas genennt, wenn es zwar keine solche Gründe für sich hat, bey denen es unmöglich wäre sich zu irren; doch aber solche, bey denen man nicht Ursache hat, einen Irrthum zu vermuthen, und also

sich

sich beruhigen, und seine Handlungen darnach einrichten kann.

(*) Wenn man den allgemeinen Begriff von Gewißheit also ansetzte: wo man keinen Grund zu zweifeln mehr hat: so könnte man etwa die Abtheilung so machen, daß höchste oder geometrische Gewißheit heisse, wenn man keinen logischen Grund zu zweifeln hat, gemeine oder moralische, wenn man keinen moralischen Grund, keine Pflicht dazu hat.

§. 56.

Von der Ungewißheit und dem Zweifel.

Man hält etwas nicht für gewiß, wenn man keine Gründe vor sich sieht, bey denen man es für unmöglich halten müßte sich zu irren; und man ist nicht gewiß, wenn man nicht dergestalt von einer Meynung überzeugt ist, daß man es für unmöglich erkennte, daß das Gegentheil wahr wäre. Beydes kann daher kommen, daß man die Beweisgründe, die eine Meynung für sich hat, nicht gehörig sich vorstellet und einsieht; aber auch daher, daß die Meynung nicht bewiesen werden kann, weil sie nicht richtig ist. Man nimt diese Unrichtigkeit bisweilen nur dunkel gewahr; und ist daher nicht überzeugt, ohnerachtet man nicht sagen kann, wo es dem Beweise fehlt. Ein anderesmal ist man nicht überzeugt, weil man Gründe, die das Gegentheil beweisen, für sich zu haben glaubt.

Wenn man weder überzeugt noch überredet ist: so zweifelt man. Insbesondere aber sagt man alsdann, daß jemand an etwas zweifele, wenn er sich das Gegentheil als möglich vorstellet; und also, wenn er es nicht sich, sondern der Unzulänglichkeit der Gründe an und für sich zuschreibet, daß er nicht überzeugt ist.

Man sieht hieraus leicht, wie die Zweifel entstehen, daß sie durch das Wachsthum unserer Erkenntniß vermehrt werden können, und daß sie doch immer eine Folge unserer Unwissenheit sind. Denn wer alles aufs beste erkennete, würde in keiner Sache zweifelhaft seyn.

§. 57.

Von der Wahrscheinlichkeit. Grundbegriff und Grundregeln.

Wenn man nicht gewiß ist: so ist man deswegen nicht völlig ungewiß, das heißt, eben so wenig das eine als das andere anzunehmen geneigt. Dasjenige, wovon man nicht völlig gewiß ist, das man aber doch für wahr zu halten geneigt ist, ist einem wahrscheinlich, wird vermuthet. Hingegen ist unwahrscheinlich, was man zwar nicht offenbar für falsch erkennet, aber für falsch zu halten doch mehr geneigt ist, als für wahr.

Da wir nicht ohne Gründe etwas für falsch oder für wahr halten können: (§. 53.) so ist leicht zu entdecken, woher diese Geneigtheit, woher die Wahrscheinlichkeit entstehe. Sie entsteht aus einer unvollständigen Evidenz. Merkmaale der Wahrheit sind da; aber keine hinlängliche, ganz untrügliche. Etwas kann man beweisen: aber nicht so viel, als man zu behaupten geneigt ist. Man ist geneigt, mehr anzunehmen, als man wirklich sieht. Eben dieses heisset vermuthen.

Noch deutlicher wird es durch folgende Bemerkungen werden.

1) Unmittelbar evident ist das Wahrscheinliche nicht. Es gehört also in die Classe desjenigen, was bewiesen werden muß, oder wenigstens bewiesen werden kann.

2) Es wird etwas zur völligen Gewißheit gebracht durch einen Beweis aus den Begriffen, wenn evident gemacht wird, daß das zu Erweisende völlig einerley ist mit dem, was für ausgemacht angenommen werden durfte, oder völlig darinne liegt. Wahrscheinlich wird also etwas auf die Weise nur werden; wenn noch irgend ein Unterschied zwischen einem und dem andern übrig bleibt, oder doch nicht als unmöglich, obwohl verborgen, geleugnet werden dürfte, weil man keine vollständige Erkenntniß von der Sache hat.

3) Desgleichen, wenn man nur zeigen kann, daß das Gegentheil weniger damit übereinstimmt, nicht aber daß es schlechterdings widerspricht: oder wenn man nur diesen Widerspruch von einem und dem andern contrairen Satze darthun, nicht aber gewiß machen kann, daß von allen möglichen, oder kurz von dem contradictorisch entgegengesetzten, eben dieses richtig ist.

4) Das Zeugniß der Sinne kann etwas gewiß machen. Aber alsdann fehlt dem Urtheile diese Gewißheit, wenn es weiter geht, als die Vorstellung der Sinne, wenn man etwas vermuthet, was man nicht siehet, oder überhaupt empfindet. Solche Vermuthung kann aber doch Gründe für sich haben, die uns natürlicher Weise geneigt machen, ihr nachzugeben, und vernünftige Wahrscheinlichkeit bewirken. Dieses geschieht, wenn man etwas gewahr wird, womit man dasjenige, was man vermuthet, zufolge vorhergehender Erfahrungen, oder der daraus entstandenen Begriffe und Urtheile, beständig oder gewöhnlich verknüpfet weiß; gewisse Theile eines Ganzen, gewisse Eigenschaften eines Dinges oder Wesens, eines so als Wirkung oder als Ursache mit dem andern verknüpft ist.

Dieß

Dieß will die gemeine Regel, daß man das Gewöhnliche, das Natürliche, im zweifelhaften Falle vermuthen müsse (*).

5) Es ist also nichts anders als eine Anwendung dieser Vermuthungsregel, oder dieses Grundsatzes von der Wahrscheinlichkeit, wenn man aus **unvollständigen Inductionen** §. 48.) allgemeine Sätze folgert; oder wenn man eben denselben Lauf der Dinge, der bisher gewesen ist, ferner erwartet, auf die Gesetze der Natur, die bisher sich bewiesen haben, ferner rechnet.

6) Wenn man aber blos daraus, daß ein Ding in vielen Stücken dem andern ähnlich ist, die Vermuthung ziehet, daß es ihm auch in andern ähnlich seyn werde, ohne genauer zu bestimmen, **in was für einer Verknüpfung** diese und die erstern **überhaupt** sind: so entstehet diese Vermuthung zwar auch zum Theil aus einerley Grunde mit der vorhergehenden; aber sie wird um so viel schwächer, je mehr Erfahrungen man hat, daß Dinge in gewissen Stücken sehr ähnlich, und in andern sehr unterschieden seyn können (**). Nun kömmt es also darauf an, was man unter der Regel von der

Analogie verstehen will, um ihren Werth beym Denken zu bestimmen.

7) Anders als wahrscheinlich kann auch die Conclusion nicht seyn, die aus einer wahrscheinlichen Prämisse in richtiger Schlußform entsteht.

(*) Die ersten physischen Gründe dieser Vermuthungen und Erwartungen liegen freylich in den Gesetzen der Imagination und der natürlichen Verbindung der Ideen. Aber wir bestimmen uns auch in der Folge durch deutlich oder undeutlich erkannte Gesetze des Verstandes und des vernünftigen Denkens dazu; nach denen wir nichts ohne Grund annehmen können und sollen; und daher nicht statt dessen, was wir als vorkommend in dieser Welt erfahren haben, das Gegentheil, als in der Welt, und unter ähnlichen Umständen vorkommend, möglich, gegründet, uns gedenken; und was noch mehr ist, statt solcher Denkregeln, die nie oder doch nur selten uns betrogen haben, die entgegengesetzten, die immer oder die mehrsten male uns zu Irrthümern verleiten, für Regeln des vernünftigen Denkens, und zur Erkenntniß der Wahrheit, gelten lassen können.

(**) Wie fern Gleichnisse beweisen, kann hiebey erklärt werden.

§. 58.

Von den Graden der Wahrscheinlichkeit, und der Glaubwürdigkeit.

Aus allem bisherigen erhellet leicht, daß die Wahrscheinlichkeit von verschiedener Art (*) ist, und verschiedene Grade zulässet.

1) Gleichwie das Urtheil von der Gewißheit nicht immer auf Ueberzeugung, sondern

dern oft nur auf Ueberredung sich gründet; also entsteht die Wahrscheinlichkeit nicht allemal aus deutlicher Erkenntniß und gründlicher Untersuchung, sondern etwa nur aus flüchtigen und verworrenen Vorstellungen. Man muß daher eine geprüfte Wahrscheinlichkeit von einer ungeprüften, die reelle von der eingebildeten unterscheiden. Die Begriffe sind nicht nur verschieden, sondern die Fälle lassen sich auch darnach beurtheilen.

2) Je vollständiger die Uebereinstimmung dessen was vermuthet wird, mit dem, was ausgemacht ist; das heißt, mit je mehrern allgemeinen Wahrheiten oder besondern Erfahrungen, und je genauer es übereinstimmt; desto wahrscheinlicher ist es für sich (directe).

3) Je weniger Gründe für die gegenseitige Meynung, oder je mehr Gründe wider dieselbe da sind; also auch je weniger Ursache man hat, das Gegentheil nur für möglich zu halten, je weniger entgegengesetzte Fälle möglich scheinen können: desto mehr indirecte Wahrscheinlichkeit ist da.

4) Hingegen mindern die Gründe, die man für das Gegentheil hat, die Wahrscheinlichkeit. Also je mehr entgegengesetzte

Fälle möglich scheinen können, desto weniger Wahrscheinlichkeit ist für einen Fall.

5) Je mehr unausgemachtes man annehmen muß, um seine Vermuthung zu unterstützen; desto zweifelhafter wird sie.

6) Wenn sich, vermöge der Gründe und Gegengründe, oder überhaupt, gar vielerley Fälle als möglich gedenken lassen: so ist, in dieser Rücksicht, derjenige der wahrscheinlichste, in Ansehung dessen die abweichenden Fälle, die Gründe und Gegengründe, am nächsten zusammen kommen.

7) Wenn nur ein entgegengesetzter Fall eben so möglich scheint, als der angenommene: so kann man schon eigentlich nicht mehr von Wahrscheinlichkeit reden. Und überhaupt, wenn Gründe und Gegengründe völlig gleich sind: so lässet sich gar kein gegründetes Urtheil fällen.

8) So bald etwas als unmöglich erkannt ist, es sey wegen irgend eines Widerspruches, der sich direct entdecket, oder wegen der Gewißheit des Gegentheils: so hat es gar keine Wahrscheinlichkeit mehr, wenn auch, nemlich diese Gründe der Unmöglichkeit weggerechnet, noch irgend einige scheinbare Beweisgründe für Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit da wären.

9) Wenn einer wahrscheinlichen und geprüften Meynung nichts erhebliches entgegengesetzt werden kann, als daß sie nicht völlig strenge bewiesen, nicht ganz evident ist: so ist ihre Wahrscheinlichkeit vorzüglich. Und sie ist, zumal wenn Bewegungsgründe, nicht unentschlossen und zweifelhaft zu bleiben, da sind, eine **glaubwürdige Meynung, moralisch gewiß** (§. 55.). Viele Gründe, die einzeln alle noch leicht trügen können, vermögen doch oft zusammen, etwas ausser Zweifel zu setzen (**).

(*) Es ist insbesondere ein wichtiger Unterschied, ob man nur eine gewisse Art von Vermuthungen überhaupt beurtheilen, und den Grad ihrer Wahrscheinlichkeit bestimmen will; oder ob die Wahrscheinlichkeit dieser Vermuthung in einem einzelnen Falle bestimmt werden soll.

(**) Statt aller andern Schriften dienet zur Einleitung in die Kenntniß der Litteratur und des Umfanges dieses Lehrstückes K. H. Frömmichens Abh. über die Lehre des Wahrscheinlichen. 1773. 4.

Zwey=

Zweyter Abschnitt.

Von den Quellen der Wahrheit und den Gründen der Zuverlässigkeit bey den verschiedenen Arten der Erkenntniß.

§. 59.

Zweifel wider die Zuverlässigkeit unserer Erkenntniß überhaupt.

Man sollte denken, aus dem Vorhergehenden erhelle nun schon genugsam, daß in unserer Erkenntniß Wahrheit sey, und bey Beobachtung gewisser Regeln allemal seyn müsse; und daß wir die Wahrheit oft mit Gewißheit und Ueberzeugung erkennen.

Aber glaubt man nicht oft die Wahrheit zu erkennen, gewiß und überzeugt zu seyn, und man hat sich geirret? Man wird es selbst gewahr, und ist nachmals oft von dem andern Gegentheile eben so überzeugt, als man es vorher von dem einen war. Behaupten nicht die Menschen die entgegengesetztesten Meynungen, und glauben beyderseits gewiß zu seyn?

Oder

Oder vielmehr (so sprechen die Zweifler) sie sind es wirklich; weil doch, gewiß und überzeugt seyn, nichts anders heisset, als zuversichtlich glauben, ohne zu zweifeln. Was ist aber dieß für eine Gewißheit, wobey man oft genug sich irret, und also immer in Gefahr ist, sich zu irren?

Der Zweifel geht noch weiter, und greift die allgemeinen Gründe und Quellen unserer Erkenntniß an. Er leugnet die Zuverlässigkeit der sinnlichen Erkenntniß, welche doch die Quelle aller unserer Erkenntniß seyn soll. Er erwecket Mißtrauen wider unsere allgemeinen Theorien, Schlußarten und Grundsätze, und überhaupt wider unsere Vernunft. Kann man nicht, sagt er, entgegengesetzte Dinge, Wahres und Falsches, aus diesen allgemeinen Grundsätzen, und vermittelst dieser berühmten künstlichen Form herleiten?

Unwissenheit, spricht der Zweifler, verbirgt uns unsere Unwissenheit, verbirgt uns unsere Irrthümer. Denn was ist der Erfolg von den eifrigsten Bemühungen, seine Erkenntniß aufzuklären, je anders gewesen, als Entdeckung der Irrthümer und der Unwissenheit, die man vorher nicht eingesehen hat? Was kann also anders das Ende seyn, wenn man in dieser Untersuchung lange genug fortfährt, als

die Bemerkung, daß keine Gewißheit in unserer Erkenntniß ist, daß wir nichts wissen, nemlich nichts gewiß wissen? Eine Bemerkung, die die Eigenliebe und den Dünkel des grossen Haufens zu sehr beleidiget, als daß von den wenigen, die sie zu machen im Stande sind, nicht die meisten noch zu muthlos seyn sollten, sie frey zu bekennen.

Nur die Weisesten — Jetzt nennet er eine lange Reihe angesehener Männer, die dieses Bekenntniß abgelegt haben, vom weisen Sokrates an, der aus Bescheidenheit, und den eingebildeten Sophisten zur Lehre sagte, daß er nichts wüßte, bis auf den Erzzweifler Bayle, der ein besonderes Vergnügen scheinet darinne gefunden zu haben, die Leute in ihrem Glauben irre zu machen.

Ich habe die Gründe der Zweifler vorgetragen, so gut ich sie gefunden habe, wie es Pflicht eines redlichen Gegners ist. Man muß seinem Feinde gerade ins Gesicht sehen.

Die Widerlegung dieser Gründe erfordert eine weitläuftige Ausführung, und muß stückweise vorgenommen werden. Es wird der Sieg nicht fehlen, wenn wir nicht zu viel gewinnen wollen. Der Streit mit den Zweiflern wird nur dadurch schwer, wenn man zu viel behaupten, und ihnen nicht da, wo sie Recht haben, Recht lassen will.

§. 60.

§. 60.

Von der Zuverlässigkeit der sinnlichen Erkenntniß. Festsetzung der Streitfragen.

Wenn alle unsere Begriffe ursprünglich aus Empfindungen herkommen, (§. 31. f.) auch die letztern Grundsätze aller Beweise auf Empfindung sich stützen (§. 53.); so hat man Ursache, die Zuverlässigkeit der sinnlichen Erkenntniß auſſer Zweifel zu setzen.

So weit ist vermuthlich noch niemand im Zweifel gegangen, daß er seine eigene Exsistenz, und die Exsistenz der Empfindungen, deren er sich bewußt war, geleugnet hätte. Auch das Daseyn der Beschaffenheiten, die man an den Empfindungen gewahr wird, als Beschaffenheiten der Empfindungen, kann dann nicht geleugnet werden. Daß wir gewisse Dinge mit Vergnügen, andere mit Widerwillen, einige als auſſer uns, andere als in uns u. s. f. empfinden, ist auſſer Zweifel. Dieß alles aber heißt allgemein gesagt nur so viel: Was und wie man empfindet, das und so empfindet man; oder auch; Was scheint, das scheint.

Ob aber das, was scheint, wirklich ist, ob wirklich auſſer uns Dinge vorhanden, und wenn sie vorhanden sind, ob die Dinge so be-

schaffen, wie es uns scheint; endlich wie fern überhaupt in dem Scheine, an und für sich betrachtet, Wahrheit und Grund zur Wissenschaft sey; darüber kann gestritten werden.

§. 61.

Idealisten. Gewöhnliche Gründe wider sie. Gesunde Vernunft unter dem Schutze des Instincts.

Diejenigen welche überhaupt leugnen, daß die Dinge, die ausser uns vorhanden zu seyn scheinen, wirklich vorhanden, oder doch daran zweifeln, oder wenigstens glauben, daß man wohl daran zweifeln könne, werden insgemein **Idealisten** genennt (*). Wenn sie nur gar ihre eigene Exsistenz für gewiß halten, heissen sie **Egoisten**.

Diese Leute zu widerlegen, beruft man sich bisweilen auf den gar merklichen Unterschied zwischen der Vorstellung eines Gegenstandes, der jetzt nur in der Vorstellung vorhanden ist, imaginirt wird, und zwischen der Vorstellung dessen, was nun empfunden wird, und von welchem wir eben sagen, daß es ausser der Vorstellung vorhanden sey. Man hält ihnen die Unmöglichkeit vor, die Folge der Vorstellungen in der Seele auf einander zu begreifen, wenn man nicht wirklich ausser uns vorhandene Gegenstände und deren Einwirkung an:

annehmen will. Man kann auch sagen, daß die Seele Gegenstände, die sie quälen, die sie verabscheuet und gerne von sich entfernen möchte, sich nicht selbst zur Empfindung schaffen werde. Kann eine Kraft dermassen gegen sich selbst gerichtet seyn?

Allein so viel auch Gründliches in diesen Sätzen lieget: so fehlet es doch geübten Gegnern nicht an Einwendungen. Es treffen diese Gründe nicht nur eine andere Parthey von Philosophen, die nicht mit den Idealisten dürfen vermenget werden; sondern es scheinet in der That nur so viel aus ihnen zu folgen, daß die Empfindungen von irgend einer Kraft ausser der Seele herrühren müssen: die Streitfrage aber ist, ob so viel verschiedene Dinge, als wir uns natürlicher Weise zufolge unserer Empfindungen vorstellen, ausser unserer vorstellenden Kraft wirklich vorhanden sind? (§. 5.). Der Streit, auf diese Weise angefangen, möchte daher wenigstens sehr lange währen.

Wie kömmt es denn aber doch, daß, der Zweifelgründe ohngeachtet, die Vernunft immerzu in ihrem Laufe fortfähret, und sich nicht irre machen lässet? Und daß auch diejenigen, die als Zweifler hier auftreten, nur zweifeln, wenn sie speculiren und streiten wollen, bey ihren

Handlungen aber ihre Zweifel selbst zu vergessen scheinen? Vielleicht führet uns dieses auf eine bequemere Entscheidung der Streitfrage.

(*) Zur letztern Classe gehört, jedoch noch mit einem gewissen Unterschiede, der Bischof *Berkeley*. S. dessen Dialogues between Hylas and Philonous; Franz. Amsterd. 1750; desgleichen the principles of human Knowledge. S. auch *Mallebranche*, R. de la V. Eclairciff. II.

§. 62.

Versuch einer leichten und hinlänglichen Entscheidung.

Weil der Instinct dem Zweifel wider die Existenz von Dingen ausser uns so sehr zuwider ist; so haben einige die Idealisten als Unsinnige zu betrachten, und keiner Widerlegung zu würdigen, fürs Beste erachtet. Andere, sagt man, haben ihnen durch unangenehme Empfindungen das Bekenntniß abzwingen wollen, daß Dinge ausser ihnen vorhanden wären.

Aber wie, wenn die ganze Sache nur ein Wortstreit wäre, und man sich nur gegen einander besser erklären dürfte, um einverstanden zu seyn? Wir wollen sehen. Wenn ich zu dem Idealisten also sagte: So viel ich merke, hast du eben auch Vorstellungen von Dingen, als wären sie ausser dir, wie ich sie habe, du beweisest dich in deinem Verhalten gegen dieselben eben so wie ich. Auch weißt du wohl den Unterschied, daß manches nur selten, nur unter

ter gewissen Umständen, oder etwa nur einem einzigen Sinn so scheinet; durch den viel beständigern Schein aber, und durch unzählige andere Vorstellungen widerleget wird; vieles aber beständig auf einerley Weise scheinet, in unzähligen Fällen, und bey unzähligen Menschen, wenn sie sich im ordentlichen Zustande befinden, nach welchem die Vollkommenheit der menschlichen Natur abzumessen, und bey welchem die Empfindung richtig heisset, weil sie der Natur und Bestimmung des Menschen angemessen ist. Dieses beständige Scheinen nun, bey dem ordentlichen Zustande der menschlichen Natur, bey der richtigen Empfindung, heisse ich mit allen übrigen Menschen Seyn. Und das hältst du, nebst etlichen wenigen, nicht für Recht. Aber wenn es nun keine Unbequemlichkeit hat, von dem, was uns Menschen also scheinet, zu sagen, daß es sey; wenn dieses die wahre Bedeutung des Wortes ist, hier und in jedwedem andern Falle (*); wenn die Menschen sich dabey verstehen, und indem sie einen solchen Schein Realität und Wirklichseyn nennen, jene verschiedene Arten des Scheines dadurch von einander unterscheiden: warum willst du dich nicht bequemen, wie andere Leute zu reden, und warum willst du durch Verbannung eines Wortes, das uns so wichtig ist, eine Verwirrung in unserem ganzen Wort- und Gedanken-System anrichten?

— Wenn ich also mit dem Idealisten redete, hätte ich nicht genug für die gute Sache behauptet? Oder würde er mir wohl noch etwas dagegen einwenden können? Würden wir nun nicht mit einander einverstanden seyn, daß also Dinge auſſer uns vorhanden sind?

(*) Hingegen scheint es nun zwar, könne eingewendet werden, daß wir doch nicht völlig nur dieses denken, wenn ein jeder die Exsistenz seiner Seele behauptet; desgleichen daß, indem wir den Dingen auſſer uns eine eigene Exsistenz zuschreiben, wir unter andern auch dieß dabey denken, daß von ihnen auch Wirkungen auf andere empfindende Wesen entstehen und Vorstellungen anderer Menschen auf eben dieselben sich beziehen. Allein das Eigene in dem Begriffe von der Exsistenz, wenn solche ein jeder seiner Seele zuschreibt, wird immer etwas eigenes bleiben, was der Begriff von der Exsistenz der Dinge auſſer uns nicht haben kann; ob es gleich im Grunde so viel nicht ist. Die Frage aber, ob das, was wir die äusserlichen Gegenstände und Ursachen unserer Empfindungen nennen, auch für andere empfindende, erkennende, oder überhaupt wirkende und leidende Wesen dasselbe ist; diese dünket mich, sollte nicht mit jener ersten Hauptfrage über den Idealismus vermengt werden. Sie hat ihre eigenen zu vielen Schwierigkeiten; aber auch ihre eigenen Entscheidungsgründe: auf welche folgende Untersuchungen führen werden.

§. 63.

Wie fern wir aus der Empfindung die Beschaffenheiten der Dinge erkennen.

Wenn die Exsistenz der Dinge, die wir uns bey der Empfindung als auſſer uns vorstellen, zugegeben wird; so kann noch gefragt wer-

werden, ob wir vermöge der Empfindung auch die Beschaffenheiten der Dinge, die ihnen wirklich zukommen, erkennen (*)? Man kann, dieses zu bezweifeln, nicht nur durch die Veränderlichkeit der Beschaffenheiten, mit welchen die Dinge uns erscheinen, bewogen werden; sondern auch selbst durch genauere Erwägung der Natur unserer Empfindungen. Denn wir empfinden ja nur eigentlich eine Veränderung in uns, ob wir wohl gewöhnlich sagen, daß wir einen Gegenstand empfinden, die Sonne sehen, die Glocke hören. Wenn auch diese Veränderung, so wir empfinden, eine Wirkung der Dinge ausser uns ist: so weiß man ja doch, daß die Wirkung eines Dinges, sowol durch die Beschaffenheit der Dinge, vermittelst deren es die Wirkung in irgend einem andern Dinge hervorbringt, als durch die Beschaffenheiten dieses Dinges selbst, auf welches gewirkt wird, mit bestimmet werde (§. 9). Dieses beweiset nun allerdings so viel, daß die wahren Beschaffenheiten der Dinge, oder diejenigen, die bey der gewöhnlichen natürlichen Empfindung sich zeigen, nicht aus jeder Empfindung erhellen; und daß wir überhaupt vermittelst der Empfindung nur erkennen, was ein Ding für unsere Organen und unsern Verstand ist.

Unterdessen ist immer der beständige Schein für uns Realität; und da die Dinge selbst für

uns nur das sind, was sie bey der natürlichen Empfindung scheinen: so müssen wir ja wohl diejenigen Beschaffenheiten, mit welchen Dinge uns beständig erscheinen, Beschaffenheiten dieser Dinge nennen, wenn uns nichts, so gewisser ist, als dieser Schein, anders zu denken zwinget (**).

(*) Dieses leugnet *Carteſius* ausdrücklich. S. Princip philoſoph. part. II, §. 3, part. IV. §. 198. Weiter führet es *Mallebranche* aus liv. I.

(**) Wie fern bey dieser Beschaffenheit unserer Erkenntniß, dennoch Grund vorhanden ist, einige der uns bekannten Eigenschaften der Dinge als absolute Grundbeschaffenheiten (primary qualities) von den abgeleiteten, relativen Beschaffenheiten derselben (Secondary qualities) zu unterscheiden? S. *Locke* B. II. chap. VIII. vergl. *Search.* K. VII. §. 2. 3.

§. 64.

Bey der sinnlichen Erkenntniß ist also Wahrheit, und Grund zur Wissenschaft.

Bey der Erkenntniß, die aus den Empfindungen der Menschen unmittelbar erwächset, findet sich sehr vieles, so auf einen beständigen Schein gegründet ist, so daß es weder in sich selbst, noch bey der Vergleichung mit dem, was sonst für ausgemacht wahr zu halten, widersprechend gefunden wird. So sind die Vorstellungen von den Dingen, die diese sichtbare Welt ausmachen, und von ihren Beschaffenheiten, wie sie ein beständiger Schein uns lehret,

ge-

gegründet. Es sind feststehende und unter sich harmonirende Begriffe. Es wäre also ungereimt und wider den Begriff der Wahrheit, der menschlichen Erkentniß, die sich dergestalten auf Empfindungen gründet, überhaupt und schlechthin die Wahrheit abzusprechen.

Auch kann man ihr die Gewißheit nicht absprechen. Denn was ist gewisser, als daß wir empfinden, wenn wir uns der Empfindung bewußt sind? wenn wir uns denn also, in Ansehung vieler Dinge, eines beständigen Scheines bewußt sind, und das Beständig Scheinen uns Seyn heisset: so können wir ja durch die Empfindung von vielem gewiß werden. Die sinnliche Erkenntniß kann also eine zuverlässige Erkenntniß seyn, und Wissenschaft gründen.

§. 56.

Von der Zuverlässigkeit einzelner Empfindungen.

Wie aber können wir bey jedweder einzelnen Empfindung mit Gewißheit, oder wenigstens mit Wahrscheinlichkeit erkennen, daß sie zuverlässig, und daß, was sie uns lehret, wahr sey? Um hier nicht in Wortstreitigkeiten zu verfallen, wollen wir nun genau bestimmen, was Wahrheit und Zuverlässigkeit einer einzelnen Empfindung heissen solle. Allemal zwar empfindet man das, was man empfindet. Und

allemal kann man von dem Gegenstande sagen, daß es etwas sey, was unter gesetzten Umständen so erscheint. Aber nicht allemal stellet sich uns bey der Empfindung die Sache so dar, daß wir schlechthin sagen können, sie sey wirklich so beschaffen. Denn nur von denenjenigen Beschaffenheiten, mit welchen Dinge, bey der beständigen Empfindung, uns erscheinen, dürfen wir schlechthin sagen, daß sie diesen Dingen wirklich zukommen (§. 63). Wenn uns also bey gewissen einzelnen Empfindungen Dinge anders erscheinen, als sie sonst ordentlich uns und andern Menschen vorgekommen sind: so nehmen wir billig Anstand, dafür zu halten, daß die Sache wirklich so beschaffen sey, wie sie uns da vorgestellet wird, und wir setzen ein Mißtrauen in unsere Empfindung. Denn sonst müßten wir entweder Widersprechendes zugleich für wahr halten; oder wir müßten annehmen, daß ein Ding in dem Augenblicke, da wir es anders empfunden, und so oft wir es anders empfunden, seine Natur geändert; oder wir müßten unzählich vielen Empfindungen weniger als einer einzigen trauen. Das erste können wir gar nicht. Das zweite wird einmal dadurch verwerflich, weil daraus folgen würde, daß, wenn verschiedene die nemliche Sache zu gleicher Zeit unter dem Scheine verschiedener sich entgegengesetzter Beschaffenheiten empfinden, solche zu gleicher Zeit entgegen-

gengesetzte Beschaffenheiten an sich habe. Sodann weiß man ja schon, wie sehr von der Beschaffenheit der Mittelursache und der Empfindungswerkzeuge die Beschaffenheit der Vorstellung von den Dingen, die uns Empfindungen verursachen, abhängt. Wollte man endlich das, was in der sonderbaren Empfindung vorgestellet wird, für wahr, und das, was in unzähligen entgegenstehenden Empfindungen lieget, für falsch erklären; so dürfte man sich wenigstens nicht auf die Empfindung berufen, sondern man müßte es durch andere Gründe darthun. Wenn sich aber diese Gründe gar nicht finden: so wäre es wohl offenbar ungereimt.

Aus diesem allen erhellet nun, daß die Wahrheit einer Empfindung darinne besteht, daß der gegenwärtige Schein der Sache von den wirklichen Beschaffenheiten derselben herrühret; auf diejenige Weise, wie er davon herrühret bey den gewöhnlichen Empfindungen der Menschen, in den unzähligen Fällen, auf welche unsere feststehenden Begriffe sich gründen, und nach welchen unsere ganze Erkenntniß eingerichtet ist. Es erhellet auch ferner daraus, daß zwar eine sonderbare Empfindung, deswegen, weil sie sonderbar, nicht gleich für falsch könne erklärt werden; daß aber ihr Schein nicht geschickt sey, feststehende Begriffe zu gründen, bevor genau untersucht worden ist, ob nicht der

besondere Zustand der Mittelursachen, oder der Empfindungswerkzeuge, und also nicht die wirkliche Beschaffenheit der Sache, diesen sonderbaren Schein veranlasset haben.

§. 66.

Vom Gebrauche seiner Empfindungen zur Beurtheilung der Erkenntniß anderer Menschen.

Wenn ein Mensch versichert ist, daß seine Empfindungswerkzeuge in der bey der menschlichen Natur gewöhnlichen Vollkommenheit, oder in demjenigen Zustande sich befinden, welcher der ordentliche Zustand der Natur ist; wenn er ferner versichert ist, daß die Mittelursachen, alle Dinge, welche nebst dem Objecte und dem Empfindungswerkzeuge die Empfindung modificiren, gleichfalls so beschaffen sind, wie ordentliche, wie in den unzählichen Fällen, aus welchen ein beständiger Schein erwächset: so darf er nicht nur hoffen, daß, so wie ihm jetzt die Sache vorkömmt, sie ihm auch ein andermal vorkommen werde, wenn er sie wieder empfindet; sondern er kann auch annehmen, daß er eine solche Vorstellung von der Sache vermittelst dieser seiner Empfindung habe, wie andere gesunde Menschen sie auch haben, kleine meist unbeträchtliche Unterschiede weggerechnet. Denn die Erfahrung (*) hat eine solche Uebereinstimmung der menschlichen Empfindungen bereits

reits genugsam gelehret; und bey der Aehnlichkeit der Menschen in ihrer Natur, bey der nach feststehenden Gesetzen eingerichteten Natur der übrigen Dinge, lässet es sich auch nicht anders vermuthen (**).

(*) S. dagegen *Mallebranche* liv. I. chap. VII. §. 1. chap. XIII. §. 5. und *Sextus Empir.* lib. VII. advers. *Log.* segm. 195 seq.

(**) Der meiste Unterschied bey den Empfindungen der Menschen äussert sich in Ansehung des Wohlgefallens oder Mißfallens, so sie daran haben. Der Unterschied der Empfindungswerkzeuge kann ihn veranlassen. Ein Mensch hat Recht, wenn er von Empfindungen nach diesem beständigen Verhältnisse auf sein Vergnügen oder Mißvergnügen behauptet, daß sie ihm angenehm oder unangenehm sind. Mehr aber kann er nicht behaupten; und dieß kann man nicht widerlegen. Aber noch immer kann gefragt werden, ob seine Empfindungsart natürlich sey, oder einen verdorbenen unnatürlichen Zustand seiner Organen zum Grunde habe? Ob sie die vollkommenere sey, einen solchen Genuß oder solche Erkenntnisse verschaffe, die im Ganzen am meisten zur Vollkommenheit verhelfen?

§. 67.

Einige besondere Anmerkungen von der Zuverlässigkeit des innern Sinnes.

Es braucht wenige Veränderung, um die vorhergehenden Grundsätze zur Bestimmung der Zuverlässigkeit der Erkenntniß, so von dem innern Sinne kömmt, insbesondere der Urtheile über Schönheit, Wahrheit und Moralität, die man auf die Empfindung gründet, anzuwenden.

Rem-

Nemlich auch hier findet sich vielfältig Uebereinstimmung und durchgängiger Schein. Und weil denn nun ein beständiger Schein für die Menschen Realität ist, und es ungereimt seyn würde zu sagen, daß alle Menschen mit einander nicht recht empfänden, wenn sie auf eine übereinstimmende Weise etwas empfinden: so wird man folgende Sätze als Grundsätze in der Lehre von den innern Empfindungen zugeben müssen.

1) Was alle Menschen nicht anders als so denken können, das ist also: ist wahr.

2) Was allen Menschen natürlicher Weise schön, ergötzend scheint, ist es auch wirklich.

3) Was allen Menschen vermöge der natürlichen Triebe und Empfindungen beständig recht oder unrecht scheinet, ist es auch wirklich (*).

Aber freilich lehret die Erfahrung, daß auch bey dieser Art der Empfindung die Menschen sehr, und noch mehr als bey den Empfindungen der äussern Sinne, von einander abgehen. Ausser dem Unterschiede, der sich bey der innern Organisation verschiedener Menschen ohne Zweifel befindet, kömmt dieses von dem Unterschiede in den Haupt- und Neben-Vorstellungen, die die innere Empfindung hervorbringen. Wenn mehrere sich im Grun-

de

de nicht das nemliche vorstellen, wie können sie einerley dabey empfinden, Wahrheit, Schönheit auf gleiche Weise gewahrnehmen?

Unterdessen darf ein Mensch dem Gegenstande diejenigen Eigenschaften, die er bey richtiger Vorstellung desselben innerlich empfindet, wenigstens in Ansehung seiner zuschreiben; und wie die Erfahrung lehret, darf er alsdann auch annehmen, daß viele andere ähnliche Empfindungen haben werden. Und er darf seine innere Empfindung desto sicherer für zuverlässig halten, je mehr er versichert ist, daß er sich in demjenigen Zustande befinde, in welchem die Seele auf das, was in ihr vorgeht, genau aufzumerken, und alles wohl zu unterscheiden geschickt ist. Dieß ist vorzüglich der Zustand der Gemüthsruhe. Affecten sind in der Seele, was Sturm und Nebel in der Luft sind (**).

(*) Wie weit aber überhaupt Recht und Unrecht nach der Empfindung entschieden werden könne; und ob es eine eigene unauflösliche Empfindung davon gebe; wird hier gar nicht untersucht.

(**) Der Skepticismus hat insbesondere auch die Zuverlässigkeit der Erinnerung verdächtig gemacht. Aber es giebt bey der Erinnerung eine Klarheit, und in gewissen Fällen auch Deutlichkeit, wobey der Zweifel eben so zwekwidrig und unvernünftig, als unnatürlich seyn würde; indem keine Beyspiele eines Irrthums bey solchen Erinnerungsurtheilen vorhanden.

§. 68.

Zuverlässigkeit der höhern Erkenntniß.

Das Geschäfte der **höhern Erkenntniß** oder der **Vernunft** geht dahin, daß wir uns Begriffe verschaffen, die uns die Empfindung unmittelbar nicht giebt, obwol der Grund dazu in der Empfindung liegt. Diese giebt den Stoff her, den die Vernunft bearbeitet. Wahre und zuverlässige Empfindungen giebt es. Es kömmt also nur darauf an, ob bey der Anwendung dieser Empfindungen, zur Aufklärung und Erweiterung unserer Erkenntniß, die Vernunft sichere Regeln vor sich hat, deren Beobachtung sie vor dem Irrthume bewahren kann. Und auch dieses ist durch vorhergehende Betrachtungen auser Zweifel gesetzt. Die Regeln der Schlüsse und einige unserer **Vermuthungsregeln** sind auf Grundgesetze des Denkens und auf die vernünftigen Begriffe von Wahrheit gebauet.

Bleiben wir diesen Regeln immer getreu; behaupten wir nichts ohne hinlänglichen Grund, messen wir die Zuversichtlichkeit unseres Urtheils nach dem Gewicht der Gründe, nach den Graden der Wahrscheinlichkeit, ab; bleiben wir da, wo wir nach Bild und Gleichniß, nur analogisch, etwas uns vorstellen, dieser Beschaffenheit unserer Erkenntniß uns immer bewußt:

wußt: so ist unser Denken vernünftig und zuverlässig. Man hat sich nicht geirret, nicht gegen die Wahrheit geurtheilt, wenn man dasjenige, was bey gewissen zur Zeit nur vorhandenen Gründen unserm Verstande wahrscheinlich seyn mußte, auch nur für wahrscheinlich hielt.

Man kann auch hier auf die Erfahrung und auf die Uebereinstimmung der Menschen in diesem Theile ihrer Erkenntniß sich berufen. Aber die Zweifler gründen sich hiebey aufs Gegentheil, und bestreiten das Vermögen unserer Vernunft, allgemeine Wahrheiten zu finden und mit einander zu verbinden, hauptsächlich mit dem Widerspruche der Meynungen. Zur Erwägung dieses Einwurfes können folgende Anmerkungen dienlich seyn.

1) Der Widerspruch der Meynungen und Urtheile verschiedener Menschen ist nicht so groß, als Zweifelsüchtige ihn bisweilen vorstellen. Es ist leicht, bey der unzählbaren Menge von Meynungen viele widersprechende aufzubringen. Aber wie viele übereinstimmende sind nicht noch zurücke? Nicht nur in den allgemeinsten Grundsätzen sind die Menschen mit einander einig, sondern auch in sehr vielen allgemeinen.

2) Nicht so oft, als es Anfangs scheint, gehen die Menschen in den Gedanken von

einander ab; unzählige male nur in den Ausdrücken. Je mehr man Acht giebt auf die Streitigkeiten und Widersprüche der Menschen, desto mehr wird man durch die Erfahrung hievon überzeugt. Und die Sache selbst bringt es so mit sich. Nemlich unsere Namen sind allgemein, und die einzelnen Fälle, auf die sie angewandt werden, sind immer in etwas, manchmal in vielem, von einander unterschieden. Sodann sind die Menschen gewohnt, unbestimmt oder allgemein zu sagen, was sie bey genauer Erwägung ihrer Gründe selbst einschränken müssen. Dieß kann aber die Erkenntniß der Vernunft nicht unzuverlässig machen, daß die Menschen einander widersprechen, wenn sie sich bey einerley Namen verschiedene Sachen gedenken.

3) Unterdessen liegt hierinne freylich ein Irrthum, wenigstens Grund zum Irrthume, dem wir im folgenden genauer nachzuforschen haben. Aber wenn auch diese Unvollkommenheit der Sprache, diese fehlerhafte Bezeichnung unserer Gedanken, oder wenn andere Ursachen bey dem Gebrauche der höhern Erkenntnißfähigkeiten Irrthum veranlassen können: so ist doch nicht zu vermuthen, daß wir uns jimmer oder meistentheils irren sollten;

ten; da die Grundgesetze des Denkens dermaßen auf Wahrheit führen, daß wir das Falsche an sich, den Widerspruch, gar nicht denken können. (§. 53.) Der Widerspruch muß sich verbergen unter der Zusammenstimmung des Uebrigen, wenn er sich in unsere Erkenntniß einschleichen will. Daraus folget, daß, wenn man auch den Zweiflern zugeben wollte, daß bey unserer Erkenntniß sich immer Falsches unter das Wahre einmische (Cic. N. D. I. 15.), sie doch wenigstens auch eingestehen müssen, daß an allem, was die Menschen für wahr halten, etwas wahr ist: ein Paradoxon, so des ihrigen werth ist.

Wenn man nicht behaupten kann, daß die Menschen die Vernunft stets gebrauchen: so kann man es auch der Vernunft nicht aufbürden, wenn sie von einander abweichen.

§. 69.

Ob der Empfindung oder dem Räsonnement mehr zu trauen?

Dasjenige, was wir beym rechten Gebrauche unserer Vernunft für wahr erkennen, wird demjenigen nie zuwider seyn, was wir vermöge der Empfindung dafür annehmen

müssen. Wie kann man denn also über den Vorzug der einen Erkenntnißart vor der andern streiten? Man kann es entweder in der Bedeutung, daß bey der einen der Irrthum gewöhnlicher und leichter sich verbergen könne, als bey der andern; oder daß man den Fall bestimmt, in welchem die eine für irrig zu halten ist, eben deswegen, weil sie der andern widerspricht.

Also wird man freylich eingestehen müssen, daß unsere Schlüsse uns sehr leicht betrügen können, weil wir sie oft auf Voraussetzungen bauen, die so, wie wir sie uns itzo gedenken, nicht erwiesen sind; und daß hingegen die Empfindung, die uns näher an der Quelle unserer Erkenntniß hält, uns nicht so weit verirren lasse, und genau genommen, an sich selbst nie uns betrüge.

Ferner ist klar, daß die Empfindung Richter im einzelnen Falle allemal insofern bleibe, in wiefern sich weder ihre Exsistenz wegdemonstriren lässet, noch ihre genau untersuchte Richtigkeit (§. 66. 67.) durch das Räsonnement aus allgemeinen Grundsätzen, und die einmal angenommenen Regeln umgestossen werden kann; da sich ja die allgemeinen Sätze auf die Uebereinstimmung der einzelnen Empfindungen gründen sollen. Wenn die Vernunft sich wider die natürliche Empfindung auflehnet: so

arbeitet sie wider sich selbst, und ist nicht mehr gesunde Vernunft.

Unterdessen erhellet auch aus dem Vorhergehenden, daß man öfters die Vernunft gebrauchen müsse, um von der Zuverlässigkeit seiner Empfindungen sich zu versichern; daß ihre Regeln und Grundsätze es sind, wodurch wir am leichtesten den Irrthum der vermeynten Empfindungsurtheile entdecken.

(*) Das Gefühl ist gleich einem Schiffer, der sich immer nahe an das Ufer hält; die Vernunft gleich einem Seefahrer, der den Ocean durchkreuzet. Ist mehr Gefahr beym letzteren: So ist auch mehr Hoffnung des Gewinnstes. Aber die Grundgesetze der Empfindung müssen der Vernunft seyn, was dem Seefahrer der Compaß ist.

§. 70.

Gründe der Zuverlässigkeit bey der historischen Erkenntniß.

Vieles können wir nicht anders erkennen, als aus dem Zeugnisse anderer, aus ihrer schriftlichen oder mündlichen Aussage, daß etwas gewesen, geschehen sey, daß sie etwas gesehen, gehöret u. s. w. Auf Zeugnissen beruhet die eigentliche historische Erkenntniß.

Ueberhaupt muß man eingestehen, daß bey dieser Art der Erkenntniß, der Gewißheit mehr Schwierigkeiten entgegenstehen, als bey

den vorhergehenden Erkenntnißarten. Denn es kann seyn, daß das Zeugniß selbst erdichtet, untergeschoben oder verfälschet ist: oder daß die Zeugen die Wahrheit nicht wissen, selbst im Irrthume sind; oder sie wissen können, und vorsetzlich nicht sagen: oder aus Uebereilung, Vergessenheit, Ungeschicklichkeit sich auszudrücken, solche verfälschen. Dazu kömmt noch die Schwierigkeit, das Zeugniß allemal recht zu verstehen.

Dem ohngeachtet würde derjenige allen Vernünftigen lächerlich werden, der da behaupten wollte, daß wir es bey der historischen Erkenntniß nie zur Gewißheit, und nicht oft zu einem solchen Scheine der Wahrheit bringen können, der da zuverlässig genennt zu werden verdient, weil er in unzähligen Fällen richtig befunden worden ist, bevor er ein einzigmal trüget. Gar oft nemlich müßte man annehmen, was, wo nicht absolut unmöglich, doch höchst unwahrscheinlich und hypothetisch unmöglich heissen kann, wenn man nicht die Erkenntniß, die auf Zeugnissen beruhet, für ausgemacht und gesichert genug halten wollte. Dieses genauer zu bestimmen, merken wir erstlich folgende Sätze an.

1) Es ist etwas an sich glaubwürdig, wenn es unter Umständen geschehen seyn soll, unter welchen es eher zu vermuthen war,

war, als sein Gegentheil (*). Aber wie das Gewöhnliche nicht das einzig mögliche, das Vermuthliche nicht nothwendig und ausgemacht ist; also kann etwas, so an sich weniger glaubwürdig scheinen möchte, als sein Gegentheil, doch wohl geschehen seyn. Aber was an sich absolut unmöglich, oder unter gewissen Umständen hypothetisch unmöglich ist, kann unter diesen Umständen, nicht geschehen seyn, und also nicht durch Zeugnisse glaubwürdig gemacht werden.

2) Ordentlicher Weise sagen die Menschen die Wahrheit. Wenige ausgenommen, die aus Gewohnheit oder Unbedachtsamkeit die Unwahrheit sagen, geschiehet dieses nur um eines Vortheils willen. Aber daß jemand, der bey gesunder Vernunft ist, mit Vorsatze und Vorbedacht Unwahrheiten behaupte, von denen er nicht nur keinen Vortheil, sonder Schaden zu erwarten hat, ist wider alle Erfahrung.

3) Es ist wider die Erfahrung, und an sich nicht gedenkbar, daß sehr viele Menschen, ohne es mit einander abgeredet zu haben, einstimmig einerley Unwahrheit bezeugen sollten. Und noch weit mehr, daß Menschen von verschiedenen Ge-

müthseigenschaften und verschiedenem Interesse, zur Bezeugung der Unwahrheit sich vereinigen sollten.

4) Eine Sache, die ein Mensch genau zu beobachten bemüht ist, und deren Beobachtung nicht über die Kräfte war, die er damals hatte, beobachtet er richtig.

5) Es ist ganz ungewöhnlich und wider den natürlichen Lauf der Dinge, daß viele Menschen in einer Sache, deren richtige Erkenntniß nur gemeine Kräfte erfordert, den nemlichen Irrthum begehen sollten.

Derohalben, wenn etwas an sich glaubwürdiges, von sehr vielen Personen, bey welchen insgesamt weder Aufrichtigkeit noch Geschicklichkeit mit Grunde bezweifelt werden kann, als so vielen unterschiedenen Zeugen erzählet wird; wenn selbst diejenigen, die ein Interesse gehabt hätten, diesen Zeugnissen zu widersprechen, und es hätten thun können, solches nicht gethan haben, oder wohl gar damit übereinstimmen: so muß man eingestehen, daß der Zweifel an einer solchen Erzählung unnatürlich und unvernünftig seyn würde. Die Erkenntniß ist unter solchen Umständen zuverlässig, und man darf sagen gewiß.

Was hingegen diesen Gründen abgehet, das gehet der Gewißheit ab: wofern nicht, was

auf

auf der einen Seite abgeht, auf der andern wieder ersetzet wird. Wenn aber auch nicht Gewißheit da ist, so kann doch Wahrscheinlichkeit in verschiedenen Graden da seyn. Durch die Menge der Zeugen kann das Gewicht der eigenen Glaubwürdigkeit der Sache, durch die personelle Glaubwürdigkeit der Zeugen, oder durch die individuellen Umstände des Zeugnisses, der Abgang an der Menge ersetzt werden.

Aus jenen Gründen aber folget noch

1) daß, wenn mehrere zwar etwas bezeugen, ihre Aussagen aber, wenn sie untersucht werden, alle auf das Zeugniß eines einzigen sich gründen: oder wenn Verdacht da ist, daß die mehreren es abgeredet haben, die mehreren Zeugnisse nur als eines anzusehen sind.

2) Daß das Zeugniß der **unmittelbaren** Zeugen, die, was sie erzählen, selbst empfunden haben, (testes oculati) eigentlich als Zeugniß von der Sache entscheidet; und daß das Zeugniß der **mittelbaren** Zeugen (testes auriti) nicht gelten kann, als bey gegründeter Voraussetzung eines glaubwürdigen unmittelbaren Zeugnisses. Ein späterer Zeuge ist ein mittelbarer; und seine Glaubwürdigkeit nimt in dieser Betrachtung

ab, wie die Menge der Mittelzeugen zunimt. Aber die Zuverlässigkeit muß dabey nicht nothwendig verlohren gehen, weil andere Gründe die Glaubwürdigkeit unterstützen können. Ja man kann nicht schlechthin sagen, daß das Zeugniß eines spätern Zeugen beym Widerspruch eines Zeitgenossen allemal nachstehen müsse. Denn es könnte nicht nur der Zeitgenosse ein mittelbarer Zeuge seyn, wie der andere, sondern es könnte der Zeitgenosse auch wohl gehindert gewesen seyn, die Wahrheit, die er wußte, zu sagen, Interesse beym falschen Zeugnisse gehabt haben.

3) Bey Dingen, wo es nur auf das Wollen ankömmt, kann das Zeugniß der Einfältigen wichtiger seyn, als das Zeugniß derer, die mehr Einsicht haben. Aber nicht also, wenn die Beobachtung dessen, was bezeugt wird, Einsichten oder besondere Geisteskräfte erforderte. Ueberhaupt aber muß auf Kopf und Herz, auf Geschicklichkeit und Interesse, zugleich gesehen werden, wenn die Glaubwürdigkeit eines Zeugen beurtheilet werden soll.

4) Da es also hier immer auf die individuellen Umstände ankömmt: so geht der Zuverlässigkeit der historischen Erkenntniß

niß dadurch nichts ab, daß viele falsche Erzählungen für wahr gehalten worden sind; die Zuverlässigkeit der H. E. ist individuell. Nur müssen es nicht eben die Gründe seyn, die in vielen Fällen betrogen haben, auf welche man nun die Zuverlässigkeit gründet.

(*) Können nicht unter gewissen Umständen ausserordentliche, wunderbare, Begebenheiten zu vermuthen, und also an sich glaubwürdiger seyn, als das Gegentheil? S. *Locke* B. IV. ch. XVI. §. 113.

§. 71.

Von der zuverlässigen Erkenntniß des Sinnes anderer aus ihren Worten. Grundbegriff von der Kritik.

Wenn die Erfahrung beweiset, daß die Menschen einander nicht immer recht verstehen; so beweiset sie auch, daß sie einander gar oft recht wohl verstehen. Und wenn sie einander nicht immer völlig verstehen: so verstehen sie einander doch meist in der Hauptsache. Auch auf der Seite also ist der Wahrheit der Zugang in unsere Erkenntniß nicht versperret; und die unmittelbare Evidenz begleitet sie in unzähligen Fällen.

Wenn der Sinn der Worte zweifelhaft ist: so wird Auslegung erfordert. Dazu giebt es gewisse gegründete Regeln, vermittelst deren man auch oft da mit Zuverlässigkeit den

Sinn

Sinn der Reden und Schriften erforschen kann, wo er Anfangs verborgen oder zweifelhaft war. Die Auslegungskunst, Hermenevtik, ist bereits zu einer eigenen Wissenschaft gemacht worden, die sowol im Allgemeinen, als in besonderer Anwendung, vorgetragen wird. Ihre Gründe liegen in folgenden Sätzen.

1) Die Menschen reden ordentlich in der Absicht, daß sie wollen verstanden werden, folglich auf eine Weise, daß sie verstanden werden können, wenn man nach Regeln sich richtet, nach welchen sie gleichfals sich richteten.

2) Die Menschen gebrauchen derohalben die Worte meist in der gewöhnlichen Bedeutung: oder wenn sie den Worten eigene Bedeutungen geben, so ist doch eine gewisse Bedeutung ihnen gewöhnlich.

3) Da in der ganzen Rede ein Sinn liegen soll: so bestimmt der Context die Bedeutung der einzelnen Worte, wenn dieselbe an sich nicht genug bestimmt ist.

4) Es ist nicht so gewöhnlich, daß die Menschen sich offenbar widersprechen, und ihrer Absicht entgegen handeln; daß man nicht Ursache hätte, eine Auslegung, wenn es seyn kann, zu vermeiden,

den, nach welcher ein vernünftiger Mensch sich selbst widersprochen, oder seiner Absicht zuwider geredet oder geschrieben haben müßte.

5) Man nimmt mit Grunde an, daß ein Mensch seine Meynung da recht erklärt habe, wo er mit Bedacht und Vorsatz sie erklären wollte: und daß man ihn nach solchen Stellen mehr beurtheilen müsse, als nach andern, wo er nur im Vorbeygehen, und nicht gerade zu, etwas berühret.

9) Wenn die gewöhnliche Bedeutung der Worte, Context, Parallelstellen, die ganze sonst bekannte Denkungsart eines Menschen, und insbesondere auch die Absicht der gegenwärtigen Rede oder Schrift, mit dem Sinne, den eine Auslegung angiebt, übereinstimmen: so müßte man den andern für unvernünftig halten, oder es selbst seyn, wenn man an der Zuverlässigkeit dieser Auslegung zweifeln wollte (*).

Es könnte oft sehr zweckwidrig und nachtheilig seyn, wenn man eine Schrift, als von einem gewissen Verfasser herrührend, gebrauchen wollte, ohne untersucht zu haben, ob sie überhaupt, und in allen Stücken, so wie sie vorhanden ist, von ihm herkömmt. Dieß ist

das

das Geschäfte der Kritik. Und vermittelst der Kenntniß des Eigenthümlichen jedwedes Zeitalters und jedwedes Schriftstellers, und der genauen Bekanntschaft mit den Ursachen nnd Kennzeichen der Unterschiebung oder Verfälschung der Schriften, können ihre Untersuchungen zur hohen Wahrscheinlichkeit, wo nicht zur eigentlichen Gewißheit gebracht werden (**).

(*) S. *Ioach. Ehr. Pfeifferi* Elementa hermeneuticae universalis. Ien. 1743.

(**) Ueber diesen ganzen Abschnitt verdienen gelesen zu werden *Bouiller* Traité des vrais principes de la certitude morale, vor seinem Essai sur l'ame des bêtes; seconde edit. Amst. 1732. 12. Desgleichen *Th. Reia's* Inquiry into the human mind, on the principles of common sense. 2. edit. Edinburgh. 1765. 8. *Iam. Beattie's* Essay on the nature and immutability of truth. Edinb. 1770. 8. (Deutsch 1772.) Die Grundlehren der Kritik kann man, ausser des *Clerici* Art. Crit. kennen lernen aus des *Anton. Genuensis* Element. artis Logico-Criticae, lib. IV.

Drit-

Dritter Abschnitt.

Von den allgemeinen Quellen der Irrthümer.

§. 72.

Allgemeine Entstehungsart, und Hauptgattungen der Irrthümer.

Wir irren uns, wenn wir uns eine Sache anders vorstellen, als sie ist, wenn wir Wahres für falsch, Falsches für wahr (§. 51.), oder überhaupt, wenn wir verschiedene Dinge für einerley halten, eines für das andere ansehen, wenn wir einem Dinge Prädicate geben die ihm nicht zukommen, oder Prädicate absprechen, die ihm zukommen. Der Irrthum besteht also in der Verbindung dessen, was nach der Wahrheit nicht mit einander verbunden werden soll, oder in der Trennung dessen, was der Wahrheit nach beysammen ist; kurz, in einem falschen Urtheile.

Wie unsere Urtheile entweder unmittelbare oder gefolgerte sind, so sind es auch unsere Irrthümer. Es entstehen nemlich einige unmittelbar aus der unrichtigen Vorstellung

eines

eines Subjects; wenn entweder in dieser Vorstellung Bestimmungen eingemischt sind, die nicht da seyn sollten, oder Bestimmungen fehlen, die die Vorstellung haben sollte, um vollständig zu seyn. Aus jenen falschen Zusätzen entstehen unmittelbar **irrige bejahende Urtheile**; aus der Unvollständigkeit der Vorstellungen aber **verneinende**, in welchen die Menschen Subjecten diejenigen Beschaffenheiten absprechen, die sie nur in ihrer Vorstellung nicht haben.

Aus solchen falschen **Grundbegriffen** und **Grundurtheilen** können dann bald mehrere erfolgen. Hat man einem Subjecte einmal fälschlich eine Bestimmung gegeben: so nimmt man ihm ferner andere, die damit nicht bestehen können, eignet ihm andere zu, die mit jenen verknüpfet sind, u. s. w. Oder hat man, nach andern irrigen Urtheilen, Bestimmungen zu Merkmaalen gewisser Prädicate gemacht, die es nicht sind: so verführet dieß oft, fälschlich Subjecten Prädicate zu geben, um dieser unrichtigen Merkmaale willen, oder bey dem Mangel derselben sie ihnen zu nehmen.

Dieß sind die **allgemeinsten Gattungen der Irrthümer.**

§. 73.

§. 73.

Unwissenheit und Uebereilung, die nächsten Ursachen unserer Irrthümer.

Wir können nicht Widerspruch, das Merkmaal der Unwahrheit, einsehen, und etwas für wahr halten; wir können nicht ohne Grund, einen richtigen oder einen Scheingrund, etwas für wahr halten (§. 53.). Ein Schein der Wahrheit muß daher auch bey unsern Irrthümern seyn, und der Widerspruch muß sich dabey verbergen.

Es kann aber dieses auf eine gedoppelte Weise geschehen; entweder, daß wir die widersprechenden Bestimmungen gar nicht bemerken; oder daß, vermittelst eines andern irrigen Begriffes, dieser da übereinstimmend scheinet. So können zwo verstimmte Saiten eine Consonanz zusammen machen.

In beiden Fällen, was ist die Ursache unseres Irrthums anders, als Unwissenheit und Uebereilung? Wären wir nicht unwissend, hätten wir immer vollständige und deutliche Begriffe, so würde sich uns kein Widerspruch verbergen, kein falscher Schein uns verführen können. Wären wir mißtrauischer gegen den Schein unserer unvollständigen Erkenntniß; so würden wir behutsamer seyn bey

dem Gebrauche, den wir davon machen, und nicht so oft durch Uebereilung in Irrthum gerathen.

§. 74.

Allgemeine Gründe unserer Uebereilung beym Urtheilen.

Alles also, was da macht, daß unsere Erkenntniß von den Dingen dunkel, verwirrt, einseitig oder verfälscht ist; und ferner alles, was die Uebereilung beym Urtheilen befördert, veranlasset und befördert den Irrthum.

Die Ursachen der ersten Art sind aus dem Vorhergehenden bereits bekannt (§. 24.).

Wir wollen hier nur die letztern genauer bemerken. Dieses aber sind hauptsächlich

1) Der Abscheu vor einer anhaltenden mühsamen Untersuchung: oder die Begierde, das bald zu haben, was man suchet.

2) Die Gleichgültigkeit gegen Wahrheit und Irrthum.

3) Die Lebhaftigkeit der Vorstellung, auf eine gedoppelte Weise; einmal, weil die ruhige langsame Untersuchung dadurch gehindert wird; sodann, weil dieses Licht der Lebhaftigkeit leicht für das Licht der vollständigen Klarheit gehalten wird.

4) Eigenliebe, thörigte Schaam seine Unwissenheit zu erkennen und zu gestehen.
5) Das Vergnügen, so man bey einer gewissen Meynung findet.

§. 75.

Besondere Ursachen. Die Leidenschaften.

Es folget aus dem Vorhergehenden, und die Erfahrung lehret es in unzähligen Beyspielen von vielerley Art, daß der Zustand des Gemüths, die Begierden und Neigungen, die ein Mensch heget, einen gewaltigen Einfluß auf seine Begriffe, Urtheile und Meynungen haben. Nemlich darnach bestimmet sich das Interesse, so eine Sache für uns hat; der Eindruck, den sie auf uns machen kann, und die Seite, von welcher wir sie hauptsächlich betrachten werden, endlich die Adsociation der Ideen, hängen davon ab.

Mit ganz andern Augen siehet man eine Sache an, die unser heissen kann, die sich auf uns beziehet, als das Fremde; anders im Alter als in der Jugend; anders bey glücklichen, und anders bey widerwärtigen Umständen. Das muß dann wohl verschiedene Begriffe und Urtheile nach sich ziehen. Ueberhaupt aber suchen wir das, was wir wünschen; wir wenden uns daher da weg, wo wir gewahr

werden, daß es nicht zu finden ist; und wenn wir des Suchens müde sind, nehmen wir das, was dem, so wir suchten, am ähnlichsten ist, ohne weitere Untersuchung dafür an. Das heißt mit andern Worten: was der Mensch wünscher, glaubt er leicht. Die mannichfaltigen Ausflüsse der Irrthümer aus dieser einzigen Quelle würden schwer zu zählen seyn.

Alles vereiniget sich zur Veranlassung des Irrthums bey den eigentlichen Leidenschaften, bey den Neigungen, die oft in Affect ausbrechen; so wie Irrthum insgemein die Quelle der Leidenschaft ist. Die Leidenschaft ziehet unsere Aufmerksamkeit auf eine Seite; dahin, wo der Eindruck herkam, wo die Begierde hinzielet. Sie lässet uns nicht auf andere Vorstellungen mit ruhigem Geiste aufmerken, am allerwenigsten auf diejenigen, so wider die Begierde streiten. Die erhitzte Einbildungskraft bringt unordentlich alle Ideen, die mit der herrschenden in Verbindung stehen, hervor, und die sich mit ihr vertragen können, gesellen sich dazu. So entsteht statt der wahren Vorstellung ein Phantom, das, man kann es fast eigentlich sagen, dem Verstande, wie dem Herzen, Fesseln anlegt. Noch beschleuniget die Lebhaftigkeit, die alsdann in uns ist, alle unsere Urtheile und Entschliessungen. — Und doch gehören auch Lei-

dens

denschaften zur Vollendung der Bestimmung des Menschen.

§. 76.

Mangelhafte Bezeichnung.

Mit Recht zählet man unter die wirksamsten Ursachen unserer Irrthümer auch den **Mißbrauch der Worte**, oder überhaupt die mangelhafte Bezeichnung der Gedanken.

Zu geschweigen, daß wir mit gewissen Redensarten, die sich auf Irrthümer gründen, irrige Vorstellungen von andern unvermerkt überkommen: so sind die Worte, deren wir uns gewöhnlich bedieuen, überhaupt so beschaffen, daß sie der richtigen Erkenntniß viele Hindernisse in den Weg stellen. Sie bezeichnen die Vorstellungen, die sie erhalten und erwecken sollen, weder **vollständig**, noch **genau** genug. Nicht vollständig; und diese unvollständige Bezeichnung machet, daß die Vorstellungen selbst unvollständig werden, wovon die üblen Folgen schon im Vorhergehenden (§. 72.) angezeiget worden sind. Nicht genau genug. Denn wenn es gleich keine eigentlich sogenannte vieldeutige Worte sind, die wir gebrauchen; so sind doch unsere Worte fast lauter allgemeine Benennungen, und die Dinge, Fälle, worauf sie angewandt werden,

sind von einander unterschieden. Daraus entstehet nun gar leicht Verwechselung der Dinge und ihrer Eigenschaften. Man höret einen Namen; und denket an das, was man bey diesem Namen zu denken gelernet hat, gewohnet ist, nach Veranlassung der Fälle, bey welchen er für einen bedeutend geworden ist; und denket, jedes Ding, so diesen gemeinschaftlichen Namen führet, müsse völlig so beschaffen seyn, wie diejenigen andern, die wir unter diesem Namen kennen. Eine sehr gewöhnliche Veranlassung des Irrthumes.

Die Worte veranlassen aber noch ferner dadurch Irrthümer, daß Menschen gewisse Begriffe mit gewissen Worten zu verknüpfen sich dermaßen gewöhnen, daß öfters, wenn sie blos das Wort haben, sie die Sache zu haben glauben, hingegen wenn das Wort weggenommen wird, wenn das nemliche unter andern Ausdrücken gesagt wird, dafür halten, daß es nicht mehr das nemliche sey (*).

Endlich aber veranlassen die Worte Irrthum, wenn der Eindruck, den dieselben an und für sich auf uns machen, Ursache ist, daß wir den Widerspruch, die Unvollständigkeit, den Ungrund der Begriffe, die damit angezeigt werden, nicht einsehen; welches uns leicht begegnen kann, sowol wenn wir andern, als

wenn

wenn sie uns Gedanken mittheilen wollen (**).

(*) S. *Helvetius* de l' Esprit. Disc. I. cap. IV. p. 67.

(**) *Locke* B. III. chap. X. §. 14 seq.

§. 77.

Von den Grundirrthümern und Vorurtheilen.

Da Irrthümer dadurch den Schein der Wahrheit gewinnen, wenn sie mit andern irrigen Meynungen, denen wir bereits beypflichten, übereinstimmen (§. 73.), und also aus eben diesem Grunde Wahres uns falsch scheinen kann, weil es mit unsern Irrthümern nicht übereinstimmt; so erhellet, wie leicht dem Irrthume, und wie schwer der Wahrheit, der Eingang dadurch werden muß, wenn ein Mensch allgemeine, weit sich erstreckende, irrige Grundsätze heget.

Es sind dieses entweder Grundirrthümer (πρωτα Ψευδη) in einer gewissen Sache; oder angenommene Meynungen von gewissen gemeinschaftlichen Beschaffenheiten der Dinge, oder von gewissen Personen, die einen verleiten, oftmals ohne gehörige Untersuchung zu urtheilen, sein Urtheil zu beschleunigen. Diese letztern werden am eigentlichsten Vorurtheile genannt: obwol dieser Name öfters allgemeiner gebraucht wird.

So verführet die Menschen öfters die vorgefaßte Meynung, so sie von einem gewissen äusserlichen Ansehen, von einem gewissen Stande, Alter, von einer Nation, überhaupt von einer gewissen Gattung der Dinge, oder auch von einem einzelnen Dinge, von einer Person u. s. f. haben, ohne gehörige Untersuchung voreilig zu urtheilen. So machet die vorgefaßte Meynung von dem Werthe des Alterthums, oder dem Werthe der Neuheit in andern Fällen, daß sie sich in ihren Urtheilen übereilen. Auch kann die Meynung, die man von sich selbst hat, allzu vieles Zutrauen, oder allzu vieles Mißtrauen gegen seine Kräfte und Verdienste, machen, daß man von vielen nicht gehörig urtheilet.

Wie in Rücksicht auf diesen Unterschied, in Ansehung dessen, was unser Urtheil beschleuniget, die Vorurtheile in mancherley Arten können eingetheilet werden; so kann dieses auch geschehen, in Ansehung derjenigen, welche sie hegen, und der Bestimmungen, welche machen, daß sie sie hegen. In dieser Rücksicht giebt es Vorurtheile der Jugend und jedwedes Alters, des Standes, und der Lebensart, Secte und Nation. Sie können auch eingetheilet werden in Ansehung dessen, worauf sie angewandt werden, in theoretische und praktische, u. s. w.

Wir

Wir merken hierbey noch an,

1) daß nicht jedwedes Vorurtheil verwerflich ist und nothwendig auf Irrthum führet. Es können die Vorurtheile bisweilen vernünftige Vermuthungsregeln (§. 57.) seyn. Nur insofern sind sie verwerflich, als man die sicherern Erkenntnißgründe dabey nicht gebrauchet, wenn man doch könnte, die Gründe des Gegentheils nicht untersucht und auf sich wirken lässet.

2) Das schädliche Ansehen der Vorurtheile gründet sich allernächst auf Eigenschaften und Zustände des Verstandes; auf unvollkommene, einseitige Erkenntniß, und die andern Ursachen der Uebereilung im Urtheilen (§. 74.). Der Einfluß der Neigungen ist auch hier beträchtlich.

3) Die Vorurtheile erstrecken sich bisweilen bis auf die Urtheile über die Empfindungen; man dürfte fast sagen, auf die Empfindungen selbst.

4) Wenn wir bedenken, wie wir den größten Theil unserer Erkenntniß bekommen, unsere meisten Begriffe und Urtheile, Grundbegriffe und Grundurtheile; so werden wir leicht gewahr, wie vieles in unserer Erkenntniß ursprünglich auf Vorurtheile gegründet seyn müsse.

5) Je länger wir ein Vorurtheil gehegt haben, desto schwerer ist es auszurotten. Denn es hat sich tief eingedrucket, und hat einen grossen Anhang.

6) Am allerschwersten werden die Vorurtheile auszurotten seyn, die man nicht angreifen kann, ohne starken oder empfindlichen Triebfedern des Herzens wehe zu thun. (§. 75.) (*)

7) Seine Vorurtheile selbst zu finden, muß wohl schwer seyn. Dazu gehöret auch, ausser der gesunden Vernunft, eine eigene Lust.

8) Aus Vorurtheil hält man manches für Vorurtheil, was es nicht ist (**).

(*) S. *Locke* B. I. ch. III. §. 22-27.

(**) Ueber diesen ganzen Abschnitt verdienet die Logik des *di Soria* nachgelesen zu werden. S. dessen Opere filosofiche, tom. I. p. 164-283.

Drittes Hauptstück.

Praktischer Unterricht von Erforschung der Wahrheit und Vermeidung des Irrthums bey den mancherley Arten unserer Erkenntniß.

Erster Abschnitt.

Allgemeine Regeln.

§. 78.

Grundregel zur Vermeidung des Irrthums.

Die vorhergehenden Betrachtungen, die uns die Quellen des Irrthums bekannt gemacht haben, geben auch die Regeln an die Hand, wie man sich davor zu bewahren habe.

1) Der allgemeine Grund des Irrthums ist allzu grosses Zutrauen in Begriffe und Meynungen, die man nicht genug untersucht hat; Uebereilung. Die allgemeinste Grundregel zur Vermeidung der Irrthümer ist daher, daß man nie voreilig, nie ohne gehörigen Grund, urtheile; sein Urtheil zurück halte, wenn

wenn die Wahrheit weder unmittelbar noch mittelbarer Weise evident ist; und die Vermuthungen nach den Graden der Wahrscheinlichkeit bestimme.

2) So lange Vorurtheile und Grundirrthümer in uns sind; hilft die unvollständige Untersuchung oft zu nichts, als in den eingewurzelten Irrthümern sich noch mehr zu bestärken. Es ist also nöthig, daß ein Mensch, der sich von der Wahrheit versichern will, einmal sein ganzes Gedankensystem genau untersuche, besonders seine gewöhnlichen Grundurtheile und Maximen genau prüfe, entwickele und bis auf die einfachsten für sich evidenten Sätze zurück führe. Wenn man dieses Untersuchen ein Zweifeln nennen will: so kann man sagen, daß man an allem zweifeln müsse.

3) Wenn auch dadurch ein gewisser Skepticismus zuletzt übrig bleiben sollte: so kann dieser ganz heilsam seyn. Man strebt nicht mehr nach einer Gewißheit, von der man einsieht, daß sie für uns nicht ist; und achtet der Wahrscheinlichkeit desto mehr. Man wird tolerant gegen die Meynungen anderer. Wenn ein Skeptiker nicht tolerant ist; so ist es ein Beweis, daß falsche Gründe unter

sei-

seinem Skepticismus wenigstens mit stecken müssen.

(*) S. *Arist.* Metaph. II. cap. 1. *Cartesius* Medit. de philos. prima, medit. I.

§. 79.

Regeln, so bey den untersuchenden Zweifeln zu beobachten.

Aber dieses höchst wichtige Geschäft erfordert viele Behutsamkeit und Sorgfalt, um glücklich ausgeführt zu werden. Folgende Regeln werden dabey in Acht zu nehmen seyn.

1) **Man muß nur zweifeln aus Liebe zur Wahrheit.** Die Neigungen und Leidenschaften müssen also von der Untersuchung ausgeschlossen werden: reine Liebe zur Wahrheit muß uns alleine dabey begleiten; das ganze Gemüth muß ruhig und der Geist heiter seyn.

2) Die Untersuchung muß Schritt vor Schritt gehen, nach der Ordnung des Zusammenhangs unserer Gedanken. Ein einziger Sprung könnte alle Mühe vergebens machen. Oft kann es hierbey nützlich seyn, die Gründe in die einfachste Schlußform zu bringen.

3) Also darf nirgends etwas ununtersucht bleiben, kein Grund des Beyfalls, keine Prämisse ungeprüft, sie habe diesen

oder

oder jenen Namen. Wir müssen uns doch verstehen lernen, und wissen, warum wir etwas annehmen.

4) Es erhellet hieraus schon zur Genüge, daß eine solche Untersuchung nicht auf einmal geschehen könne. Es ist dieses nicht die Sache einer Stunde oder eines Tages, sondern gewissermassen die Beschäftigung unsers ganzen Lebens; indem sie zu wiederholten malen muß angestellet werden, wenigstens zur Verhütung, daß nicht unvermerkt neue Irrthümer sich einschleichen, und einwurzeln.

5) Unterdessen, da die Vergessenheit die beste Ueberzeugung schwächen, und Zweifel gegen die bewährteste Meynung veranlassen kann: so ist es gut, um nicht immer wie ein Rohr von jedem Winde des Zweifels hin und her bewegt zu werden, wenn man, nach gehöriger oft angestellter Untersuchung, und dadurch bestätigter Gewißheit oder Wahrscheinlichkeit einer Meynung, dieses wenigstens tief sich eindrucket, daß dieselbe Meynung gute Gründe für sich habe. Auf diese Weise wird doch der Zweifel uns nicht vorläufig bestimmen, ehe wir Gründe und Gegengründe noch einmal geprüft haben.

§. 80.

Grenzen des Zweifels. Mittel zur Beruhigung.

Damit nicht diese Verfolgung der Irrthümer die Wahrheit selbst treffe, oder der Zweifel zur Gewohnheit werde, so sind noch folgende Regeln zu beobachten.

1) Halte einen Satz nicht gleich für falsch, einen Beweis nicht gleich für ungültig, wenn du die Gründlichkeit nun nicht einsiehest. Denke nicht, was du nicht einsiehest, sehe niemand ein, was du nicht mit Gewißheit erkennest, davon könne niemand gewiß seyn. Vielleicht offenbaret dir der folgende Tag, was dir heute verborgen ist.

2) Auch wenn du die Unrichtigkeit eines Satzes hast einsehen lernen: so wirf nicht gleich die andern damit weg, die du um dieses Satzes willen bisher für wahr gehalten hast. Sie können andere Gründe für sich haben, und richtig seyn. — Es scheinet, daß die Menschen sehr leicht in diesen Fehler verfallen. Vielleicht ist keine Reformation, die nicht Beweise davon enthält.

3) Wisse, daß, wenn es Unvollkommenheit unserer Natur ist, die Wahrheit nicht immer in ihrem völligen Lichte zu se-

sehen, es Thorheit sey, dem stärkern und beständigen Scheine nicht nachgehen zu wollen, und lieber von jedwedem Irrlichte sich in der Ungewißheit herum führen zu lassen (*). Zweifeln aus Liebe zum Zweifel ist Unsinn oder Bosheit. Auch hoffe nicht durch Zweifelsucht Ansehen zu erlangen: die Welt hat Stolz und Unwissenheit schon zu oft unter dieser Maske entdeckt.

4) Traue auch beym untersuchenden Zweifel deiner Einsicht nicht so sehr, daß du die Einsichten anderer verachtetest. Oft giebt ein vernünftiger Freund das Licht, das man lange vergebens suchte.

5) Ist der Mensch also fern von Gott, und das, was uns natürlicher Weise zur Erkenntniß der Wahrheit helfen kann, also ausser dem Bezirke seiner Regierung, daß ihn um Erkenntniß der Wahrheit bitten, Schwärmerey seyn müßte? — Ich frage nicht aus Mangel der Ueberzeugung.

(*) In dieser und der letzten Regel des vorhergehenden Paragraphs liegt das Wesentliche von der Glaubenspflicht, über welche des Herrn Basedow Gedanken nachgesehen und beherziget zu werden verdienen, Methodenb. S. 378 412. u. a. Orten. Unser Beyfall hängt nicht von unserer Willkühr ab; sondern von der Beschaffenheit der Gründe und deren Erkenntniß (§. 53). Aber unsere Aufmerksamkeit haben wir in unserer Gewalt; und können uns dadurch entweder die Gründe des Zweifels oder die Gründe des Beyfalls und der Beruhigung im Gemüthe herrschend machen.

Zwey-

Zweyter Abschnitt.

Vom rechten Gebrauche der sinnlichen Erkenntniß, und der Kunst zu beobachten.

Grundregel zur Vermeidung der Irrthümer bey der sinnlichen Erkenntniß.

Der Irrthum bey der sinnlichen Erkenntniß entsteht

1) daraus, daß man glaubet recht empfunden zu haben (65.), wenn man nicht recht empfindet.

2) Also auch daraus, daß man das Phantom der Einbildung für ein Phänomenon der äusserlichen Welt hält.

3) Dadurch, daß man auch aus der richtigen Empfindung nicht reine und gehörig bestimmte Erfahrungssätze abzieht; sondern in diese mehr bringt, als in jener gegründet war.

Die Grundregel hiebey also wird diese seyn: nicht gleich jedem Scheine zu trauen, und zufolge desselben nicht sofort zu sagen, es ist, sondern fürs erste nur, es scheint mir.

§. 82.

Wie man untersuchen könne, ob man recht empfinde; und wie der Mangelhaftigkeit der Empfindung abzuhelfen.

Je mehr man also Ursache hat anzustehen, ehe man einem vorkommenden Scheine der Empfindung trauet, folglich je sonderbarer und ungewöhnlicher das Phänomen ist: desto genauer muß man untersuchen, ob man wohl recht empfinde, ob man sich in dem Zustande befinde, der zu gehöriger Empfindung erfordert wird, ob die Sache selbst, und die Mitteldinge beschaffen, wie sie seyn müssen. Zu dem Ende, und um der mangelhaften Empfindung aufzuhelfen, ist es nöthig;

1) Daß man untersuchet, ob man andere Dinge gehörig zu empfinden und zu beurtheilen im Stande ist, sie wie gewöhnlich findet.
2) Daß man die Sache auf verschiedene Weise, von allen Seiten, in veränderter Lage, aufs genauste betrachtet; oder dieselbe unter mehrere Sinne bringet.
3) Daß man Acht darauf hat, wie andere dabey sich verhalten, was ihnen vorkömmt.

Das schlimmste hiebey aber ist dieses, daß einer manchmal, wenn er auch alle diese Mittel in seiner Gewalt hätte, durch den Affect,

fect, die vorhergehende Einbildung, oder eine andere Ursache der Uebereilung und des Irrthumes gehindert wird, den hinlänglich sorgfältigen Gebrauch davon zu machen.

§. 83.

Vom Fehler des Erschleichens.

Wenn auch die Empfindungen rechter Art sind: so ist doch viele Aufmerksamkeit und Vorsicht nöthig, um den rechten Gebrauch davon zu machen. Denn Flüchtigkeit und Uebereilung können machen, daß wir theils manches übersehen, so am merkwürdigsten, und zur Gründung einer zuverlässigen Erkenntniß oft am nöthigsten, gewesen wäre; theils in die Empfindung unsere Phantasie und Vermuthung sich einmischen lassen, und dann alles dieses doch für Erfahrung halten, und dafür ausgeben. Letzteres insbesondere heißt der **Fehler des Erschleichens** (Vitium subreptionis).

Um diesen Fehler bey dem Gebrauche unserer Empfindungen zu vermeiden, kömmt es hauptsächlich auf folgende Regeln an.

1) Da alle Empfindungen von einzelnen Dingen herrühren: so lässet auch jedwede nur einzelne Bemerkungen zu. Insofern können nun zwar aus einzelnen

Erfahrungen allgemeinere Sätze gemacht werden, inwiefern man nur dasjenige weglässet, was nichts dazu beygetragen hat (*). Aber darauf kömmt es nur an, und dazu ist die größte Behutsamkeit nöthig, daß man seine Erfahrung genau bestimmt nach dem, wovon sie abhängig war, und nicht auf dasjenige ausdehnet, wohin sie sich nicht erstrecket. Die Unterlassung dieser Regel ist die gewöhnliche Ursache der Streitigkeiten, wo einer dem andern widerspricht, jeder auf seine Erfahrung sich beruft, und keiner Erfahrung genug für seine unbestimmte Behauptung gehabt hat.

2) Die Benennung mit einem gemeinschaftlichen Namen classificirt den Gegenstand, ist also schon ein Urtheil, und insgemein ein Urtheil, in welchem der Grund von vielen andern liegt. Hier ist also abermals ein Ort, wo die Erfahrung anfangen kann, verfälscht zu werden, und Irrthum sich einschleichet. Hüte dich also, daß du bey deinen Empfindungen, und bey der Bestimmung der Erfahrung, die du daraus sammlest, keine falschen Namen gebraucheſt. Dieses kann aber gar leicht geschehen, einmal aus Mangel der Erfah-

fahrung, oder weil man viele Dinge nur dem Namen nach kennet, und folglich nicht recht kennet, allerley Namen im Kopfe hat, aber keine deutlichen und vollständigen Begriffe dazu. — So sieht in der Fabel die junge Maus, die nun auf Reisen geht, die Auster für ein Schiff an, und wird gefangen. — Je weniger bestimmte Begriffe man hat, desto leichter kann man durch einige Aehnlichkeit verführet werden, einen vorkommenden Gegenstand unter einem falschen Namen sich zu gedenken (**). Sodann können hier insbesondere auch wieder Phantasie und Leidenschaft uns täuschen, und bey der Empfindung einen falschen Namen unterschieben, nemlich den Namen, der ohnedem in der Phantasie war; und somit alle Beschaffenheiten, die wir einmal bey diesem Namen zu denken gewohnt waren, zum Scheine der Empfindung hinzusetzen. So sehen die Menschen oder hören, nicht was wirklich da ist, sondern bald, was sie wünschen, bald was sie fürchten. Die Regel versteht sich nun von selbsten.

3) Insbesondere aber hat man sich zu hüten, daß man nicht durch den Namen in die Erfahrung mit einmischet, was sich gar nicht empfinden lässet; sondern

nur geschlossen werden kann. Die Namen, die versteckrere Verhältnisse, caussalen Zusammenhang, Absicht, oder Moralität, anzeigen, dörfen nicht gebraucht werden, wenn man aus der Empfindung reine Erfahrungen absondern will (***).

(*) Wie vermittelst der Regel von der Analogie die einzelnen Erfahrungen wahrscheinliche allgemeinere Folgerungen zulassen, ist aus dem, was von dieser Vermuthungsregel oben (§. 57.) bemerket worden ist, abzunehmen. S. *Verulamius* de Augmentis scient. lib. V. c. 2.

(**) S. Iselin Geschichte der Menschheit, Th. I. S. 183.

(***) S. Epikter Kap. 45.

§. 84.

Einige Regeln für die Kunst zu beobachten und Versuche anzustellen.

Es giebt gemeine Erscheinungen, von welchen jedermann Erfahrungen hat, und ohne Mühe sich erwirbt. Es giebt auch solche, die sich selten eräugnen, oder nur durch die Kunst hervorgebracht werden. Bey diesen ist besonders Kunst zu beobachten nöthig, die Kunst, vermittelst der Erfahrung richtige und lehrreiche Begriffe sich zu erwerben.

Was dazu gehöret, lässet sich aus dem Begriffe und der Absicht der Beobachtung leicht bestimmen.

Rem-

Nemlich

1) Genauigkeit, nichts unbemerkt zu lassen, was nicht offenbar entbehrlich ist. Was eine Kleinigkeit scheint, ist oft das wichtigste. Bey der Beobachtung ist es daher besser, zu viel, als zu wenig anzumerken. Bey Versuchen ist die Beschaffenheit der Instrumente nicht ausser Acht zu lassen.

2) Das Vermögen einer anhaltenden, leicht sich theilenden, und das manchfaltige verbindenden Aufmerksamkeit; Gegenwart und leichte Fassung des Geistes.

3) Lust zur Sache.

4) Eine vorläufige Kenntniß von der Sache kann grosse Dienste thun, und bisweilen unentbehrlich seyn. (§. 24.)

5) Aber nicht müssen vorgefaßte Meynungen einen hindern, mit unverblendeten Augen zu sehen, und alles zu sehen.

6) Witz und Scharfsinn führen nicht nur mittelst analogischer Schlüsse auf Versuche, durch welche Wirkungen hervorgebracht werden, die von sich selbst nicht entstanden seyn würden; sondern helfen auch zur leichtern Bemerkung des vorkommenden durch Erweckung der entsprechenden Ideen (§. 24.)

(*) Aus diesen Regeln kann man auch die Merkmaale abnehmen, die uns die Beobachtungen anderer glaubwürdig oder verdächtig machen können. Man sehe hiebey Senebier Kunst zu beobachten, aus dem Französ. 1776. Zimmermann, Von der Erfahrung ꝛc.

§. 85.

Regeln, so bey Untersuchung der Ursachen zu beobachten.

Die vornehmste Absicht bey der Beobachtung ist die Entdeckung der Ursachen, der wirkenden Kräfte und aller Umstände, von welchen der Erfolg abhing, und unter denen er also wieder zu erwarten steht.

Dabey aber sind einige Arten in Irrthum zu fallen, sehr gewöhnlich: nemlich

1) Wir sehen etwas für die Ursache an, was zwar dabey gegenwärtig, zugleich vorhanden, oder vorhergegangen; aber nicht nothwendig dabey gewesen ist, nichts zur Sache beygetragen hat (Fallacia non causſae ut causſae).

2) Noch öfter schreiben wir demjenigen einen Erfolg ganz zu, wovon derselbe doch nur zum Theil hergekommen ist.

3) Und eben deswegen sehen wir dasjenige, was ein Ding nur unter gewissen Umständen hervorbringen konnte, für etwas an, was es immerzu, und unter ganz andern Umständen, bewirken werde.

4) Oder wenn auch die Dinge, die wir für Ursachen und Wirkungen von einander,

und für nothwendig verknüpft halten, es wirklich sind: so irren wir uns doch oft noch in der Vorstellung der Wirkungsart und des eigentlichen Zusammenhangs; der mittelbar seyn kann, wenn wir ihn für unmittelbar halten, oder sonst anders als wir denken.

5) Auch zeigt sich der Einfluß der vorgefaßten Meynungen und der Neigungen gar deutlich hiebey.

Man sieht also wohl, was zur Erforschung der Ursachen nöthig ist, nemlich genaue und wiederholte Beobachtung.

Nach der Regel, (§. 57.) daß das Gewöhnliche mit Recht vermuthet wird, wenn nicht das Gegentheil aus einem besondern Grunde erhellet, vermuthet man auch die gewöhnlichen und bekannten Ursachen in jedwedem ähnlichen Falle. Darauf gründen sich die **Erklärungshypothesen**, Sätze, die die Ursache einer Begebenheit, ähnlichen Erfahrungen oder allgemeinen Naturgesetzen gemäß, angeben. Bey ihrem Gebrauche ist zu erwägen,

1) Ob die angebliche Ursache mit Grunde als ein wirkliches mit einer solchen Kraft versehenes Ding angenommen werden kann?
2) Ob sie in dem Falle vorhanden seyn und wirken konnte?
3) Ob nicht, vermöge allgemeiner Naturgesetze, oder besonderer Umstände, in dem Falle

eine andere Ursache mit mehrerer Wahrscheinlichkeit angenommen werden könne?

4) Ob die angegebene Ursache auch dem ganzen Effecte gewachsen, alles habe bewirken können, was ihr zugeschrieben wird?

§. 86.

Vom rechten Gebrauche des innern Sinnes.

Von Irrthümern, in welche Menschen in Ansehung der innern Empfindungen gerathen, sind zu merkwürdige Beyspiele bekannt, als daß es unnöthig scheinen könnte, von dem rechten Gebrauche derselben noch besonders etwas zu erinnern. In Rücksicht auf dasjenige, was im Vorhergehenden gesaget worden, wird man folgende Regeln leicht für gegründet erkennen.

1) Bey den innern Empfindungen vermenge man nicht den Schein, den die Dinge von uns erhalten, von den sich zugesellenden Nebenbegriffen, von der Beschaffenheit unseres Gedankensystems und den Neigungen unseres Gemüthes, mit dem Scheine, der von ihren wirklichen Beschaffenheiten herrühret.

2) Auch wenn der zufällige Schein von dem beständigen abgezogen worden ist; hat man sich noch wohl in Acht zu nehmen,

men, daß man nichts erschleicht; nicht mehr in den Ausspruch, der sich auf die Empfindung gründet, bringt, als in der Empfindung liegt; nicht allgemeiner ihn mache, als er, vermöge dessen, wovon die Empfindung herkam, gemacht werden kann.

3) Der eigene Geist des Menschen, Vorurtheile, Leidenschaften und eine lebhafte Imagination können wunderbare Empfindungen und innere Erscheinungen hervorbringen, deren starkes Licht verführen kann, sie für mehr als blosse Wirkungen der Phantasie zu halten, da sie es doch sind. Man darf auch hier nicht eher ungewöhnliche Ursachen annehmen, bis man gewiß ist, daß die gewöhnlichen das Bemerkte nicht haben hervorbringen können. Je sonderbarer die Erscheinung ist, desto genauer muß sie geprüfet werden.

4) Ueberhaupt also verachte man zwar die innern Empfindungen nicht; aber man suche sie aufzuklären, vermittelst der höhern Erkenntnißfähigkeiten, die dazu bestimmt sind, wenn man Begriffe und Meynungen darauf gründen will.

Dritter Abschnitt.

Regeln für die Meditation.

§. 7.

Grundregel zur Verwahrung vor Irrthum beym abstrakten Denken.

Dasjenige Denken, wobey nicht gegenwärtige Dinge in dem Scheine der Empfindung, sondern wobey abgezogene Begriffe in dem Scheine der symbolischen Vorstellung betrachtet werden, heißt das abstracte Denken, Meditation, oder auch Specularion. Das eigene bey dieser Art der Erkenntniß ist also, daß die Vorstellung unmittelbar aus dem Worte entspringt. Die Worte aber veranlassen leicht allerhand Irrthümer. Davor hat man sich also in Acht zu nehmen. Obgleich die Irrungen, die durch Veranlassung der Worte entstehen, mancherley sind; so ist doch der allgemeine Grund davon immer dieser, daß man sich das, was bey den Worten gedacht werden soll, nicht klar, deutlich und bestimmt genug gedenket. Dem Irrthume beym abstracten Denken vorzubeugen, ist also vor allen Dingen nöthig, daß man die Worte wohl erwäge, die man gebraucher, und die

Ideen

Ideen, die sie ausdrucken sollen, besonders aber die Hauptidee, worauf die Meditation sich beziehr, sich klar und deutlich mache.

§. 88.

Von dem Gebrauche und der Erfindung der Definitionen.

Dieß führet uns nun auf bestimmtere Regeln. Es fragt sich, wie können wir machen, daß die Begriffe, die wir nur dunkel, schwankend, und unbestimmt haben, helle und bestimmt werden? Es finden sich dreyerley Wege, auf welchen man dazu gelangen kann. Sie sind aus den Betrachtungen des ersten Hauptstückes der Logik bekannt.

Erstlich dienet dazu die **Definition**, durch welche das Mannichfaltige, so unter einem Namen zusammen begriffen wird, oder die beständigen Beschaffenheiten einer Sache, die ihr theils gemeinschaftlich mit andern zukommen, theils eigen sind, einzeln angezeigt werden; oder vermittelst deren der Begriff von der Sache aufgeklärt wird durch Anzeigung der Art ihres Entstehens. Wenn einer nun eine Definition von der Sache hat, so ist nur nach den oben (§. 36.) angezeigten Regeln zu untersuchen, ob solche richtig. Muß aber die

Defini=

Definition erst gesucht werden: so ist aus dem Begriffe der Definition leicht abzunehmen, wie sie gefunden werden könne; nemlich durch Vergleichung der mancherley Redensarten, in welchen ein Wort gebraucht wird; durch Zusammenhaltung der mancherley Vorstellungen, die man von der Sache hat, unter allerley Umständen und Bestimmungen; durch Verknüpfung der einzelnen ausgemachten Eigenschaften, und Erwägung dessen was daraus folget. Es ist hierbey besonders vortheilhaft,

1) wenn man gleich anfangs auf sehr unterschiedene Anwendungen eines allgemeinen Begriffes, dessen Erklärung man suchet, sich besinnet, und diese mit einander vergleichet;

2) Wenn man den entgegenstehenden Begriff zu gleicher Zeit aufkläret;

3) Wenn man die allernächst angrenzenden Begriffe mit erwäget, als welche hauptsächlich unterschieden werden müssen.

Aber es kömmt hierbey immer darauf an, daß einer die gehörigen Vorerkenntnisse hat. Wenn ihm diese fehlen, so wird er bey allen Regeln der Logik, wie man die Definition finden könne, leicht falsche Begriffe sich machen. Die nützlichste Regel hiebey ist also wohl diese, daß man bedenke, ob man auch Kenntniß

niß genug habe, um seine Begriffe, die daraus abstrahirt sind, für vollständig und allgemein zu halten?

§. 89.

Von dem Gebrauche und der Erfindung der Eintheilungen und Distinctionen.

Nicht alle Begriffe lassen sich auf eigentliche Definitionen bringen. Sie sind zum Theil zu allgemein oder zu einfach (§. 36.). Oft hat man es mit vieldeutigen Namen zu thun; oder mit solchen, die nicht sowohl ein Ding, als vielmehr eine Sammlung von Dingen oder Beschaffenheiten ausdrucken. In allen diesen Fällen dienet statt der Definition die **Division**, die Herablassung auf die bestimmtern Begriffe. Auch wo die Definition schon vorhanden ist, kann diese zur Prüfung derselben, oder überhaupt zur fernern Aufklärung und Ordnung der Begriffe, gar nützlich gebraucht werden.

Und ausser der eigentlichen logischen Eintheilung (§. 37.) dienet jedwede Anzeige der Theile, woraus ein Ding besteht, zur Vollkommenheit der Begriffe; so wie die **Distinction** zur Verhütung, daß nicht verschiedene Ideen mit einander verwechselt oder vermenget werden. Nur muß auch bey der Distinction darauf gesehen werden, daß der angebliche Unter-

terschied nicht nur überhaupt, sondern auch so, wie er itzt gebraucht wird, wirklich da ist.

Die bestimmtern Begriffe, die Theilungsglieder, werden als schon durch Beobachtung oder sonst bekannt vorausgesetzt. Sie zu erwecken und herbey zu bringen, ist alsdann nichts nöthig, als **Besinnen** und **Nachdenken**: indem nach dem natürlichen Gesetze des Denkens (§. 26.) Ideen, die so genau mit einander verknüpfet sind, wie diese, wohl einander erwecken, und auf einander führen müssen.

Die **Ordnung** derselben wird sich auch geben, wenn man sie einzeln sich aufklärt, und unter einander vergleichet, und an die obigen Regeln (§. 37.) sich dabey erinnert.

Wenn mehrere Theilungsgründe sich anbieten: so verdienen diejenigen den Vorzug, die am deutlichsten in die Augen fallen, die gewissesten, und in anderer Rücksicht am merkwürdigsten sind, und am natürlichsten auf weitere nützliche Eintheilungen fortführen (*).

Ein **Erfindungsmittel**, das man dabey mit Vortheile gebrauchen kann, ist dieses: daß man die allgemeinern und einfachern Begriffe, die in dem **Hauptbegriffe**, für den man eine Eintheilung suchet, liegen, herausziehet, und nachdenket, ob man nicht von diesen einige Eintheilungen weiß. Denn ein grosser

Theil

Theil davon wird sich allemal anwenden lassen, um eine Eintheilung für den bestimmtern Begriff daraus herzuleiten (**).

(*) S. Reimarus Vernunftlehre §. 111 - 13.

(**) Die Erfindung der Eintheilungen, durch willkührliche Bestimmungen des allgemeinen Begriffes, ist in den §. 91. angezeigten Bemühungen mit enthalten. S. unterdessen Ulrichs Anleitung zu den philos. Wissensch. §. 88. ff.

§. 90.

Wie durch Aufsuchung des Ursprunges unserer Begriffe die Realität derselben erforschet werden könne.

Es ist noch ein Mittel übrig, Begriffe aufzuklären, welches zugleich auch dazu dienet, ihre Realität zu erforschen. Dieß ist die Untersuchung ihres Ursprungs. Es könnte vielleicht geschehen, daß etwas sich definiren und eintheilen liesse, und daß es doch eine Chimäre, sein Name ein leeres Wort, wäre. Es dienen zu dieser Untersuchung nachfolgende Regeln.

1) Man frage sich selbst, woher man wisse, daß dasjenige, so man sich bey einem Worte gedenket, irgendwo sey oder seyn könne? Es wird sich dadurch offenbaren, ob man den Begriff von sich selbst, oder von andern habe.

2) Hat man ihn von sich selbst; so ist es entweder ein Erfahrungsbegriff oder ein

geschlossener. Man gehe in einem oder in dem andern Fall auf seine Gründe zurück, und prüfe sie: so wird sichs zeigen, ob der Begriff reell ist oder nicht. Wenn er es ist: so wird er zugleich in einem neuen Lichte erscheinen.

3) Erinnert man sich an andere, von welchen man diesen Begriff bekommen: so fragt es sich weiter, ob sie ihn uns als einen Erfahrungsbegriff oder als einen Begriff des Nachdenkens angegeben haben; und mit was für Gründen?

4) Da alle unsere Erkenntniß aus den Empfindungen erwächset, da Worte an sich nicht die Quellen der Vorstellungen sind, und also die Begriffe, die sie erwecken sollen, mittelbarer oder unmittelbarer Weise aus den Empfindungen haben müssen: so kann wohl ein Wort nichts anders, als ein leerer Name seyn, wenn es nicht auf Empfindungsbegriffe zurückführet. Diese Empfindungsbegriffe müssen das wahre Licht hergeben, den abstracten Begriff aufzuklären. Aber man kömmt vermittelst der Worterklärungen sehr langsam, oder gar nie, auf diesen Punkt. Geschwinder kömmt man dahin, wenn man untersucht, aus welchen Empfindungen der abstracte Begriff konnte entstanden seyn.

5) Finden wir uns in dem Falle, daß wir durch alles dieses uns noch nicht von der Realität des Begriffes gewiß machen können: so versuchen wir noch, alle Bestimmungen desselben, die wir wissen, mit einander zu vergleichen, um zu sehen, ob sich das zusammen gedenken lasse, was zusammen gedacht werden soll.

6) Hier, wie bey allen Untersuchungen, muß ein Mensch nicht seine Einsichten zum Maaßstabe der allgemeinen Vernunft machen, und was er nur nicht einsieht, schlechthin leugnen.

§. 91.

Von den Mitteln seine Begriffe weiter anzubauen, vollständiger und ausführlicher zu machen.

Die vorhergehenden Bemühungen dienen meistens nur dazu, die Erkenntniß, die man bereits hat, mehr **aufzuklären** und zu ordnen. Aber wie können wir durch Nachdenken dazu gelangen, daß wir unsere Erkenntniß **erweitern**, daß wir von einer Sache, von der wir noch wenig wissen, einen vollständigern und ausführlichern Begriff bekommen; entdecken, was wir noch nicht wußten; oder, um den schmeichelhaftesten Namen zu gebrauchen, daß wir erfinden? Daß dieses möglich sey, wird niemand leugnen. Aber ob allgemeine

Regeln viel dazu helfen können, ob der glückliche Fortgang im Denken nicht mehr gehindert als befördert werde durch den Zwang der Regel; ob ein gutes Genie bey freyer Meditation, blos durch die natürlichen Gesetze des Denkens geleitet, nicht mehr ausrichten werde: dieß möchte wohl gefragt werden. Und allerdings scheinet es weder möglich, viele bewährte Regeln im allgemeinen zu geben; noch rathsam, sich beym Nachdenken an dergleichen logische Vorschriften allzu genau zu binden. Denn es kann nicht anders seyn, als daß der Fortgang der Gedanken aufgehalten wird, wenn man sich zu sehr in ein gewisses Geleis einschränket. Sodann bekömmt auch eine Meditation, die auf solche Weise entsteht, ordentlich ein allzu schulmäßiges und einförmiges Ansehen, so dem guten Vortrag entgegen ist.

Alle Regeln des künstlichen Nachdenkens können überhaupt weiter nichts leisten, als daß vermittelst derselben Gedanken leichter erwecket werden. Sie zu prüfen, zu ordnen und mit einander zu verbinden, ist die Sache der Vernunft. In dieser Absicht aber kann man die längst bekannten Vorschläge der Logiken und Rhetoriken nicht gänzlich verwerfen (*). Sie können wenigstens dazu dienen, eine schon fertige Sammlung von Gedanken darnach zu mustern, um zu sehen, ob irgend-

wo

wo noch etwas hinzugethan werden könne. Folgende Regeln werden bey freyer Meditation, und bey jedweder andern, nützlich zu beobachten seyn.

1) Man denke nicht einmal, sondern zu verschiedenen Zeiten, über eine Sache nach; und betrachte sie aus verschiedenen Gesichtspunkten.

2) Man nütze die glücklichen Augenblicke, sammle die in denselben aufsteigenden Gedanken, sonderlich diejenigen, die eine neue Aussicht versprechen.

3) Man denke allemal zuerst selbst über eine Sache nach, ehe man sich bey andern Raths erhohlet. Man bereitet sich nicht nur dadurch vor, die Gedanken des andern besser zu beurtheilen, sondern man kann auch dadurch auf Bemerkungen gebracht werden, auf welche man nicht würde gekommen seyn, wenn man sich gleich Anfangs einen Führer gewählt hätte (**).

(*) Man kann hierbey nachsehen *Verulamii* de Augment. scient. V, 3. *Roetenbeccii* Logica vetus et nova part. II. pag. 714. seq. *Crusius* Logik S. 1038. f. *Darjes* Via ad veritatem pag. 120. seqq. Und wenn man Lust hat I. A. *Weberi* Ars discurrendi de qualibet materia. Norimb. 1671. 8.

(**) Regeln zur freyen Meditation giebt *Cartesius* in den regulis ad directionem ingenii, Opp. tom. IX. und *Mallebranche* liv. VI. sec. part. chap. I.

§. 92.

Von Auflösung der Fragen.

Auf welche Weise man auch unternimt über eine Sache nachzudenken: so wird es jederzeit hauptsächlich darauf ankommen, wie aufstossende Fragen aufgelöset werden können. Auch lässet sich überhaupt unter dem Problem, wie Fragen aufzulösen, alles zusammen fassen, was noch von der Meditation zu sagen seyn möchte. Und hierbey können auch einige nützliche Regeln angebracht werden.

Es scheinet, daß sich alle Fragen auf diese drey Classen bringen lassen, daß entweder ein Subject gegeben wird, wozu ein Prädicat gefunden werden soll, oder ein Prädicat, wozu das Subject, oder es wird Subject und Prädicat gegeben, und das Verhältniß gesucht, ob das Prädicat dem Subjecte zukommie oder nicht. Die Frage sey von welcher Art, als man will: so sind folgende Regeln nützlich.

1) Man suche den Sinn derselben so genau, als möglich, zu bestimmen. Hernach kann man auch versuchen, sie auf andere, aber gleichgültige, Ausdrücke zu bringen, ob dadurch etwa eher ein Licht aufgehen möchte.

2) Man sehe, ob sie sich theilen lässet; und wenn dieses ist, so untersuche man, welche

che von den einfachern Fragen zuerst behandelt werden muß. Es liegen in einer Frage oft mehrere, ohne daß man es gleich gewahr wird. Also muß bey den Fragen, die die Erklärung einer Begebenheit betreffen, fürs erste gefragt werden, ob und inwiefern das Factum wahr und richtig angegeben worden ist.

3) Man suche die darinne liegenden Begriffe aufzuklären und zu entwickeln, so weit, bis man einiges Licht bekömmt, welches auf das Ziel führet.

4) Statt des angegebenen Begriffes nehme man, wo es angeht, bald den allgemeinern, der darinne steckt, bald den bestimmtern, der darunter gehört, und wende die Frage darauf an. Dadurch, daß man also die Frage bald allgemeiner, bald bestimmter denket, kann man viel gewinnen.

5) Man besinne sich, ob man nicht die Frage auf eine andere reduciren kann, die man leichter zu beantworten weiß.

6) Man darf hiebey sogar etwas annehmen, was nicht ist, wenn man dadurch auf ein Resultat kömmt, aus welchem das, was man wissen will, sich leichter finden lässet.

Ist nun die Frage von der dritten Art, welches, nach der allgemeinen Form zu urtheilen, die leichteste ist: so kann man vielleicht dadurch eher auf die Antwort geführt werden, wenn man dieselbe einmal bejahet, einmal verneinet, und nun aus den kategorischen Sätzen Folgen ziehet. So findet sich vielleicht ein indirecter Beweis für einen dieser contradictorischen Sätze. Und damit wäre schon genug gewonnen. Bey Fragen der ersten und zweyten Art versuche man fürs erste, ob die ganze Frage, oder die einfachen Fragen, die in ihr liegen, sich in Lehrsätze verwandeln lassen, von der Art, Es ist möglich, daß ꝛc. Dadurch kann nicht nur offenbar werden, ob die Frage etwas unmögliches enthielte; sondern der Beweis zu einem solchen Lehrsatze wird auch zu der Auflösung der Frage leiten. Weiter aber suche man, zu dem gegebenen Prädicate solche Subjecte, oder zu dem gegebenen Subjecte solche Prädicate ausfindig zu machen, die einigermassen, wenigstens mehr als andere, damit zu harmoniren scheinen, so bekömmt man Fragen der dritten Art.

Vierter Abschnitt.

Von der Lectüre.

§. 93.

Nutzen einer geordneten Lectüre.

Die Erkenntniß eines einzigen Menschen ist viel zu eingeschränkt, und das Feld der Wahrheiten viel zu groß, als daß es unnöthig scheinen könnte, andere Einsichten sich zu Nutze zu machen. Viele Dinge lernet man nicht anders kennen, als vermittelst besonderer Erfahrung, die aber nicht ein jeder unmittelbar für sich haben kann. Auch bey den gewöhnlichsten Gegenständen der menschlichen Erkenntniß, würden eines jeden Begriffe allzu einseitig, und unvollständig seyn, wenn er nur auf seine eigenen Wahrnehmungen und Einsichten bauen wollte. Und seine Vorurtheile zu erkennen, ist wohl hauptsächlich fremde Hülfe nöthig.

Man wählt in dieser Absicht mündlichen Unterricht oder Lectüre. Aber die Erfahrung lehret, daß die Absicht oftmals verfehlet wird. Da unterdessen die Mittel an sich brauchbar und unentbehrlich sind, so muß es auf die Art des Gebrauches ankommen. Daher kann es nicht überflüßig seyn, einige Regeln für die

Lectüre anzumerken. Denn diese Art, sich durch andere zu unterrichten, hat man am meisten in seiner Gewalt, um nach Regeln dabey zu verfahren. Regeln für den rechten Gebrauch des mündlichen Unterrichtes werden leicht daraus abzunehmen seyn.

§. 94.

Was für Schriften man lesen soll.

Es ist natürlich, daß ein jeder hauptsächlich diejenigen Schriften fleißig studiret, die zu seiner Absicht vorzüglich nöthig sind. Ueberhaupt aber

1) nutzet es mehr zur Bildung des Genies, wenige gute Schriften oft lesen, als immer viele mittelmäßige, oder schlechte, wie sie einem vorkommen. Denn von jenen lernt man denken; bey diesen ist man in Gefahr, es zu verlernen.

2) Man lese nicht blos die Schriften, die jetzt den Beyfall des grossen Haufens haben. Diese Gewohnheit ist ohne Zweifel eine der vornehmsten Ursachen, die die Progressen des menschlichen Verstandes aufhalten. Daher kömmt es, daß die Vorstellungsarten nimmer abwechseln, und immer einseitig sind.

3) Man lese Schriften, wo Gutes und Böses durch einander auf eine blendende

Wei-

Weise vorgestellet ist, die berufenen Schriften, nicht zu frühzeitig, nicht ehe man die gehörigen Grundbegriffe im Verstande hat, und im Stande ist, den Irrthum unter dem Scheine der Wahrheit zu erkennen; auch nicht zur Zeit, wenn die Leidenschaft auf Irrlehren lauret; endlich nie, ohne wohl auf seiner Huth zu seyn. Aber lesen muß man sie, wenn man in dem Theile der Erkenntniß, zu welchem sie gehören, gründliche und geläuterte Einsichten sich verschaffen will.

4) Man lese nicht mehr, als man vertragen, überdenken und ordnen kann.

§. 95.

Wie man lesen soll. Allgemeine Regeln.

Ich setze voraus, daß man die Absicht bey der Lectüre habe, sich zu unterrichten, oder wenigstens den Innhalt einer Schrift sich genau bekannt zu machen.

1) Wenn es seyn kann, suche man sich gleich Anfangs von der Absicht, in welcher ein Buch geschrieben, und von dem Charakter des Verfassers zu unterrichten.

2) Daß man ganz ohne Vorurtheil lesen solle, würde zu viel gefordert seyn. Nur

lasse

lasse man sich nicht von dem Vorurtheile hindern, zu sehen, was da ist, und es nach Werth zu schätzen.

3) Man unterbreche das Lesen oft durch Nachdenken über das Gelesene. Zum allerwenigsten wird dieß eine Wiederhohlung seyn, und für das Gedächtniß nützlich.

4) Das merkwürdigste sich aufzuschreiben, ist aus mehr als einer Ursache rathsam. Ich führe nur das einzige an, daß man dabey oft erst gewahr wird, daß man seinen Schriftsteller noch nicht recht verstehe, das Gelesene nicht gefaßt habe.

5) Man lasse sich nicht durch die Schönheit des Vortrages verführen, Aussprüche ohne Prüfung anzunehmen. Leicht geschiehet es, daß der unvorsichtige Leser, durch den Glanz des Ausdruckes und der Wendungen verblendet, den Irrthum, der darunter verborgen liegt, nicht gewahr wird; daß die gute Art, womit etwas gesagt ist, ihn gewöhnet, erst es mit Wohlgefallen zu hören, dann nachzusagen, zuletzt zu glauben.

Veraque constituit, quae belle tangere possunt
Aures, et lepido quae sunt fucata sonore (*).

6)

6) Wenn man ein Buch durchgelesen hat, dessen Innhalt einem wichtig ist, kann man versuchen, ein Skelet davon aus dem Gedächtnisse zu verfertigen.

7) Von der gehörigen Wahl der Schriften, die man zugleich, oder bald nach einander lieset, kann man beträchtliche Vortheile haben. Wenn man nach freyer Wahl lesen kann, wird man erstlich darauf zu sehen haben, daß eine Lectüre, die andere aufzuklären, oder die dadurch erlangten Einsichten bestimmter und vollständiger zu machen, dienlich sey; man wird also diejenigen Schriften zuerst lesen, durch welche man den Grund leget zu andern. Damit auch durch allzu einförmige Lectüre die Geisteskräfte nicht zu einseitig bestimmt werden, wird es gut seyn, witzige und ernsthafte, abstracte und historische Schriften mit einander abwechseln zu lassen (**).

(*) Le charme de la poesie fait pardonner *toutes* les erreurs, et l' esprit penetré de la beauté du stile ne songe pas seulement si on le trompe; schreibt *Voltaire* selbst. S. Les singularités de la Nature p. 69.

(*) S. *Seneca* epist. 2.

§. 96.

Vom Lesen historischer Schriften.

Bey historischen Schriften ist die erste von den vorhergehenden allgemeinen Regeln beson-

besonders zu beobachten. Denn wenn man sich aus selbigen unterrichten will, muß man vorher wissen, in welchem Grade der Geschichtschreiber glaubwürdig sey. Einige Regeln, wie dieses zu beurtheilen, sind in dem oben (§. 79.) Angezeigten enthalten. Aber selbst aus der Art, wie ein Geschichtschreiber erzählet, kann man abnehmen, ob er Glauben verdiene oder nicht. Er wird verdächtig,

1) Wenn er immer nach Witz haschet, den glänzenden Ausdruck mehr liebt, als den richtigen.

2) Wenn er deklamirt, wo er erzählen soll, und wenn seine Erzählung zu sehr auf ein Thema hinschielet.

3) Wenn man siehet, daß er gerne alles ungemein und wunderbar vorstellet; nur das Glänzende aussucht, und vor wichtigen Kleinigkeiten unachtsam vorbey geht.

4) Wenn er offenbar ungereimte Dinge als wirkliche Vorfälle ernstlich erzählet, ohne zu erinnern, oder durch den Ton der Erzählung zu verstehen zu geben, daß sie keinen Glauben verdienen. Aber man übereile sich nicht, etwas für unmöglich zu halten, welches zu begreifen man nur zu unwissend ist.

5) Wenn er unter die Geschichte seine Vermuthungen und Schlüsse einmenget, sie in dem Tone der Erzählungen saget.

§. 97.

§. 97.

Vom Lesen dogmatischer Schriften.

Beym Lesen solcher Schriften, in denen allgemeine Lehren vorgetragen werden, ist hauptsächlich darauf zu sehen, daß man nicht durch betrügerische Vorstellung der Meynungen, und durch Scheinbeweise, verführet werde, irrige Lehrsätze für wahr anzunehmen, und gegründete zu verwerfen. Hierbey werden also nachfolgende Regeln nicht ohne Nutzen beobachtet werden.

1) Man denke, wenn man nur einigermassen dazu geschickt ist, selbst über die Materie nach, ehe man das Buch vornimt, in welchem sie abgehandelt ist. Die Uebereinstimmung mit der vorgefaßten Meynung ist zwar kein sicheres Merkmaal, daß die Lehren des Schriftstellers richtig, so wie die Abweichung sie nicht nothwendig als irrig zu erkennen giebt. Aber man setzet sich doch dadurch in den Stand, das Gelesene besser zu beurtheilen.

2) Ohne sie zu entkräften, bringe man bey wichtigen Lehren die Beweise des Schriftstellers in die einfachste Schlußform. Dieses schulgerechte Verfahren ist von bewährtem Nutzen.

3) Man gebe einer streitigen Meynung nicht leicht uneingeschränkten Beyfall, so lange man nur die Gründe des einen Theiles kennet.

4) Man beurtheile Meynungen nicht blos aus den Vorstellungen der Gegner.

§. 98.

Von einigen besondern Gelegenheiten zur Verführung, vor welchen man sich bey der Lectüre in Acht zu nehmen hat.

Die Begierde, Beyfall zu erlangen, und andern seine Meynungen beyzubringen, gebrauchet bisweilen Kunstgriffe, die unvorsichtigen Lesern leicht zur Verführung gereichen können. Man kann Beyspiele davon bey berühmten Schriftstellern finden. Ich bin weit entfernt, jedwedem, bey dem sie angetroffen werden, eine böse Absicht Schuld zu geben. Aber es scheinet doch Pflicht, davor zu warnen. Ich will einen Versuch machen, und einige dieser verführerischen Kunstgriffe anzeigen.

1) Der Schriftsteller bringet seinen Satz in Verbindung mit den bekanntesten Dingen der gemeinen Erkenntniß, an welchen niemand zweifelt, wobey aber die vielen Bestimmungen, und der verworfene Schein, leicht eine Seite zulassen, wo sich das Irrige an das Wahre anschliesset, und mit einschleichet.

2) Man beschäftiget auf eine angenehme Weise den Leser mit Nebenideen, und quasi aliud agendo bringt man seinen unrichtigen Satz mit unter, ohne daß es der Leser gewahr wird. Eben so machen es Taschenspieler.

3) Solche Schriftsteller gewinnen die Leser dadurch, daß sie alle ihre Grundsätze auf die herrschenden Sitten und Meynungen hinleiten, auf Dinge, die dem Leser familiär und interessant sind. Sie reden immer die Modesprache. Man müßte gar nicht wissen, wie sehr die Menschen an den Worten kleben bey ihrer Erkenntniß, wenn man nicht bald einsehen könnte, was Lehren für einen Schein der Wahrheit durch einen solchen Vortrag gewinnen können.

4) Sie suchen hauptsächlich den Theil der Leser für sich einzunehmen, der am heftigsten ist, wenn er Parthey machet. Dieser Artigkeit, und den zur rechten Zeit für einige Leser eingestreuten Complimenten, hat vielleicht mancher Modeschriftsteller einen großen Theil seiner Anhänger zu danken.

5) Sie machen durch starke aber einseitige Vorstellungen einer Sache, durch lebhafte Schilderungen derselben in einzel-

nen Fällen, einen Eindruck auf die Einbildungskraft, und ziehen alsdann unbestimmte und allgemeine Folgen.

6) Bisweilen nimmt der Schriftsteller eine verstellete Bescheidenheit an, überläßt dem Leser den Ausspruch, der aber schon vorbereitet und gewonnen ist. Unterdessen glaubt dieser selbst geurtheilet zu haben, und ist desto kräftiger überzeugt.

7) Ein andersmal muß eine kaltsinnig zuversichtliche Mine eben die Wirkung thun. Mit einer Dreistigkeit, die Erstaunen macht, aber auf die ungezwungenste Art, oder mit einer Geschwindigkeit, die kaum zu bemerken, wirft man den kühnsten Gedanken hin, für welchen nichts als die Zuversichtlichkeit, mit welcher man ihn vorgetragen, den Leser einnehmen kann.

8) Bisweilen sagt der Schriftsteller das Gegentheil von dem, was er glaubt, und was er dem Leser beybringen will; er sagt es aber auf eine solche Art, daß der Leser für sich auf die entgegengesetzte Meynung kommen muß.

9) Der gewöhnlichste Kunstgriff ist, eine Meynung lächerlich zu machen, statt sie zu widerlegen, oder die entgegengesetzte zu beweisen. So leicht dieß ist: so thut es doch bey vielen noch immer seine Wirkung.

Fünfter Abschnitt.

Von der Unterredung und der Lehrart.

§. 99.

Von der Unterredung.

Nicht ohne Grund hat Pythagoras die Unterredung als ein wesentliches Stück des Studirens angesehen, und durch die Gesetze seiner Disciplin angeordnet. Daß man dem andern seine Meynung eröffnet, hat schon vielen Nutzen. Aber indem er nun seine Gedanken uns dagegen saget, seine Zweifel anzeiget, seine Einsichten mit den unsrigen vereiniget, bekommen wir Anlaß zum weitern Nachdenken, und die Begriffe werden bestimmter.

Wenn aber die Unterredung nützlich seyn soll: so sind dabey einige Regeln zu beobachten.

1) Man muß suchen, einander immer wohl zu verstehen. Also muß ein jeder sich selbst verstehen, nicht voreilig dem andern in die Rede fallen, aufmerken auf das, was der andere saget, nicht unterdessen, da dieser redet, nur auf neue Einwendungen sinnen. Wenn ein Streit entstehet, muß die Streitfrage genau be-

bestimmt, der Streitpunct festgesetzet werden.

2) Man muß alles vermeiden, was dem freyen Gebrauche der Vernunft entgegen steht, nicht in Affect kommen, und sich hüten, dem andern Anlaß dazu zu geben.

3) Die Erforschung der Wahrheit, die Erweiterung nützlicher Erkenntniß und Ausbreitung derselben, muß also der Bewegungsgrund solcher Unterredungen seyn; und reine Liebe zur Wahrheit muß die Unterredenden bey jedem Schritte begleiten. Wenn man andere Absichten hat; so ist es nicht mehr die nützliche Unterredung, die die Logik anpreiset. Wer aber reine Liebe zur Wahrheit hat, wird weder zu stolz seyn, den andern zu hören, noch stürmisch andern seine Meynungen aufdringen wollen. Er wird immer in der Fassung seyn, eines bessern sich belehren zu lassen; folglich keine Ehre darinne suchen, unüberwindlich zu scheinen dadurch, daß er es nie an Worten fehlen lässet.

Daß das Wesentlichste der **Disputirkunst** in diesen Regeln begriffen ist, wird man leicht einräumen; wenn man sich nicht unter diesem Namen jene **Zankkunst** (*) gedenket, die mit dem Charakter wahrer Wissenschaft und Weisheit so wenig sich verträget.

(*)

(*) Wer noch Lust hat, sich von den Künsten derselben zu unterrichten, s. I. U. *Danhaueri* Idea boni disputatoris et malitiosi sophistae. Argent. 1692. 8.

§. 100.

Von der Lehrart.

Lehren heißt nicht nur schlechthin dem andern wieder sagen, was man weiß, sondern so sagen, daß er es nun auch wisse, folglich, daß er alles verstehen, überzeugt werden, alles fassen und behalten könne. Es kömmt dabey ohne Zweifel auf die Art des Vortrages vieles an. Die nöthigsten Eigenschaften eines Vortrages, wodurch der andere unterrichtet werden soll, lassen sich aus der Absicht abnehmen, und nachfolgende werden von den allgemeinen die hauptsächlichsten seyn.

1) Ein guter Vortrag muß die Sache verständlich machen, folglich deutlich seyn, alle Begriffe in gehöriges Licht setzen. Die Mittel dazu sind in dem Vorhergehenden angezeigt. (§. 88. f.)

2) Er muß Ueberzeugung verschaffen, folglich gründlich seyn, alles, was eines Beweises bedarf, aus unzweifelhaften Grundsätzen dermassen herleiten, daß die Folge evident ist.

3) Er muß so eingerichtet seyn, daß man den Zusammenhang der ganzen Lehre fas-

sen könne. Folglich muß man geschickte Abtheilungen, und den Uebergang von einem aufs andere natürlich machen, keine Lücken lassen, aber auch vor Ausschweifungen sich hüten, und auf die entferntern Grundbegriffe und Grundsätze zurückführen, so oft es nöthig ist.

4) Es erhellet hieraus, daß sehr viel an der Ordnung gelegen ist, in welcher man die einzelnen Stücke auf einander folgen lässet. Deutlichkeit, Ueberzeugung, und das Behalten des ganzen Zusammenhanges können dadurch befördert, oder gehindert werden. Aber daß diese dreyerley Absichten, die man beym Unterrichte zu erhalten trachtet, einander bisweilen einschränken, muß ein jeder wissen, der die Sache nur einigemal versuchet hat. Wollte man bey der Ordnung nur immer darauf sehen, wie eines aus dem andern bewiesen werden könnte; wollte man nicht bisweilen etwas zum voraus annehmen, was an einem andern Orte erst recht deutlich gemacht, vollständig bewiesen werden soll: so würden oftmals Materien dadurch zu sehr zerrissen werden, und dieß würde es schwer machen, dasjenige zusammen zu fassen, was sich unter einander bestimmt, deutlich machet, und einen voll-

stän-

ständigen Begriff giebt. Die Deutlichkeit und das Behalten würden darunter leiden. Die sogenannte Ordnung der Schule kann daher der Ordnung der Natur nicht gerade entgegen gesetzet werden.

Nach diesen allgemeinen Regeln wird man den Werth der mancherley Methoden beurtheilen, und das Wesentliche einer jedweden von dem Zufälligen unterscheiden können. Die bekanntesten Lehrarten sind die analytische, synthetische, mathematische, aphoristische, dialogische, erotematische. Man wird bald gewahr, daß die eine in diesem Stücke, die andere in jenem etwas voraus hat. Sie sind aber auch nicht so sehr von einander unterschieden, daß sie sich nicht auf gewisse Weise mit einander verbinden liessen. Subjectivische Gründe müssen auch oftmals die Wahl der Lehrart, und die genauere Bestimmung ihrer Regeln, an die Hand geben. Allemal wird es nöthig seyn, sich mit den Begriffen und der Denkungsart desjenigen, dem man Unterricht geben will, vorher bekannt zu machen.

(*) Ein mehreres von den mancherley Lehrarten s. in Crusius Logik §. 568. f.

§. 101.

Vom Memoriren, und der Uebung der untern Erkenntnißkräfte.

Ob gleich die Logik nicht dergestalt auf den Gebrauch der höhern Erkenntnißkräfte eingeschränket ist, daß man nicht auch Vortheil für die untern Erkenntnißkräfte aus den eigenthümlichen Lehren derselben ziehen könnte, nicht nur was die Vermeidung des Irrthumes beym Gebrauche derselben anbetrifft, sondern auch in Ansehung der Uebung und Vervollkommnung derselben: so lassen sich dennoch für diese leztere Absicht noch besondere Vorschläge thun. Was psychologisch dabey ist, besteht hauptsächlich darinne, daß man allmälig vom leichtern zum schwerern fortgeht; ausserdem daß man durch die vorräthigen Begriffe des Verstandes leichter und richtiger zu empfinden in den Stand gesetzt wird (§. 24. §. 36 b. §. 84.). Als einen Anhang zur vorhergehenden Lehre vom Vortrag, will ich hier nur noch ein Paar Regeln vorschlagen, die ich beym Memoriren oder der Vorbereitung zu einem öffentlichen Vortrage gut gefunden habe.

1) Man präge sich erstlich die Hauptabtheilungen, die Hauptideen und ihre Folge recht ein; dann die Subdivisionen, eine nach der andern.

2) Bey der Einprägung der letztern Unterabtheilungen, der Zergliederung der Begriffe, gebe man der Lust nach, die die Seele äussert, eines oder das andere zuerst sich einzuprägen.

3) Allernächst vorher, ehe der Vortrag gehalten werden soll, wiederhole man sich nur die Hauptideen in ihrer Ordnung, mit einem stäten scharfen Blick.

Geschichte der Logik.

§. 1.

Ursprung der Logik. Der Griechen erste Versuche.

Die Menschen haben lange nach Regeln gedacht, ehe sie diese Regeln bemerket haben; so wie noch immer viele Menschen diese Regeln beobachten, ohne sich derselben deutlich bewußt zu seyn. Die Geschichte einzelner Menschen giebt in diesem Stücke, wie in vielen andern, die Geschichte des menschlichen Geschlechts. Und von den einzelnen Bemerkungen bis zu der Wissenschaft vom Denken währete der Uebergang auch noch Jahrhunderte lang.

Die Griechen haben auch hier die ersten systematischen Abhandlungen geliefert; aber nicht gleich vollständige Logiken oder Dialektiken. Diese Namen selbst bedeuteten Anfangs nicht genau die Wissenschaft vom Denken. Der Eleatische Zeno wird insgemein als der Erfinder dieser Wissenschaft genennet. Aber die Proben, die uns von seiner Dialektik übrig geblieben sind, beweisen, daß es eine ver-

verachtungswürdige Sophistik gewesen. Unterdessen hat man es dazumal der Mühe werth geachtet, sich mit diesen Grillen den Kopf zu zerbrechen. Die Megarische Secte machte sich dadurch einen eigenen Namen.

Sokrates und Plato sind zwar nicht als Erfinder in der Logik berühmt; wiewohl sie nach einigen Zeugnissen auch hierinne etwas geleistet haben. Aber ein eigenes Verdienst ist es für sie, daß sie sich von dem verdorbenen Geschmacke der Sophisten nicht haben anstecken lassen, und daß sie andern ein Beyspiel einer bessern Dialektik in ihrem Vortrage gegeben haben.

Der Pythagoräer wird in der Geschichte der Logik kaum gedacht. Als Pythagoras philosophirte, war es noch nicht Zeit, diese Wissenschaft auszuarbeiten. Bey seinen Schülern konnte allerdings das αυτος εφα eine Hinderniß seyn, auf die richtige Logik zu kommen. Archytas wird unterdessen als der Erfinder der Kategorien angeführt; und diese Erfindung war gewiß ein grosser Schritt in den Progressen des Geistes der Speculation.

§. 2.

Vom Organon des Aristoteles, und der Logik der Stoiker.

Das Verdienst der mehreren Vollständigkeit erwarb sich zuerst Aristoteles. Obgleich

gleich ein grosser Theil seiner dialektischen Schriften verlohren gegangen ist: so hat man doch lange genug in der Logik nicht mehr gehabt, und nicht mehr verlangt, als was in den übrig gebliebenen Schriften des Aristoteles enthalten ist. Die Lehren von den Schlüssen und Beweisen sind hauptsächlich darinne abgehandelt. Von den ältern Auslegern desselben hat **Porphyrius** das Glück erhalten, daß man seine Einleitung in die Kategorien der Dialektik diesen letztern gleichsam einverleibet hat. **Andronikus** aus Rhodus soll die einzelnen Stücke in die Ordnung gebracht haben, in welcher sie noch immer das Organon ausmachen. Aber nicht in der Ordnung scheinet sie Aristoteles geschrieben zu haben. Dem Aristoteles könnte keine von den griechischen Schulen den Ruhm in der Dialektik eher streitig machen, als die Stoische. Chrysipp, der zweyte Vater dieser Schule, ist nicht nur der Urheber sehr vieler logischen Schriften, sondern auch so berühmt gewesen, daß man seine Logik für würdig hielte, von den Göttern selbst gebraucht zu werden (*)

(*) S. Revision der Philosophie, Abschn. II. §. 3. und *Cicero* Top. c. II.

§. 3

Von der Kanonik des Epikurs.

Epikur, ohne den Namen einer Wissenschaft zu gebrauchen, die ihm wegen des Mißbrauches, den seine Zeitgenossen davon machten, verhaßt war, hat in seiner Kanonik doch das Mehreste davon vorgetragen. Es gereichet ihm zum Verdienste, daß er die Zuverlässigkeit und Wichtigkeit der sinnlichen Erkenntniß behauptet hat; ob er wohl zu weit darinne gieng. Auch hat er andere gute und praktische Bemerkungen darinne gemacht, wie man dem Irrthume und der Sophisterey begegnen solle. Wenn er von dem Syllogismus und von andern Materien, die ihm der Mißbrauch der Sophisten verächtlich machte, aus Geringschätzung keinen Unterricht gab; so war dieß nicht zu billigen, und seine Kanonik wurde dadurch allerdings unvollständig (**).

(*) S. Cic. acad. IV. 26. 33. fin. I.6. *Lucret.* V. 565.

(**) S. *Cicero* acad. I. 2. fin. I. 7.

§. 4.

Beschaffenheit der Logik in den mittlern Zeiten.

Die Römer haben sich um die Logik gar nicht verdient gemacht. Die Topik des Cicero kann kaum hieher gerechnet werden. Ueberhaupt hat das Studium der Philosophie bey

den

den Römern nicht den Zeitpunkt erreichet, wo sie hätten darauf verfallen müssen, Logiken zu schreiben. Von den Kirchenvätern hat Augustinus einiges geschrieben, so dahin gehöret.

In den mittlern Zeiten war erst bey den Arabern, dann bey den Scholastikern, Aristoteles der allgemeine Lehrer dieser Wissenschaft. Nie hat man sich mit den allgemeinen Regeln die Wahrheit zu finden uud zu vertheidigen spitzfindiger beschäftiget als damals. Und fast nie hat man in der Gelehrsamkeit weniger gesunden Verstand gesehen, als eben damals: welches allerdings auch den Unwehrt eines solchen logischen Studiums beweiset.

§. 5.

Von den erstern Verbesserern der scholastischen Logik.

Raymundus Lullus müßte hier angeführet werden, wenn es auf Willen und Versprechen ankäme. Aber wenn man auf das siehet, was er geleistet hat: so ist sein Verdienst um die Logik nichts, oder weniger als nichts. Petrus Ramus hat zwar durch seine Dialektik der Wissenschaft vom Denken nicht aufgeholfen. Aber dadurch hat er schon genug gethan, daß er sich dem übertriebenen Ansehen des Aristoteles so muthig widersetzte. Er wurde darüber zum Martyrer.

Um

Um eben diese Zeit war auch **Melanchthon** als ein grosser Dialektiker berühmt. Dieser blieb zwar beym Aristoteles. Er reinigte aber doch die Wissenschaft von vielem scholastischen Aberwitze, und gab ihr eine angenehmere Gestalt.

§. 6.

Die Wissenschaft vom Denken bekömmt Zuwachs.

Unter den nachfolgenden Verbesserern der Philosophie hat **Baco von Verulam** um die Logik das Verdienst, daß er den Beweis aus der Erfahrung empor hob. **Gassendi** hat auf eine feine Art das Ansehen des Aristoteles zu schwächen, sich lassen angelegen seyn. **Descartes** hat durch den freyen Trieb zum Zweifeln, und die Begierde nach Evidenz, die er beförderte, der Logik ohne Zweifel genützet; sonst aber wenig geschrieben, was hieher gehörte. Aber durch einige **Cartesianer** ist die Wissenschaft vom Denken glücklich bearbeitet, und zugleich auf eine nützliche Art erweitert worden. Der Verfasser der Logik, die unter dem Namen der **Kunst zu denken** sich so berühmt gemacht hat, zeigte nicht nur den Werth der Logik, und machte sie schmackhafter, durch Anwendung auf die interessantesten Beyspiele; sondern er handelte auch einige Materien, die Lehre von den Begriffen und Vorurtheilen, genauer ab, als vorher gewöhnlich war. Mal-

lebranche ging weiter, als alle seine Vorgänger, in den Betrachtungen über die Quellen des Irrthums. Er ging in einigen Stücken zu weit. Aber immer verdient er noch unter die tiefsinnigsten Philosophen, und sein Buch von Erforschung der Wahrheit, unter die Schriften vom ersten Range, gesetzet zu werden.

In England trat bald hernach Locke auf, und sein Versuch über den menschlichen Verstand machte in der Geschichte der Logik ohne Zweifel die merkwürdigste Epoche, die seit dem Aristoteles gemacht worden war. Durch die Entwickelung der vornehmsten von unsern allgemeinen Begriffen zündete er ein neues Licht auch in der Logik an. Die Theorie von dem Ursprunge der Begriffe, und vom Gesetze ihres Zusammenhanges, von der symbolischen Erkenntniß, und den darinne gegründeten Quellen der Irrthümer, von den Grenzen der menschlichen Erkenntniß, und den Gründen ihrer Zuverlässigkeit, wurde dadurch vollständiger und richtiger. Lobes genug für Locken, daß er noch bis diese Stunde den meisten Dogmatikern gefällt, und der Liebling der Skeptiker ist.

§. 7.

§. 7.

Verdienste deutscher Philosophen um die Logik.

Bey den Deutschen hat, nächst dem berühmten Herrn von **Tschirnhausen**, **Thomasius** der Logik eine bessere Gestalt zu verschaffen gesucht, und wenigstens ein Beyspiel gegeben, daß man ein Dialektiker seyn könne, ohne daß man eben zu dem **Aristoteles**, dem **Ramus** oder dem **Carteſius** sich bekennen müsse.

Seinen Fußstapfen folgte, nicht als Nachbeter, sondern hauptsächlich als Gegner der Carteſianer, **A. Ridiger**. Dieser hat besonders um die Lehre von der **Wahrscheinlichkeit** sich verdient gemacht, welches, neben und nach ihm auch noch andere deutsche Philosophen gethan haben.

Eine andere Schule gründete **Leibnitz**; in welcher man, ohne Carteſens Sätze anzunehmen, die von ihm in der Philosophie zuerst gebrauchte Methode zur Vollkommenheit zu bringen sich angelegen seyn ließ. **Wolf**, das sichtbare Haupt dieser Schule, reinigte zugleich die Logik noch mehr von unnützen, oder wenigstens nicht hierher gehörigen, Subtilitäten. Und dieß giebt seiner Logik ohne Zweifel einen

gegründeten Vorzug vor denjenigen Logiken, in welchen die Wissenschaft, die zum Denken angewöhnen, und das Studium der Philosophie aufangen soll, dergestalten mit Kunstwörtern und Abstractionen überladen ist, daß man befürchten muß, der Verstand möchte dadurch mehr beschwert, als gebessert, und vielleicht von wissenschaftlichem Denken durch eine solche Anweisung gar abgeschrecket werden. Doch hörte eine Logik, wenn sie es sonst wäre, dadurch nicht auf, in ihrer Art vortreflich zu seyn, daß sie keine Logik für Anfänger ist.

(*) Ueber die Geschichte der Logik s. I. G. *Walchii* Parerga academica.

Metaphysik

oder

Grundwissenschaft.

CONDILLAC, Eſſai ſur l'origine des connoiſſ. hum. Introd. p. V.

Il faut diſtinguer *deux ſortes de métaphyſique.* L'une, ambitieuſe, veut percer tous les myſteres — l'autre plus retenue, proportionne ſes recherches à la foibleſſe de l'eſprit humain; et auſſi peu inquiete de ce qui doit lui echapper, qu'avide de ce, qu'elle peut ſaiſir, elle ſait ſe contenir dans les bornes, qui lui ſont marquées. La premiere fait de toute la nature une eſpece d'enchantement, qui ſe diſſipe comme elle. — Avec l'autre on acquiert peu de connoiſſances; mais *on evite l'erreur, l'eſprit devient juſte, et ſe forme toûjours des idées nettes.*

Metaphysik.

Vorbericht.

§. 1.

Begriff der Metaphysik.

Da die Metaphysik nicht einem Philosophen das ist, was sie dem andern ist: so ist es auch nicht möglich, eine Erklärung von ihr zu geben, die mit dem Begriffe eines jeden Metaphysikers genau übereintrift. Unterdessen kommen sie doch alle darinne überein, daß in der Metaphysik die allgemeinsten Vernunft-Wahrheiten, die allgemeinsten Gesetze der Natur vorgetragen, und mittelst derselben die letzten Gründe der Eigenschaften und Veränderungen der Dinge, so viel möglich, aufgedeckt werden sollen. Die Grenzen dieser Wissenschaft sind freylich dadurch so genau noch nicht bestimmt; und daher geschiehet es, daß der eine mehr, der andere weniger, zur Metaphysik rechnet. Es kann auch einerley Gegenstand auf verschiedene Weise betrach-

tet werden. Und wenn der Absicht anderer Theile der Philosophie es angemessen ist, bey dem stehen zu bleiben, was wirklich ist, und also durch Erfahrungen sich beweisen lässet: so kann die Metaphysik versuchen, durch Schlüsse aus den Begriffen weiter zu kommen, und wenigstens durch Vermuthungen ins Reich der Möglichkeit einzudringen (*).

(*) Einen andern Begriff von der Metaphysik habe ich in meinen neuen *Institutt. log. et mataphys.* zum Grunde gelegt. Jene Veränderung hier einzuführen, würde eine Umarbeitung des ganzen Buches erfordert haben.

§. 2.

Von dem Werthe der Metaphysik.

Wenn die Metaphysik ihrer Absicht nur einigermassen entspricht; wenn darinne, wie in einer jeden Wissenschaft geschehen muß, auf Deutlichkeit und Gründlichkeit gesehen wird: so ist ihr Nutzen unleugbar. Denn sie verbreitet Licht über alle Wissenschaften, und über die ganze menschliche Erkenntniß, indem sie die Grundbegriffe, und allgemeinsten Grundsätze des menschlichen Denkens, aufkläret und erörtert.

Aber freylich, je leichter es ist, bey allgemeinen sehr abgezogenen Begriffen in dunkele Labyrinthe sich zu verwirren, Sätze auf einseitige Vorstellungen gegründet allgemeiner zu ma-

machen, als sie der Wahrheit nach seyn sollten, oder durch Wortspiele auf Chimären geleitet zu werden: desto mehr Vorsicht ist bey der Metaphysik nöthig, wenn sie nicht die Quelle von Träumereyen, die die gesunde Vernunft verachten muß, oder blos das Wörterbuch einer Secte, werden soll.

Diese Gattungen von Metaphysik sind besonders zu befürchten, wenn man erst willkührliche Begriffe zum Grunde leget, und was sich aus denselben folgern lässet, hernach doch für bewiesen ausgiebt, und auf das, was in dieser Welt wirklich ist, anwendet. Gewisser ist der Nutzen der Metaphysik, wenn in derselben diejenigen Begriffe, die unserer ganzen Erkenntniß Haltung und Zusammenhang geben sollen, aus der Vergleichung der verschiedenen Denkarten genau bestimmt und geordnet werden: wenn dabey der Ursprung unserer allgemeinen Begriffe aus der Empfindung, und der Ursprung der wissenschaftlichen Begriffe aus der gemeinen Erkenntniß, fleißig entdecket; wenn endlich die Gründe unserer Meynungen in Ansehung der wichtigen Gegenstände geprüfet, und die Grenzen unserer Erkenntniß dabey bemerket werden. Denn durch eine solche Metaphysik wird unzähligen Streitigkeiten begegnet, die der Mangel richtig bestimmter Grundbegriffe veranlasset; ihre

Aussprüche müssen in allen Wissenschaften für gültig erkannt werden, und die Frucht derselben wird ruhige Bescheidenheit seyn, bey dem, was wir nicht wissen sollen, und feste Ueberzeugung in Ansehung des Gewissen; Früchte von der genauen Untersuchung der Gründe der menschlichen Erkenntniß, die insgemein zu spät gefunden werden, wenn man sie nicht mehr gebrauchen kann oder mag.

Wenigstens setzt genaue Bekanntschaft mit der Metaphysik in den Stand, den Ungrund so mancher Irrlehren, die aus der Verknüpfung schwankender oder gewagter allgemeiner Begriffe und Grundsätze entstehen, deutlicher einzusehen.

Er=

Erstes Hauptstück.

Ontologie,

oder:

Von den allgemeinsten Eigenschaften, Verhältnissen und Unterschieden der Dinge.

Erster Abschnitt.

Entwickelung des allgemeinen Begriffes von einem Dinge.

§. 3.

Begriff von einem Dinge in der weitläuftigsten Bedeutung dieses Namens, oder vom Etwas.

Allgemeiner kann doch wohl die Metaphysik nicht anfangen, als wenn sie von dem Begriffe des Etwas anfängt? So hat sie sicherlich noch nichts verfehlt, was in das Reich der möglichen und wirklichen Dinge gehöret. Denn alles mögliche und alles wirkliche kömmt

nur darinne mit einander überein, daß alles, eines wie das andere, etwas seyn muß.

Aber was heißt das, Etwas? Es ist der Name alles dessen, was sich vorstellen und gedenken lässet, was einen Begriff giebt.

Dem Etwas steht das Nichts entgegen. Nichts ist also das, was sich nicht gedenken lässet, was keinen Begriff giebt.

Nun aber wissen wir, daß das Widersprechende sich nicht vorstellen lässet, keinen Begriff giebt (Log. §. 53.). Was also etwas seyn soll, darf keinen Widerspruch in sich fassen (*).

Es erhellet auch sehr unmittelbar: A—A =0.

Ein Ding, in der weitläuftigsten Bedeutung dieses Namens, heißt nur so viel, als Etwas. Das Nichts, das dem Etwas entgegen steht, wird daher auch ein Unding genennt.

(*) Sagt man aber nicht, etwas Widersprechendes? Das sagt man. Aber was dabey etwas ist, das ist nichts, so in sich einen Widerspruch faßte.

§. 4.

Vom Möglichen und Unmöglichen. Metaphysischer Hauptsatz vom Widerspruche.

Auch das Mögliche muß etwas seyn. Folglich darf das Mögliche keinen Widerspruch in sich fassen. Was einen Widerspruch in sich fas-

fasset, ist unmöglich. Und unmöglich heißt so viel, als was nicht seyn kann. Also, was einen Widerspruch in sich fasset, kann nicht seyn. Oder, es ist unmöglich, daß dasselbe zugleich sey und nicht sey a).

Dieses ist der berühmte Hauptsatz vom Widerspruche, in Beziehung auf das Seyn der Dinge ausser der Vorstellung, und also wie man ihn in der Metaphysik brauchet.

Und haben wir ihn denn hier nicht bewiesen, den Satz, von dem man behauptet, daß er nicht bewiesen werden könne, sondern daß er selbst der Grund aller Beweise sey? — Wenn dieß gleich nicht beweisen heisset, was wir hier gethan haben; so wird doch daraus klar seyn, warum wir den Satz annehmen. Nemlich deswegen müssen wir ihn annehmen, weil dasjenige, was einen Widerspruch in sich fasset, für uns wenigstens absolut undenkbar ist, keinen Begriff giebt, und für uns also wenigstens nichts Wahres, gar nichts, ist.

Es lehret auch die Untersuchung, daß wir aus keinem andern Grunde etwas für unmöglich halten, als weil wir dafür halten, daß es widersprechend sey. Und also sind, unmöglich, nicht gedenkbar, widersprechend, so wie möglich und gedenkbar, im Grunde gleichgültige Ausdrücke b).

Da

Da der Widerspruch aus der Verbindung dessen, was einander aufhebt, entsteht: so ist leicht einzusehen, daß etwas, so an sich absolut und schlechterdings, nicht widersprechend, und folglich nicht unmöglich ist, solches in gewisser Verknüpfung, unter gewissen Umständen, seyn könne. Darauf geht die Unterscheidung der absoluten, innerlichen, und der relativen, hypothetischen, äusserlichen, Möglichkeit, und Unmöglichkeit.

Man unterscheidet auch die physische und moralische Möglichkeit und Unmöglichkeit von einander. Moralisch unmöglich heißt nemlich so viel, als was demjenigen widerspricht, wodurch der Wille bestimmt wird, oder bestimmt werden soll, den moralischen Gesetzen. Was sonst einer Bestimmung widerspricht, heißt physisch unmöglich.

a) *Aristot.* Metaphys. III. 3. 4.

b) Man verwechsele nur hier nicht das schlechterdings Nicht denkbare mit dem Unbegreiflichen, mit dem, wovon wir uns keinen vollständigen deutlichen Begriff, und Einsicht, wie es ist, verschaffen können (Log. §. 52).

§. 5.

Nöthige Erinnerung zum rechten Gebrauche der Begriffe von Möglichkeit und Unmöglichkeit.

Es ist in der Logik (§. 52.) schon angemerket worden, daß uns bisweilen etwas wider-

dersprechend scheine, was es nicht ist; nud daß hingegen auch der Misbrauch uns öfters sich verberge. Daher kömmt es denn, daß wir uns bey Annehmung der Möglichkeit oder Unmöglichkeit öfters irren.

Wenn man Acht giebt: so wird man gewahr, daß die Menschen in sehr vielen Fällen, und oft auch diejenigen, die sich genauer Ausdrücke zu befleißigen suchen, die Worte möglich und unmöglich anders gebrauchen, als es die eigentliche Bedeutung derselben erfordert. Nemlich

1) Es ist möglich, sagt man gar oft, wenn dasjenige, wovon die Rede ist, so wie man es sich vorstellet, allgemein, unbestimmt, nicht gehörig bestimmt, keinen Widerspruch in sich zu fassen scheint; und man eigentlich nur sagen sollte, daß man keine Unmöglichkeit sieht.
2) Hingegen spricht man, es ist unmöglich, wenn man nur sagen sollte, ich sehe nicht ein, wie etwas möglich ist, ich kann mir es nicht vorstellen.

Dieses sind aber hier sehr verschiedene Dinge. Unterdessen muß so viel eingeräumet werden, daß, da wir zufolge der natürlichen Gesetze des Denkens ohne Grund nichts annehmen können, der Wahrscheinlichkeit aber nachge-

geben müssen, wir berechtigt sind, etwas, so einigen Schein der Möglichkeit für sich hat, so lange für möglich zu halten, bis uns die Unmöglichkeit gezeigt wird, dasjenige aber für unmöglich, welches keinen Beweis der Möglichkeit für sich hat, und an sich dem Unmöglichen ähnlicher sieht, als dem, was möglich ist. Daher, das Unbegreifliche (§. 4.) nicht ohne einen besondern Grund anzunehmen, natürlich und vernünftig ist.

Was nur einigen Widerspruch in sich fasset, das ist unmöglich. Aber der Widerspruch erstreckt sich bey einem weiter als bey dem andern; kann bey einem leichter gehoben werden, als bey dem andern. Daher sagt man, daß eines eher möglich als das andere, und einiges gar nicht möglich ist.

§. 6.

Ueber den Begriff der Wirklichkeit oder Existenz.

Unter die allgemeinsten Prädicate der Dinge gehört, nächst der Möglichkeit, zuförderst auch die Wirklichkeit oder die Existenz. Die logische Definition davon haben zwar viele versuchet; aber keine von den gegebenen Definitionen thut allen Forderungen der Logiker vollständige Genüge; und einige derselben sind den Hauptregeln von der Definition gerade zu entgegen.

Der

Der Grund dieser Schwierigkeit liegt in der gar grossen Allgemeinheit dieses Begriffes, indem er auf die Urquelle des Seyns, und auf die entstandenen Dinge, auf die eigentlichen Dinge, und auf die Beschaffenheiten angewandt wird. Sodann ist es ein Grundbegriff, der eine eigene Classe anfängt, aber nicht unter einen noch allgemeinern Begriff gebracht werden kann.

Unterdessen kann derselbe durch folgende Anmerkungen aufgekläret werden.

1) Daß wirklich seyn mehr sage, als das blosse möglich seyn, wissen wir alle. Auch wird jeder gerne einräumen, und muß es, vermöge des Grundsatzes vom Widerspruche, daß das wirklich seyn das möglich seyn in sich schliesse. Daher die bekannten Sätze, daß die Möglichkeit nicht die Wirklichkeit, aber wohl die Wirklichkeit die Möglichkeit beweise; daß man von dem nicht möglich seyn auf das nicht wirklich seyn, aber nicht umgewandt von dem nicht wirklich seyn auf die Unmöglichkeit schliessen dürfe. Sätze, die leicht zu begreifen, obgleich bisweilen aus Unachtsamkeit dawider gefehlet wird; und deren man sich doch auch wirklich bisweilen ausdrücklich bedienet, um einen zu Rechte zu weisen.

2) Wir können keinen Begriff zwischen dem Möglichen und Wirklichen angeben. Folglich ist alles Mögliche entwader blos möglich oder wirklich, und was mehr als möglich ist, das ist wirklich. Unterdessen, wie man bey der Möglichkeit nach gewissen Redensarten Grade annimmt, und auch wol thun kann: so kann man auch sagen, daß etwas näher an der Wirklichkeit sey, etwas anderes noch entfernt möglich sey. Und auch diese Redensarten sind, sowol bey der wissenschaftlichen als gemeinen Sprache, gebräuchlich (possibile in potentia proxima, remota). Ein mögliches, so nicht anders, als wirklich vorhanden, gedacht werden kann, folglich nicht anders als wirklich vorhanden möglich ist, heißt bey einigen Philosophen das Mögliche vom erstern Range.

3) Wenn etwas exsistiret, so muß es irgendwo vorhanden seyn, und eine Dauer haben. Die Begriffe des Wo und Wann lassen sich von dem Begriffe der Exsistenz nicht trennen. Es folget daraus so viel, daß, wenn wir das Wo oder Wann in Ansehung eines Dinges nicht begreifen, wir die Art seiner Exsistenz nicht begreifen. Aber doch können wir von der Exsistenz desselben überzeugt seyn.

4)

4) Alles, was wirklich ist, ist gänzlich bestimmt; (omnimodo determinatum) das heißt, von allen nur ersinnlichen contradictorisch entgegengesetzten Prädicaten kömmt ihm eines oder das andere zu. (Quodlibet vel est quidvis, vel non est) Dieser Satz ist eine leicht einzusehende Folge aus dem Hauptsatze vom Widerspruche, und heißt auch der Grundsatz der Ausschliessung eines Dritten zwischen contradictorischen Fällen. (Principium exclusi medii.)

5) Die Exsistenz eines Dinges erkennen wir entweder unmittelbar durch die Empfindung, oder aus der Exsistenz eines andern Dinges, dessen Exsistenz ohne jenes nicht seyn könnte. Ein Ding, das sich durch Wirkungen offenbart, ist ein wirkliches Ding. Aber da wir uns unserer Exsistenz auch im Zustande des Leidens bewußt sind, und nicht leugnen können, daß unsere Seele auch in dem tiefsten Schlafe und der Ohnmacht fortdaure; so können wir überhaupt Wirken und Exsistiren für einerley zufolge der Begriffe nicht erklären.

§. 7.

Von der Substanz.

Substanzen heißen die eigentlichen Dinge, im Gegensatze sowohl auf die einzelnen Eigenschaften, die wir in der Vorstellung absondern, als auf den äusserlichen Schein überhaupt, das Phänomen, oder denjenigen auf unsere Erkenntnißart sich beziehenden verworrenen Schein, worunter das Innerste, Absolute und Ursprüngliche sich uns verbirgt. Dieß sollten die zum Theil so berufenen Erklärungen von der Substanz vielleicht nur anzeigen. Aber wie bey einem so allgemeinen Begriffe die allgemein anpassenden Erklärungen immer schwer sind, zumal wenn es Sacherklärungen seyn sollen: also kann es im gegenwärtigen Falle leicht kommen, daß man weiter sehen zu wollen unternimt, als die Grenzen unserer Erkenntniß gestatten; welches andere zu dem Urtheile verleitet hat, daß wir von der Substanz gar keinen Begriff hätten (*),

(*) S. *Hollmanni* Mataphysica §. 343-346. Crusius §. 20.

(**) In den philosophischen Schulen der vorigen Zeit unterschied man *substantiam primam* und *secundam*, *completam* und *incompletam* u. s. w. und erklärte hiebey die Namen *suppositum* und Person.

§. 8.

§. 8.

Eintheilung der Dinge in positive und negative. Ob die bisherigen Eintheilungen vollständig?

Die Prädicate der Dinge sind theils positive, theils negative, theils enthalten sie etwas Positives und eine Verneinung zugleich. Wir denken uns etwas auch bey einem ganz negativen Prädicate. Nemlich es erinnert uns an irgend etwas positives, an eine Realität, und zugleich an die Abwesenheit derselben irgendwo bey einem Dinge, oder unter gewissen Dingen.

Mehrere ganz negative Bestimmungen oder Prädicate beysammen bilden den Begriff von einem negativen Dinge. Ein solches negatives Ding ist dann keine Chimäre, kein Unding, in der obigen Bedeutung (§. 3.).

Es ist aber weder eine Substanz, noch eine Beschaffenheit der Substanzen. Es ist etwas, insofern es Vorstellungen erwecket, bey denen diese Negationen entstehen, die zusammen den Begriff von einem negativen Dinge hergeben. Es hat aber in sich selbsten nichts, was eine Vorstellung bewirken könnte; in sich selbsten ist es nichts.

Ein ganz negativer Ausdruck kann eine Idee enthalten, die keinesweges ganz ne-

gativ ist: z. B. Unendlich, wenn es von einem positiven Dinge, von einer Realität, gesagt wird. Hingegen kann ein positiver Ausdruck nichts positives bedeuten in einer gewissen Anwendung. Wie wenn ich von vielen Dingen, die nicht sind, redete; von einem Dinge, das hier nichts ist, und da nichts, und überall, so weit man will, nichts, ein unendlich ausgedehntes Nichts, und auf diese Weise überall in allen seinen Theilen sich ähnlich, u. s. w. Oder wenn in einer langen Lobrede vom Niemand tausend schöne Dinge erzählt werden. Das Subject, dem alle diese Prädicate beygeleget werden, ist darum doch Niemand; nirgends vorhanden.

(*) Solche negative Dinge, wenn man mir nun den Ausdruck erlaubt, sind, nach meinem Bedünken, Raum und Zeit, abstrahirt von den Dingen, die neben einander existiren, oder auf einander folgen. Und also wäre die Eintheilung der positiven Dinge in Substanzen und Beschaffenheiten, oder wenn man lieber will, in Substanzen und Bestimmungen derselben, nicht unvollständig.

Wer sich die Sache anders vorstellen wollte, könnte vielleicht also die Eintheilung machen. Alles, was da ist, ist entweder Substanz, oder etwas, so an den Substanzen sich befindet, oder etwas, so keine eigentliche Substanz, und worinne die Substanzen sich befinden, und auf einander folgen.

Von Zeit und Raum ein mehreres weiter unten. Hier nur noch dieses. Wenn alle unsere Begriffe durch die Empfindung mittelbarer oder unmittelbarer Weise entstehen; wenn die Dinge sich uns durch ihre Wirkungen offenbaren, (§. 6.) dasjenige aber, was einen Effect hervorbringt, das Grundsubject einer Kraft ist, eine Substanz ge-

neu-

nennet wird: so können wir von nichts, als von Substanzen, und dem, was an ihnen ist, positive Begriffe haben.

(**) Alte Gelehrsamkeit. über das *Non Ens* kann man z. B. finden in *Hebenstreit.* Philosoph. prim. edit. 4ta, p. 82. seqq.

§. 9.

Nothwendig, zufällig, veränderlich, unveränderlich.

Was seyn muß, wovon das Gegentheil unmöglich ist, heisset nothwendig. Was so seyn mußte, da es ward, nicht anders kommen konnte, ward nothwendig; was nicht anders werden kann, heißt unveränderlich. Zufällig (Contingens) heißt, was auch nicht seyn oder anders kommen konnte. Was anders werden kann, ist veränderlich. Gleichwie aber die Unmöglichkeit entweder absolut ist oder relativ (bedingt), innerlich oder äusserlich: so ist es die Nothwendigkeit gleichfalls. Auch unterscheidet man in Rücksicht auf die verschiedenen Arten der Unmöglichkeit die physische und moralische Nothwendigkeit. Und diese Unterschiede sind an sich reel, obgleich nicht in jedweder Anwendung.

Was also in einer Beziehung nothwendig ist, kann oft in anderer Rücksicht zufällig heissen. Es ist daher viel daran gelegen, daß man nicht die verschiedenen Arten der Noth-

wendigkeit mit einander verwechselt; daß man nicht aus Einer Folgen zieht, die nur von einer andern Art der Nothwendigkeit gelten; daß, wenn etwas in einer gewissen Beziehung als nothwendig ist bewiesen worden, man ihm die Nothwendigkeit dann nicht in einem andern Verhältnisse beyleget. Man gehe bey der Anwendung dieses Prädicats nur immer auf die Gründe zurück, um welcher willen man urtheilet, daß es dem Subjecte zukömmt.

Je wichtiger der Begriff von Nothwendigkeit ist: desto mehr ist daran gelegen, daß wir die Gründe desselben in den Quellen unserer Erkenntniß untersuchen; da zumal die Erfahrung lehret, welche skeptische Verwirrung diese Untersuchung, wenn sie unvollständig bleibt, a) verursachen kann. Allernächst haben wir denselben nun von den Empfindungen des Selbstgefühls. Wir empfinden gar oft, daß es uns unmöglich ist, etwas zu empfinden oder nicht zu empfinden, etwas zu denken, zu glauben, zu wollen oder zu verrichten. Was die Dinge ausser uns, und ihre Verknüpfung b) anbelangt: so lehret uns unsere Empfindung zwar nur, was da ist, und nicht, was da nicht seyn könne. Aber die Uebereinstimmung unserer Empfindungen und Erfahrungen, die unsere Begriffe und Grundsätze erzeuget, kann verursachen, daß wir uns gewisse

Verhältnisse, gewisse Verknüpfungen der Dinge, Eigenschaften und Umstände nicht anders als nothwendig vorstellen können, weil nicht die geringste Veranlassung da ist, das Gegentheil von dem, was wir beständig bemerket haben, für möglich zu halten. Das Beständige wird also unter diesen Umständen in unserer Erkenntniß zum Nothwendigen. Und wenn diese Beständigkeit wirklich allgemein und durchgängig ist: so ist diese Verwechselung der Begriffe ohne Folge eines Irrthums. Aber wenn sie aus eingeschränkter Erkenntniß voreilig entstünde, so könnte sie freylich von grossen Folgen seyn. Und es fehlet an Beyspielen solcher Irrthümer gar nicht. So lange übrigens das Gegentheil nicht bewiesen werden kann: kömmt es nur darauf an, wie stark die Gründe der Vermuthung der Beständigkeit und Nothwendigkeit sind (Log. §. 57.) c).

a) S. *Hume's* Ess. concern. hum. Understand. sect. IV.

b) Die Nothwendigkeit der Bestimmungen bey den Begriffen von den Dingen gehöret unter die erste Bemerkung, und ist meist hypothetisch; wie aus der bald folgenden Lehre von den Wesen der Dinge erhellet. Zu den Gründen des Ursprungs unserer Begriffe von der Nothwendigkeit bey den Dingen selbst und ihren Verknüpfungen kann freylich noch mehr gezogen werden; als da ist der Begriff von der Uebermacht und dem Unvermögen zu widerstehen, der zuerst aus dem eigenen Gefühl entsteht, und hernach auf die Dinge ausser uns übertragen wird. Aber dieser analogische Schluß von uns auf die Dinge ausser uns würde keine Kraft haben, wenn nicht die Beständigkeit des Erfolgs damit übereinstimmte.

c) Mit gehöriger Veränderung diese Bemerkungen auf unsere Begriffe und Urtheile von Zufälligkeit anzuwenden, wird nicht schwer seyn. Aber vom Nothwendigen sowohl als Zufälligen wird bey bestimmterer Anwendung der Begriffe im Folgenden mehr ausgemacht werden können.

§. 10.

Eintheilung der Beschaffenheiten der Dinge in zufällige und wesentliche. Grundbegriff vom Wesen.

Unter den Beschaffenheiten eines Dinges sind viele so unbeständig und veränderlich, daß sie eben so oft oder noch öfter fehlen, als sie da sind, und werden daher **zufällig**, modi, accidentia, (praedicabilia) genannt (§. 9). Andere sind **gewöhnlich**, fehlen nicht so oft als sie da sind, und werden daher auch **natürlich** genannt. Einige endlich, die niemals fehlen, und daher den feststehenden Begriff von diesem Dinge hergeben, werden wesentlich genannt, machen zusammen das Wesen dieses Dinges aus.

Wenn von den wesentlichen Beschaffenheiten eines Dinges einige den Grund ausmachen, aus welchen andere herkommen, bey diesen als nothwendige Bedingungen, ohne welche sie nicht seyn können, vorausgesetzet werden, und also eher gedacht werden müssen, wenn man in der Ordnung denken will, wie eines aus dem andern folget und begriffen wer-

den

den kann: so werden jene erstern **Grundbeschaffenheiten** genannt, und machen zusammen das **Grundwesen** aus (Essentialia constitutiva, conceptus primus). Die andern werden **Folgen aus dem Wesen** genannt (Essentialia consecutiva, attributa, conceptus secundus (*).

(*) Wenn alles seinen Grund hat: so ist aus dem obigen Grundbegriff vom natürlichen leicht zu folgern, daß dasselbige in dem Wesentlichen zwar nicht schlechterdings und nothwendig, aber doch mehr als sein Gegentheil gegründet seyn muß.

§. 11.

Unterscheidung des absoluten Wesens, von dem, was hypothetisch wesentlich ist. Wie unsere Erkenntniß von dem absoluten Grundwesen der Dinge beschaffen?

Bey den mannigfaltigen innerlichen und äusserlichen Bestimmungen eines Dinges kann es nicht geschehen, daß wir die Dinge immer ganz uns vorstellen: sondern wir stellen sie uns nur von einer Seite, nach einem Theil ihrer Bestimmungen, vor. Wir betrachten ein Ding bald als das Subject dieser Bestimmungen, bald als das Subject von andern: und so stellt uns ein Ding vielerley Dinge vor. Daher kommen auch die vielerley Subjecte der anzeigenden Namen eines Dinges.

Was vermöge des Begriffes, den ein solcher Name ausdrücket, ein Ding, dem er zu-

zukömmt, haben muß, heißt gleichfalls wesentlich. Und also können in einem Dinge vielerley Wesen unterschieden werden; und was einem Dinge unter einem Namen nicht wesentlich ist, kann es unter einem andern seyn.

Aber dieß sind denn also nur **relative** und **hypothetische** Wesen, **Nominal-Wesen** (*). Von diesen unterscheidet man das **absolute Wesen** eines Dinges, als den Innbegriff alles dessen, was einem Dinge beständig zukömmt, ohne Rücksicht auf andere Dinge, oder auf einen gewissen Namen.

Wenn es richtig ist, daß alle unsere Erkenntniß aus der Empfindung herkömmt, daß wir die Dinge nicht weiter kennen, als sie sich durch die Empfindung uns offenbaren, diese aber den innersten Grund der Dinge uns wohl schwerlich offenbaret; so kann man wohl nicht behaupten, daß wir die **absoluten Grundwesen** der Dinge erkennen.

Aber wenn wir bey jenen Innbegriffen gewisser uns bekannter Eigenschaften der Dinge, bey jenen Nominal-Wesen, dasjenige, was den Grund zu den übrigen leget oder in sich enthält, Grundbeschaffenheiten und Grundwesen nennen wollen: so ist es ohne Widerrede, daß wir die Wesen der Dinge kennen (**).

(*)

(*) S. *Locke* B. III. ch. VI. §. 3.

(**) Von diesen also, und nicht von jenen, wird dasjenige zu verstehen seyn, was Wolf sagt Metaphys. II. S. 39.

§. 12.

Lehrsätze von den Wesen der Dinge.

Nunmehr werden die Lehrsätze von den Wesen der Dinge verständlich beurtheilet werden können, die zum Theil so sonderbar aussehen, und in Ansehung deren sich auch nicht wenig Widerspruch unter den Lehrern findet. Es verdienen hiervon besonders folgende angemerket zu werden.

1) Daß das Wesen dasjenige, darinne der Grund von dem übrigen zu finden, was einem Dinge zukömmt, nehmen einige zum Grundbegriffe an. Allein das ist ein sehr zweydeutiger, und in einem gewissen Verstande falscher, oder wenigstens unerweislicher, Satz.

2) Und daraus folgert man, daß das Wesen eines Dinges in seiner Möglichkeit bestehet. Ein in gewisser Absicht sehr ergiebiger Begriff. Aber ist er auch richtig? Die Möglichkeit eines Dinges ist ganz etwas anders, als der Innbegriff der beständigen Beschaffenheiten, oder der Grundbeschaffenheiten eines Dinges, und nur eines der beständigen oder we-

wesentlichen Prädicate. Denn möglich muß ein Ding seyn a).

3) Daß die Wesen der Dinge nothwendig, unveränderlich und ewig, folget aus den Begriffen nur in der Bedeutung, daß dasjenige, was zu dem Begriffe eines Dinges gehöret, bey demselben Dinge, wenn es dieses Ding seyn soll, nie fehlen darf, da seyn mußte, wenn das Ding ewig war, und bleiben muß, so lange dieß Ding nemlich dieses Ding bleibet: ein Satz, der etwa vor Widersprüchrn bewahren soll. Aber daß etwas von den vorhandenen Dingen, daß die absoluten Grundwesen der Dinge, ewig vorhanden, nothwendig und unveränderlich, folget hieraus gar nicht b).

4) Wenn man von dem Grund und Ursprunge der Wesen spricht, fraget, ob sie unabhängig von andern Dingen, für sich selbst, das seyn müssen, was sie sind, oder was sie also bestimmt, gemacht und hervorgebracht hat: so versteht man unter dem Wesen entweder dasjenige, was zuerst von den Dingen vorhanden gewesen ist, und so lange sie existiren, bey ihnen bleibt, ihr Innerstes, die Ur- und Grund-Substanz; oder man versteht es von dem hypothetischen

We-

Wesen, von dem, was, einen gewissen Begriff vorausgesetzt, bey einem Dinge nothwendig ist. In der erstern Bedeutung kann die Frage hier noch nicht untersucht werden. In der andern Bedeutung aber kann man nicht nach einem weitern Grund des Wesens fragen, das heißt z. B. nicht fragen, warum ein Triangel drey Seiten hat. Es scheint aber, daß diese beyden gar verschiedenen Bedeutungen der Frage nicht sorgfältig genug von einander unterschieden worden sind; wenn etliche den Grund und Ursprung der Wesen im göttlichen Willen, andere im göttlichen Verstande annehmen, und wieder andere dieselben als unabhängig, nicht ausser sich gegründet, betrachten c).

5) Da Bestimmungen, bey welchen andere, in denen sie gegründet sind, vorausgesetzet werden, ohne diese nicht seyn können, und da ein Ding nicht seyn kann, ohne das, was ihm nothwendig ist: so sind die Wesen, nicht nur an sich, sondern auch von den Dingen, unzertrennlich (§. 10.). Auch in der Bedeutung sind sie von den Dingen unzertrennlich, daß das Wesen, oder der Innbegriff gewisser Beschaffenheiten, nicht ohne ein Subject, an welchem diese sich befinden,

und

und zwar einem völlig bestimmten Subjecte, exsistiren kann (§. 8.). So wie eine Form nicht ohne Materie exsistiren kann d).

6) Unmittheilbar sind die Wesen der Dinge, insofern das Wesen eines Dinges einem andern, von diesem unterschiedenen, Dinge nicht zukommen kann. Oder auch in der Bedeutung, daß die Wesen, als Accidenzen, (accidentia prædicamentalia) nicht aus einem Subjecte weggenommen, und in das andere übertragen werden können (§. 9.).

7) Man lehret auch, daß die Wesen der Dinge wie die Zahlen e).

a) S. Wolfens Metaphys. §. 33. f.

b) S. Basedows Philalethie II. S. 364.

c) S. *Hollmann.* Metaph. §. 28. 29. *Bilfinger* Dilucid. §. 19. f. Wolf §. 975. Wie stimmt dieser Wolfische Satz mit §. 32 und 38 überein?

d) Die alten Philosophen lehrten zum Theile anders; aber die Wesen waren ihnen auch Arten von Substanzen, Substanzen, die der Materie die Form gaben, Arten von Seelen. Der Name οὐσία, der Wesen bedeutet, ist auch der Name der Substanz. S. *Aristoteles* Metaphys. lib. V. c. 8.

e) S. *Boehm.* Metaphys. §. 92.

§. 13.

Wie fern in jedwedem Dinge Einheit, Ordnung, Wahrheit und Vollkommenheit.

Von allen Dingen überhaupt beweiset man in der Metaphysik noch einige Eigenschaften,

ten, die, so wie man sie erkläret, sich auch wohl beweisen lassen, und aus dem Vorhergehenden verstanden werden können.

1) Ein jedes Ding, sagt man, ist eins, weil alles, was zu seinem Wesen gehöret, unzertrennlich mit einander vereiniget ist, und bleiben muß, so lange es dieß Ding seyn soll. Man kann es auch deswegen sagen, weil jedes Ding nur einmal vorhanden. Denn dieses wird doch wohl kein Vernünftiger in Zweifel ziehen.

2) Wenn jedwede nach Regeln eingerichtete Verbindung des Mannigfaltigen Ordnung heissen soll: so muß man eingestehen, daß in jedwedem Dinge Ordnung; da nach gewissen nothwendigen Naturgesetzen das Mannigfaltige in jedwedem Dinge mit einander vereiniget ist (*).

3) Unter den Beschaffenheiten eines Dinges kann kein Widerspruch seyn; und ein jedes Ding ist das, was es ist. Daher ist Wahrheit in einem jedweden Dinge.

4) Diese Uebereinstimmung alles dessen, was ein Ding ausmachet, beweiset auch, daß Vollkommenheit in einem jeden Dinge ist. Denn die Vollkommenheit besteht, nach einer in vielen Fällen gewöhnlichen Bedeutung, in der Uebereinstim-

stimmung des Mannigfaltigen zur Hervorbringung dessen, was dadurch hervorgebracht werden soll. Auch in der Bedeutung kann man sagen, daß jedwedes Ding vollkommen, weil es alles hat, was zu seinem Wesen gehöret (**).

Aber diese transcendentren Begriffe erschöpfen die sonst gewöhnlichen Bedeutungen dieser Namen nicht: gehen zum Theil auch so sehr von den gemeinen Begriffen ab, daß es kein Wunder, wenn die Philosophen selbst irre werden, und in den Lehrsätzen, die sie auf diese Begriffe gründen, einander gerade zu widersprechen (***).

(*) Eine sonderbare Ketzerey in Ansehung des Begriffes von Ordnung, die doch etwas wahres und wichtiges, obgleich übertriebenes, zum Grunde hat, s. bey *Search*, Licht der Natur, Th. I. K. X. §. 8. ff.

(**) Zu mehrerer Aufklärung des durch die ganze Philosophie so wichtigen Begriffes von Vollkommenheit kann hier noch folgendes angemerket werden. a) Vollkommenheit heißt nach dem gemeinen Begriffe jedwede nutzbare Eigenschaft eines Dinges. b) Diese Eigenschaft kann entweder für das Ding, das sie besitzet, selbst nutzbar seyn, das, was absolut und für sich selbst gut ist, angenehme Empfindung, Wohlseyn, Glückseligkeit, Seligkeit, zu gründen oder zu befördern; oder für das Wohl eines andern Dinges. Man könnte letztere Vollkommenheit relative, vielleicht auch transitive Vollkommenheit, erstere absolute, oder vielleicht besser intransitive, immanente, innerliche, Vollkommenheit nennen. c) Reine (absolute) Vollkommenheit wird diejenige genennt, die

die mit gar keiner Unvollkommenheit vermenat ist. d) Es kann demnach etwas in gewisser Rücksicht, oder für ein Ding, Vollkommenheit seyn, was es in anderer Rücksicht, oder für ein anderes Ding, nicht ist. e) Zufolge dieser Grundbegriffe scheinet es, daß der Mangel positiver Eigenschaften an und für sich noch keine Unvollkommenheit sey, sondern nur insofern er ein Ding weniger selig, oder weniger für andere brauchbar macht; so wie nicht jede positive Eigenschaft oder Realität in jedweder Rücksicht Vollkommenheit ist. f) Zur Vollkommenheit eines zusammengesetzten Dinges gehöret allerdings Zusammenstimmung des Mannichfaltigen. Aber nicht aus der Vollständigkeit der Zusammenstimmung allein, sondern zugleich auch mit und hauptsächlich aus der Grösse des absoluten Guten, des letzten Zweckes (Summum bonum) so dadurch befördert wird, erhellet die Grösse dieser Vollkommenheit. g) Daß aber das **Wesen aller Vollkommenheit in der Uebereinstimmung des Mannigfaltigen**, das zusammen wirket, bestehe, ist ein Satz, der aus den Grundbegriffen noch nicht erhellet, übrigens aber vortrefliche Folgen giebt; und bey der genauern Untersuchung der mancherley uns bekannten Quellen des Vergnügens und der Glückseligkeit Bestätigung findet.

(***) Man vergleiche *Darjes*, Philos. prim. §. 192. und *Boehm*. Metaphys. §. 181. f.

§. 14.

Von der Kraft. Aufklärung des Begriffes.

Unter die gemeinschaftlichen Attribute aller eigentlichen Dinge, oder Substanzen, rechnet man auch, daß sie eine **Kraft** haben. Wir wollen erstlich diesen bey so vielen Stücken unserer Erkenntniß zum Grunde liegenden Begriff aufklären, sodann den Satz, daß alle Dinge eine Kraft haben, untersuchen.

Nach der gewöhnlichen Worterklärung heißt Kraft so viel, als, Vermögen zu wirken; und wirken so viel, als, etwas hervorbringen, oder den Grund in sich enthalten davon, daß etwas anders ist; der Grund aber wird erklärt durch dasjenige, woraus sich begreifen lässet, warum das andere ist. Untersuchen wir weiter die Anwendung dieser Begriffe: so finden wir, daß begreifen zuletzt nur so viel heisset, als dasjenige bemerken, womit das andere, was man nun begreifet, was einen nun nicht mehr befremdet, ordentlicher Weise, gewöhnlich, beständig, verknüpft ist. Also kann man auch den Grund erklären durch dasjenige, bey dessen Setzung das andere, das Gegründete, Statt finden, und die Kraft durch Etwas, worinne dasjenige enthalten ist, womit das Seyn eines andern Dinges verknüpfet ist.

Untersuchen wir den Ursprung unseres Begriffes von den Kräften, so wird sich eben dieses finden. Wir empfinden etwas in uns, welches sich äussern muß, wenn gewisse Dinge, wie wir begehren, geschehen sollen. Dieß ist unsere Kraft. Wir empfinden vieles, was wir nicht unserem Wirken zuschreiben können, was wir leiden müssen, und wodurch wir die Kräfte anderer Dinge kennen lernen. Wir lernen sie auch weiter kennen aus den Veränderungen, die sich mit den Dingen ausser uns in der Verknüpfung mit andern zutragen.

Aus allen diesen Beobachtungen entsteht der vollständige Begriff von der Kraft; dessen ursprüngliche Bestandtheile also theils das Gefühl von einem Etwas in uns, theils die Erfahrung von der beständigen Verknüpfung der Erfolge mit gewissen andern Dingen und Umständen sind. Die Erkenntniß von der Art und Weise, wie Etwas wird, wovon der Grund in der Kraft des andern Dinges angenommen wird, ist also weiter nichts, als die genauere Kenntniß der Umstände und Folgen von Veränderungen, unter denen es entsteht. (*)

Das Dunkle, das hiebey ein jeder in dem allgemeinen Begriffe von der Kraft bemerken wird, findet sich auch in den Begriffen von den mancherley Arten der Kräfte. Der Grund aller Eintheilungen der Kräfte ist nichts anders, als der Unterschied innerlicher oder äusserlicher Erscheinungen, die mit einem gewissen Etwas in uns oder in andern Dingen verknüpft sind; welches Etwas wir also auch weiter nicht kennen. Daher benennen wir die Kräfte von den Wirkungen. Und wovon sollten wir sie sonst benennen?

Aber dennoch werden wir bald gewahr, daß wir nicht so viele verschiedene Kräfte, so vielerley verschiedene Grundbestimmungen in einem Dinge, annehmen dürfen, als mancher-

ley Erscheinungen mit der Anwendung seiner Kraft verknüpfet sind; indem wir leicht erkennen, daß sowol von der Beschaffenheit der Dinge, in denen etwas gewirket wird, als auch derjenigen, mit welchen die wirksame Kraft verknüpfet ist, jener Unterschied der Erfolge herrühret. Und daraus entstehen die Begriffe, von den abgeleiteten, relativen, hypothetischen, Kräften eines Dinges, und dessen absolutter Kraft oder Grundkraft. Die ersten nemlich sind Principien oder Gründe solcher Wirkungen, die gewisse Verknüpfungen, Verhältnisse oder innere Veränderungen der wirkenden Kräfte voraussetzen. Die Grundkraft eines Dinges aber ist die ursprüngliche innerliche Bestimmung zur Wirksamkeit, die ein Ding für sich, ausser der Verknüpfung mit andern Dingen, und in seinem ersten Zustande schon gehabt hat. Die abgeleiteten Kräfte sind also nichts anders als Grundkräfte in einer gewissen Verbindung mir einander. Wenigstens erstreckt sich unser Vermögen, die Kräfte der Dinge zu ändern, auf weiter nichts, als auf gewisse Verbindungen oder Trennungen derselben. Wer also keine andern Wirkungen kennet, als solche, die aus einer Verknüpfung mehrerer Kräfte entspringen, kennt keine wahre Grundkraft. Ob wir Grundkräfte der Dinge kennen, ist nun leicht zu beantworten. Bezie-

hungs-

hungsweise auf unsere Erkenntniß und auf andere Kräfte kann unterdessen dasjenige eine Grundkraft heissen, was wir nicht als eine Folge anderer uns bekannter Kräfte, vielmehr als deren Grund, uns vorstellen dürfen (**). Und diese Grundkräfte zu wissen, ist von großer Wichtigkeit. Man entdecket sie aber, theils durch die Beobachtung des Aehnlichen ihrer Wirkungen unter verschiedenen Umständen, deren Mitwirkungen abgezogen werden; theils durch analogische Schlüsse, durch die Schlüsse von der bekannten, in andern Fällen beobachteten Kraft, die mit gewissen Eigenschaften verknüpfet ist, auf diese Kraft eben derselben oder ähnlicher Eigenschaften bey Dingen, von denen man noch keine unmittelbar so weit sich erstreckende Erfahrung hat.

(*) S. *Locke* B. II. chap. XXI. §. 1-4. *Hume*, Essay of power or necessary connexion, in dem Enquiry concerning human Understanding, Sect. VII. in der Londner Sammlung von 1758. 4. S. 317. f. Homes Versuche über die ersten Gründe der Sittlichkeit und Religion, Th. II. S. 32-47.

(**) S. Crusius Metaphysik S. 127-140.

§. 15.

Ob alle Grundkräfte beständig thätig sind?

Wenn einige, sowol unthätige und todte, als thätige und lebendige, Kräfte sich gedenken; so erklären andere die Kraft überhaupt durch ein Bestreben zu wirken, aus wel-

chem die Wirkung oder der Effect entspringt, wenn er nicht gehindert wird. Sie betrachten also alle Kräfte als beständig thätig. Von den abgeleiteten oder hypothetischen Kräften kann nun dieses gar nicht gesagt werden, weil die Erfahrung offenbar dagegen ist. Und aus was für einem Grunde von den Grundkräften? Vermöge des gemeinen Grundbegriffes kann es nicht alsbald behauptet werden. Man beweiset es also entweder damit, daß eine wirklich vorhandene Kraft mehr sey, als eine blosse Möglichkeit zu wirken, oder damit, daß der Uebergang vom Nichtwirken zum Wirken kein natürlicher und begreiflicher Uebergang; oder man hält es für einen durch vielerley Erfahrungen bestätigten und durch nichts ausgemachtes widerlegten Grundsatz (*).

Zu einem allgemein erwiesenen Grundsatze scheint er durch alles dieses noch nicht erhoben zu seyn. Aber das Gegentheil ist dadurch auch noch lange nicht erwiesen, daß irgend eines Dinges Thätigkeit uns nicht immer merklich ist.

Von den Grundkräften können wir wohl überhaupt nicht viel erweisen. Und wenn wir etwas von ihnen erwiesen hätten; dürfte uns die Anwendung auf die bekannten Kräfte dennoch schwer werden.

(*) S. Mendelsohns Phädon, im Anhange zur dritten Ausgabe.

§. 16.

Daß alle Substanzen eine Kraft haben.

Daß alle Substanzen eine Kraft haben, sehen einige für so ausgemacht an, daß sie es sogleich in der Definition der Substanz annehmen. Andere beweisen es entweder daraus, daß nichts umsonst in der Welt vorhanden seyn könnte, oder weil das Seyn und Nichtseyn eines Dinges nicht völlig gleichgültig, folglich sein Daseyn nicht ohne Folgen seyn könnte. Ein Beweis, der für die Ontologie am besten sich schicket, scheint derjenige zu seyn, der auf die Undurchdringlichkeit (*) sich gründet, die einem jeden Dinge zukomme, weil es irgendwo seyn müsse (§. 6). Es müsse also Widerstand thun können, gesetzt, daß es von allen Seiten her gedrängt würde. Aber erfordert dieser Widerstand just eine thätige Kraft, ein Bestreben zu wirken?

Der Grund, warum wir einer jedweden Substanz Kraft beylegen, scheinet unterdessen hauptsächlich dieser zu seyn, weil uns kein Ding je bekannt geworden ist, das nicht mit Kraft versehen gewesen. Denn durch ihre mittelbare oder unmittelbare Wirkung auf uns — dieses sind wenigstens die Begriffe des gemeinen Verstandes — offenbaren sie sich uns (§. 6).

Insgemein denket man sich die Kraft nicht als eine Substanz, sondern als etwas in der

Substanz; und demnach erfordert jedwede Kraft eine Substanz, als ein Subject, in welchem sie sich befindet; und die Kräfte können, nach diesem Begriffe, von den Substanzen nicht getrennet werden, und von einer in die andere übergehen. Aber daß in einer Substanz nur eine Grundkraft seyn könne, ist daraus noch nicht zu ersehen.

(*) In welcher Bedeutung können wir denn mit Grunde die Undurchdringlichkeit oder Impenetrabilität für jedwede Substanz behaupten? Nur in der Bedeutung, daß ein Körper nicht von einem andern Körper also durchdrungen werden könne, daß die Substanz des einen von der Substanz des andern durchdrungen wäre; oder beweisen wir es von allen Substanzen ohne Ausnahme in Ansehung einer jedweden andern? Mir ist kein solcher Beweis bekannt.

Zweiter Abschnitt.

Von den allgemeinsten Verhältnissen der Dinge.

Abtheil. I.

Von der Causalverbindung; desgleichen von den Gründen und Zeichen.

§. 17.

Was überhaupt Verbindung und Zusammenhang heissen?

In Verbindung oder im Zusammenhange sind Dinge nach der gemeinen Bedeutung dieser Worte, wenn sie an einander grenzen, auf einander fortführen, aus einander entspringen, einen Einfluß in einander haben; also auf mancherley Weise. Diese Bedeutung haben diese Worte auch in der Philosophie noch; nur daß man sowohl die Dinge in der Vorstellung, als ausser der Vorstelluug, als verbunden, verknüpft, zusammenhängend, betrachtet. Es giebt daher mancherley Arten des Zusammen-

hanges (nexus), die nicht schlechterdings mit einander verwechselt werden dürfen. Eine Verbindung, die die Dinge nur in der Vorstellung bekommen, heißt ideale **Verbindung**, oder idealer **Zusammenhang**. Diejenige aber, die sie auch ausser der Vorstellung haben, heißt reel. Im idealen Zusammenhange sind also Dinge, wenn die Begriffe von ihnen auf einander führen, einander aufklären, wenn sie in gemeinschaftliche Begriffe zusammen laufen, zusammen empfunden werden, u. s. w. Reeller **Zusammenhang** ist zwischen Dingen, inso fern sie, auch ausser der Vorstellung, zusammen ein Ganzes ausmachen, als Theile eines Ganzen neben einander exsistiren, oder auf einander folgen; oder wenn nur überhaupt eines von dem andern abhängig, durch das andere bestimmt ist. Letzteres versteht man unter der **Causalverbindung**.

§. 18.

Aufklärung des Begriffes von Ursache, und einiger angrenzenden Begriffe.

Alle unsere Erfahrungen stimmen darinne mit einander überein, daß nur immer unter gewissen Umständen, bey der Gegenwart und Wirksamkeit gewisser Dinge, alle Veränderungen, die wir öfters bemerken, sich eräugen. Insbesondere wissen wir, daß wir in unzähligen

gen Fällen immer etwas gewisses thun müssen, wenn etwas, so wir wollen, erfolgen soll; so wie bey der Gegenwart gewisser Dinge, und unter gewissen Umständen, uns vieles, wenn wir auch nicht wollen, begegnet, vieles, so wir leiden müssen. Es wäre ohne Grund und widersinnisch, wenn wir annehmen wollten, daß dasjenige, was nur also unter gewissen Umständen geschiet, unabhängig von diesen Umständen, für sich eben also geschehen würde. Oder daß dasjenige, was dabey immer geschieht, unter eben denselben Umständeu, auch hätte nicht geschehen können (§. 9.). Darinne liegt ohne Zweifel der Grund unserer Begriffe von der **Causalverbindung** der Dinge, von **Ursachen** und **Wirkungen**, von dem **Einflusse**, oder demjenigen Verhältnisse der Dinge auf einander, daß eines ist, oder auf eine gewisse Weise bestimmt ist, wegen der Exsistenz, Beschaffenheit, Kraft und Wirksamkeit des andern; so daß es ausserdem, wenn letzteres nicht wäre, nicht also würde geschehen oder vorhanden seyn. Und das ist also der gegründete Sinn der Redensarten, eines hat das andere **gemacht, verursacht, hervorgebracht.**

Eigentlich also versteht man unter einer Ursache ein Ding, mit dessen Wirksamkeit der Erfolg verknüpfet ist; und unterscheidet von den eigentlichen Ursachen die **unwirksamen Um-**

Umstände, die nöthigen Bedingungen, als da ist die Gegenwart des Dinges, in welchem die Wirkung hervorgebracht werden soll, das Wegseyn der Hindernisse, und dergleichen.

Grund ist so viel, als derjenige Umstand, diejenige Bestimmung, wovon das andere, das gegründete, herkömmt, oder womit es als beständig, nothwendig, wesentlich verknüpft betrachtet wird, woraus es sich begreifen lässet (§. 14). Die Ursache enthält also hauptsächlich den Grund in sich. Aber zu den Gründen werden doch auch die unwirksamsten Umstände mit gerechnet (*).

(*) Einige nennen diese zum Unterschiede Exsistentialgründe. S. Crusius Metaph. §. 36.

§. 19.

Eintheilung der Ursachen und der Gründe.

Von den vielen Eintheilungen der Ursachen und der Gründe merken wir zuförderst folgende.

1) Die Dinge in der Welt wirken nicht getrennt, sondern in Verbindung mit andern Dingen; daher kann nicht leicht eine Wirkung von einem Dinge allein herkommen, sondern vom Zusammenwirken mehrerer Dinge. Diese werden nach dem Beytrage, die eine jede bewirket hat,

oder

oder auch nach der Gattung ihrer Kraft und Wirkung, eingetheilet in **Hauptursachen**, solche, die entweder die andern mitwirkenden Dinge wirksam gemacht, oder zum Effect das meiste beygetragen haben, **Instrumente**, die nur so wirkten, wie sie durch die Kraft einer andern Ursache zu wirken bestimmt worden, **Anlässe**, bey denen die Idee oder der Entschluß, etwas zu thun, entstanden ist, **Endursachen** oder **Zwecke**, in welchen der Bewegungsgrund lag (*).

2) Alle diese Gattungen von Ursachen können einen gewissen Effect entweder **unmittelbar** oder **mittelbarer** Weise bewirket haben; in **naher** oder **entfernter** Verknüpfung mit ihm seyn. Wenn mehrere Ursachen in der Verbindung mit einander stehen, daß der Grund entweder von der Wirksamkeit, um welcher willen sie als Ursachen betrachtet werden, oder von ihrer Exsistenz in der andern liegt, heissen sie **subordinirte** Ursachen; und es ist eine **nothwendige** oder **determinirende** Subordination, wenn der Grund von dem, was eine Ursache gethan hat, in der andern lag. Es erhellet leicht, daß es von einer solchen Subordination zu verstehen ist, wenn gelehrt wird, daß die Ursache von der Ur-

sa-

sache die Ursache dessen ist, was von der letztern herkömmt. Die letzte der subordinirten Ursachen, die nicht weiter auf ein anderes Ding weiset, von deren Seyn und Wirksamkeit nicht wieder der Grund in einem andern anzunehmen ist, heißt die letzte, die erste, oder die Grundursache.

3) Eine Beschaffenheit eines Dinges kann den Grund von einer andern Beschaffenheit dieses Dinges in sich enthalten. Daher werden die Gründe eingetheilet in solche, die in oder an dem Dinge sich befinden, in welchem das Gegründete ist, innerliche; und in solche, die ausser diesem Dinge liegen, äusserliche. Der Grund von etwas kann auch zum Theil in diesem Dinge, zum Theil ausser demselben liegen.

4) Der völlige oder vollständige Grund von etwas ist die Sammlung alles dessen, was einen Einfluß gehabt, zu dem Effecte etwas beygetragen hat, oder wenigstens seyn mußte, damit derselbe also erfolgen konnte. Zureichend heißt ein Grund, insofern er alles dasjenige in sich enthält, was als Grund erforderlich ist zu etwas; und eine Ursache heißt zureichend, wenn sie allein einen gewissen Effect bewirken kann. Entscheidend

kann

kann ein Grund oder eine Ursache heissen, wenn ein gewisser Erfolg unausbleiblich damit verknüpfet ist. Wenn eine Ursache die Kraft eines andern Dinges zu erwecken und wirksam zu machen geschickt ist, ohne jedoch den Erfolg der Wirksamkeit dieser andern Kraft genau zu bestimmen: so kann sie, zum Unterschiede der genau determinirenden Ursachen, eine erweckende, anreizende, antreibende, veranlassende Ursache genennt werden (**).

(*) *Seneca* Epist. LXV.

(**) So, scheint es mir, können die Begriffe von entscheidenden und determinirenden Gründen und Ursachen, die durch Streitigkeiten berühmt geworden sind, fürs erste am sichersten bestimmt, und zugleich beyde noch von einander unterschieden werden. Man sehe hiebey Crusius Met. §. 85. Böhm, §. 64. Basedow Philaleth. II. §. 97.

§. 20.

Unterscheidung dreyer Hauptgattungen von Ursachen und Gründen.

Wir wenden unsere Kraft an, und es erfolget eine Bewegung; auf ein Anstrengen einer Kraft in uns kömmt oft ein Gedanke zum Vorschein: Begierden und Entschliessungen erfolgen gleichfalls nur auf gewisse vorhergehende Wirkungen. Wie, vermöge des innern Bewußtseyns, Bewegung, Gedanke und

Be-

Begierde sehr verschiedene Dinge sind: so müssen die Kräfte, die sie bewirken, die Principien, die Quellen, aus denen sie entspringen, die Gründe davon, gleichfalls sehr verschieden seyn (§. 14.). Die Umstände, die vermöge der Erfahrung mit der einen Gattung dieser Kräfte und Erfolge verknüpft sind, dürfen nicht schlechterdings in den Begriff einer andern Gattung übertragen werden, wovon die Erfahrung dieses nicht, oder vielleicht gar das Gegentheil lehrte.

Zur Unterscheidung nennt man die Ursachen, deren Wirkung Bewegung ist, **mechanische** (physische) Ursachen. Die andern kann man also fürs erste **unmechanische** (metaphysische) nennen. Dasjenige, wobey ein Ding seine Exsistenz bekömmt, oder womit diese Exsistenz verknüpft angenommen wird, heisset **Grund der Exsistenz, Realgrund** (physischer, metaphysischer Grund, ratio διοτι); dasjenige, wobey die Erkenntniß von der Exsistenz eines Dinges entspringt, der **Erkenntnißgrund**, (Idealgrund, logischer, analytischer Grund, ratio οτι); dasjenige endlich, wobey die Begierde oder Entschliessung entspringt, **Bewegungsgrund, Motiv, moralischer Grund.**

§. 21.

§. 21.

Lehrsätze von den Gründen und Ursachen, die aus den Begriffen gefolgert werden können.

Aus diesen Begriffen ergeben sich nun folgende Sätze.

1) Wo der völlige Grund von etwas vorhanden ist, da muß solches auch seyn, oder erfolgen. (*Posita ratione ponitur rationatum: posita causa* in determinata sua causalitate *ponitur effectus* s. causatum, nisi adsit impedimentum) Je mehr also von dem Grunde einer Sache vorhanden ist, desto mehr stehet sie zu erwarten. Die nähere Ursache giebt mehr Vermuthung, als die entfernte. Diese im allgemeinen leicht aus den Begriffen verständliche Sätze sind einige der vornehmsten Regeln, nach welchen wir uns bey unsern Muthmassungen gewöhnlich richten, und den Grad der Wahrscheinlichkeit derselben bestimmen.

3) Wenn etwas nicht ohne Grund wirklich werden kann; so muß ein Grund vorhanden seyn, wenn es wirklich wird; und wo der Grund nicht ist, kann dergleichen etwas nicht erfolgen. Dieß beweisen manche nur, wenn sie schlechthin beweisen sollen, daß nichts in der Welt ohne Grund

ist, und geschieht. — Ob die Ursache da seyn müsse, wo die bewirkte Veränderung ist; und ob eine unmittelbare Wirkung auf einen entfernten Gegenstand (actio in distans) von uns für möglich angenommen, oder als absolut unmöglich verworfen werden kann, mag hiebey untersucht werden.

3) Wenn etwas aus einer Ursache geschieht, so geschieht es aus einer zureichenden Ursache. Denn ein Ding heißt nur, so fern es etwas gewirket hat, Ursache davon. Aber was in einem Falle zureichende Ursache von einem gewissen Erfolge war, ist es nicht immer in jedwedem andern. Und dasjenige, was auf eine gewisse Weise bey einem Erfolge wirksam war, ist nicht immer die einzige, nicht die Ursache von einer gewissen Art (§. 91.) gewesen.

4) Daß bey einem Dinge ein Zustand aus dem andern entspringe, eine Beschaffenheit in der andern gegründet sey, hat nichts widersprechendes (§. 19.). Aber daß das Nemliche von sich selbst die Wirkung oder die Ursache, daß etwas sich selbst hervorgebracht, lässet sich ohne Widerspruch nicht sagen. Alles dasjenige also, was entsteht, muß entweder ohne Ursache entstehen, oder ein Ding ausser dem:

demselben muß die Ursache von ihm seyn; und was nicht ohne eine Ursache entstehen konnte, ist durch ein von ihm unterschiedenes Ding hervorgebracht worden.

5) Etwas als hervorgebracht und entstanden, und solches doch als ohne Anfang, und immer vorhanden, zu gedenken, scheint nicht wohl möglich. Wenn ich also gleich eine ewige Substanz mir vorstelle, die immer vermögend war, etwas anders hervorzubringen; so begreiffe ich doch nicht, wie etwas von ihr hervorgebracht, und doch ewig seyn sollte. Ich sehe keine Unmöglichkeit auf Seiten der ewigen Ursache, aber auf der andern Seite scheinet sie mir entgegen. Wollte man aber von dem, was ewig neben seiner Ursache vorhanden seyn sollte, nicht sagen, daß es hervorgebracht worden, sondern nur, daß sein Seyn in dem andern gegründet, daß ohne dieses dasselbe nicht hätte seyn können, mit demselben aber nothwendig verknüpfet war: so fällt dieser Widerspruch der Ausdrücke und der Begriffe weg.

6) Bey subordinirten Ursachen muß eine letzte Ursache angegeben werden, wenn etwas vollständig erkläret werden soll. Die Reihe subordinirter Ursachen seye so groß, als man will: so enthält sie nicht den

Grund, der die Frage, woher und warum ist alles dieses, beantwortet, wenn sie nicht in einer Ursache sich endiget, bey welcher nicht weiter nach einer andern gefraget werden kann. Denn eine Wirkung, noch so oft gesetzt, ist nicht die Ursache; eine Reihe subordinirter Ursachen ist eine Reihe abhängiger Dinge, deren Natur uns zwingt, nach demjenigen zu fragen, von dem sie abhängen.

(*) Man kann das Ungereimte einer ins Unendliche fortlaufenden Reihe von Ursachen eines nun vorhandenen Dinges auch daraus abnehmen, weil daraus folgen würde: einmal, daß so viele Ursachen als Wirkungen in derselben wären, denn jede Wirkung soll eine Ursache haben; sodann aber auch, daß die Reihe, die sich hier bey einer Wirkung endiget, mehr Wirkungen als Ursachen enthalten müßte, eben weil zuletzt eine Wirkung, und von den vorhergehenden Gliedern jedwedes sowohl Wirkung als Ursache ist. Man denke sich dieses bestimmter, z. B. eine Reihe aus einander abstammender Menschen, wovon der letzte nur Sohn, nicht Vater wäre, so wird die Ungereimtheit bald einleuchten. Man sehe hieben auch Crusius §. 149. Hollmann §. 321. Reimarus N. R. S. 90. Basedow Philaleth. § 209. Lamberts Architectonik §. 472. *Hutcheson.* Synopf. Metaph. p. 37.

§. 22.

Grundsätze von der Aehnlichkeit der Wirkungen und der Ursachen.

Wichtige und bey unzähligen Urtheilen und Schlüssen zu Grunde liegende Lehrsätze sind folgende.

1) Die nemliche Wirkung kann nicht von verschiedenen Ursachen herrühren, einerley Wirkung weiset auf einerley Ursache, ähnliche Wirkungen auf ähnliche Ursachen. Dieß kann der Grundsatz von den analogischen Ursachen heissen. Wir müssen ihn annehmen, einmal zufolge der Begriffe. Da wir die Kräfte von den Wirkungen benennen: so müssen wir Dingen, insofern sie einerley Wirkung hervorbringen, auch einerley Kraft beylegen, und sie selbst also insofern für einerley halten. Sodann bestätiget den Satz, wenn er nach dieser Einschränkung gehörig verstanden wird, die beständige Erfahrung.

2) Die nemliche Ursache bringt die nemliche Wirkung hervor: aus ähnlichen Ursachen kommen ähnliche Wirkungen. Auch dieser Grundsatz ist sowohl den Begriffen als der Erfahrung gemäß; wenn man nemlich auf die wirkenden Kräfte, die Dinge so fern sie wirken, und die nächste Wirkung sieht (§. 21). Es heisset dieser Satz der Grundsatz von der einförmigen Wirkung; bisweilen auch von der entscheidenden Ursache. (Basedow Philaleth. II. §. 97.) Wider die Begriffe dieses Grundsatzes ist es nicht, sich Ursachen zu geden-

ken, die die Kraft eines andern Dinges in eine gewisse Wirksamkeit allemal setzen, ohne daß diese also erweckte und wirksam gemachte Kraft einmal wie das andere dadurch genau bestimmt würde, allemal denselben Erfolg zu bewirken (§. 20.).

3) Die Wirkung ist allemal ihrer Ursache gleich (Non potest plus esse in effectu, quam in caussa; effectus plenus aequipollet caussae plenae, viribus caussae integris). Dieß erhellet aus den Begriffen, wenn man (in sensu composito s. reduplicatiue) ein Ding Ursache nennt, insofern etwas dadurch gewirkt wird. Denn da ist ein Ding so viel und so weit Ursache, so viel und so weit es wirket, nicht mehr und nicht weniger. Aber der Satz kann diese Bedeutung haben, daß bey der Wirksamkeit einer Ursache nichts, nicht mehr und nicht weniger erfolgen könne, als was durch die bekannte Kraft der angenommenen Ursache gewirket werden kann. In diesem Verstande würden nicht nur die zween vorhergehenden Grundsätze, sondern auch wohl der Hauptsatz, daß ohne Ursache nichts geschehen könne, bey diesem Grundsatze vorausgesetzet.

(*) Und aus dem Hauptsatze werden diese oder ähnliche Grundsätze von andern hergeleitet, aber doch nicht immer in der Bedeutung bewiesen, in wel-

welcher sie hier und da angewandt werden. Allerdings lässet sich mehr davon beweisen, wenn der Hauptsatz vorausgesetzt ist. Aber da doch dieser selbst sich nur auf die Analogie unserer Erfahrungen stützet: so schien es mir besser, da auch jene Grundsätze unmittelbar hieraus hergeleitet werden können, diesen Weg zu nehmen.

§. 23.

Hauptsatz des zureichenden Grundes.

Der Hauptsatz aber in der Lehre von den Ursachen und Gründen ist dieser, daß Nichts ohne Ursache geschehe, oder, daß Alles, was geschieht, was je geschehen ist, und geschehen wird, einen zureichenden Grund habe, warum es so und nicht anders geschehen wird. Das heißt nun nach der vorhergehenden Entwickelung der Begriffe so viel: Alles, was da entsteht oder verändert wird, entsteht und wird verändert bey der Wirksamkeit irgend einer Kraft oder gewisser Kräfte, und überhaupt unter gewissen Umständen, ohne welche es nicht würde entstanden oder also bestimmt worden seyn.

Dieser Satz heißt auch bisweilen der Grundsatz von der Regelmäßigkeit der Folgen. In den ältesten Denkmaalen des menschlichen Verstandes findet sich derselbe a); und die tägliche Erfahrung lehret, daß, so

bald ein Mensch anfängt, seine Vernunft zu gebrauchen, er zufolge dieses Grundsatzes urtheilet und fragt.

Es muß daher dieser Grundsatz entweder dem menschlichen Verstande ursprünglich eingeprägt, oder eine leichte Folge seyn aus der Uebereinstimmung alles dessen, was die menschliche Erkenntniß gründet.

Man hat ihn in den neuern Zeiten beweisen wollen. Aber durch die schlechten Beweise, die man davon gegeben hat, durch den zweydeutigen Ausdruck, und durch gewisse Anwendungen desselben, hätte man, wenn es möglich wäre, den Satz fast selbsten verdächtig gemacht b).

Wenn man denselben auch nur als eine Folge der Uebereinstimmung aller Erfahrungen ansehen will: so ist er dadurch schon genugsam zu einem vernünftigen Grundsatz erhoben. Denn was die Erfahrung lehret, ist gewiß; und die Uebereinstimmung aller bekannten Erfahrungen giebt einen Grundsatz, der so lange für allgemein richtig gehalten werden muß, bis er durch offenbare Wahrheit widerlegt wird. (Log. §. 58.)

Wenn uns also auch der Ursprung eines Dinges, wie und wann es geworden ist, aus

der Erfahrung nicht bekannt ist, vernünftiger Weise aber wir dasselbe nicht für etwas, so immer und absolut nothwendig also vorhanden, ansehen können, weil wir seine Veränderlichkeit und Abhängigkeit entweder an ihm selbst oder an andern ihm ähnlichen Dingen ohne Ausnahme erfahren haben; so müssen wir zufolge der Grundgesetze des vernünftigen Denkens eine Ursache von ihm ausser ihm suchen. Denn anders zu urtheilen, wäre in dem einen Falle gerade zu gegen die Erfahrung, im andern gegen das Grundgesetz der Vernunft, nicht dasjenige ohne allen Grund sich zu denken, für möglich oder wirklich zu halten, was allen ausgemachten Erfahrungen entgegen ist.

Es ist also auch dieß ein vernünftiger Grundsatz, daß wir bey dem, was wir nicht für absolut nothwendig halten können, nach Grund und Ursache fragen, woher und warum es geworden ist. Und dieser heißt bey einigen der Grundsatz der Zufälligkeit.

Obwol nun also gleich die Grundsätze weiter, als unsere Erfahrungen gehen, gebraucht werden können: so kann es doch nicht erlaubt seyn, wofern man sie selbst auf keine andere Weise darthut, wider die Erfahrung sie zu gebrauchen, und bey einer Art

von Erfolgen einen andern Ursprung, eine andere Art von Ursachen und Gründen, anzunehmen, als die Erfahrung lehret. Gleicher Weise wäre es ungereimt, solche Gründe irgendwo anzunehmen, nur wegen der Analogie, die den ausgemachteren Eigenschaften eines Dinges, oder andern Wahrheiten, zuwider liefe. Denn die Vermuthung nach der Analogie findet nicht mehr Statt, wenn stärkere Gründe dagegen sind. (Log. §. 58.)

a) S. z. B. *Plato* in Timaeo, Op. edit. Ficini pag. 1076. *Aristot.* phys. II. 4. *Cicero* fin. I. 6. Divinat. II. 28.

b) S. Crusius Ausführliche Abhandlung von dem rechten Gebrauche und der Einschränkung des sogenannten Satzes vom zureichenden, oder besser, determinirenden Grund, erste Ausgabe, Leipzig 1744. Basedow Philaleth. II. §. 92. 170. Lambert N. O. I. S. 569 - 576. Leibnitz, wie bekannt, glaubte, den Satz ohne Beweis annehmen zu dürfen. Wolf selbst erklärt sich auf diese Weise, Metaph. II. S. 34. und Ontol. lat. §. 75. Die letztere Stelle erklärt die Sache so schön, und dient, bey den Vorwürfen, die wegen der schlechten Beweise, der Philosoph sich mußte machen lassen, so gut zur Einsicht in seine ganze Meynung von dieser Sache, daß ich es nicht für unschicklich halten kann, sie herzusetzen; " Quoniam est ea mentis nostrae natura, ut naturali quodam impetu in rationem sufficientem eius feratur, quod est, nec princip. rat. suff. experientiae contrarium deprehenditur, quin potius a casu quovis singulari abstrahi potest, consequenter eius veritas per notiones confusas, quas experientia in mente nostra excitavit, sola attentione innotescit, nisi perversa studendi methodo depravatum et praeiudiciis praepeditum habueris animum, principium R. S. absque probatione instar axiomatis sumere licet. "

Den schlechten Beweis, den der deutsche Philosoph bisweilen gegeben hat (S. Ontolog. §. 70), und der ein sehr merkliches Wortspiel ist, hat auch Locke gebraucht. S. Homes Versuche ꝛc. Th. II. S. 34.) und *Clarke* in Demonstr. p. 12.

c) Auch unsere Urtheile haben ihren Grund, physisch oder metaphysisch, obgleich nicht immer logisch zureichenden Grund, ohne welchen sie nicht entstehen können (Log. §. 53). Wenn man nun daraus einen eigenen Grundsatz machen will; daß wir ohne Grund nichts für wahr halten können und sollen; so kann man ihn den logischen Grundsatz vom zureich. Grunde nennen. Und man sieht leicht, daß er mit dem metaphysischen Grundsatze dieses Namens fast in eben dem Verhältnisse ist, wie der logische Grundsatz, daß wir das Widersprechende nicht denken können, mit dem metaphysischen Satze vom Widerspruche. (§. 4.)

§. 24.

Grundsatz von den verständigen Ursachen.

Da wir wegen der Regel von der Wahrscheinlichkeit, (Log. §. 57.) einer Grundregel des vernünftigen Denkens, einen ähnlichen Ursprung ähnlicher Dinge, ähnliche Ursachen bey ähnlichen Einrichtungen (§. 22.) vermuthen müssen; wenn nicht etwas ausgemachteres dagegen ist: so müssen wir bey solchen Verknüpfungen der Dinge, bey solchen Einrichtungen, die den nach Absichten und Regeln gemachten Einrichtungen verständiger Wesen vollkommen ähnlich, hingegen den zwecklosen Wirkungen unverständiger Kräfte höchst unähnlich sind, verständige Ursachen annehmen, wenn nicht das Gegentheil aus bessern Gründen erhellet.

Denn

Denn ohne Grund, wider alles das, was gewiß ist, würden wir eine solche Einrichtung als möglich bey unverständigen Ursachen annehmen. Es ist also vernünftig, eine Verbindung der Dinge, die wir anders, als bey einer verständigen Ursache, für möglich anzunehmen, keinen vernünftigen Grund haben, für die Wirkung eines verständigen Wesens zu halten. Dieß kann der Grundsatz von den verständigen Ursachen heissen.

§. 24. b.

Nach was für Grundsätzen wir uns bey Erforschung der Endursachen richten müssen.

Wenn wir einmal ein verständiges Wesen zum Urheber von etwas annehmen müssen: so leiden es die Begriffe und die Natur unseres Verstandes nicht anders, als daß wir auch Absichten, um welcher willen die regelmäßige Einrichtung gemacht worden ist, uns gedenken. Und was können wir dann anders dafür ansehen, als was entweder wirklich dadurch hauptsächlich bewirkt wird, oder wozu die ganze Einrichtung doch am nützlichsten zu seyn scheint? Es bleibt um so viel weniger Zweifel übrig, je mehr wir von der Richtigkeit unserer Einsichten bey der Beurtheilung des Werkes, und von der Weisheit des Urhebers versichert sind. Und wenn diese Art der Erkenntniß,

über-

überhaupt betrachtet, wegen der Verschiedenheit der bestimmten, und sonderlich der letzten Absichten, bey einerley Sache, allerdings oft ungewiß bleiben muß: so wird doch im einzelnen Falle die Wahrscheinlichkeit einer vermuthlichen Absicht desto grösser, je genauer alles übereinstimmt, etwas gewisses, was sich an sich schon als die Absicht gedenken lässet, zu befördern; oder je weniger sich eine andere Endursache, ausser der angenommenen, gedenken liesse.

§. 24. c.

Von den Zeichen.

Die bisher erörterte Lehre von den Ursachen und Wirkungen enthält die vornehmsten Gründe zur Theorie von den Zeichen, nemlich den natürlichen Zeichen, Anzeichen, Kennzeichen.

Denn da sowohl von der Gegenwart und einem gewissen Zustande der Ursachen, von den Anstalten, auf die bevorstehenden Wirkungen, als von den Wirkungen auf die Ursachen geschlossen werden kann: so erhellet, wie sowohl die erstern von den letztern, als diese von jenen, natürliche Zeichen seyn können.

Auch wird aus der obigen Eintheilung der Ursachen in vollständige und unvollständ-

ständige, zureichende und unzureichende, nahe und entfernte, eine ähnliche Eintheilung der Zeichen leicht hergeleitet: und dabey begriffen werden können, wie das Zeichen von einer Wirkung das entfernte Zeichen von einer andern Wirkung seyn, wie fern man auch durch die Spuren von der Gegenwart oder den Wirkungen einer entfernten Ursache, auf die Erkenntniß der nähern Ursache eines Effectes geleitet werden kann.

Freylich können aber auch solche Dinge Zeichen von einander seyn, die auf andere Weise, ohne daß wir wissen wie, mit einander verknüpft sind, beständig oder mehrentheils einander begleiten oder auf einander folgen.

II. Abtheilung.

Von der Verbindung der Dinge nach Zeit und Raum.

§. 25.

Vorerinnerung.

Mit Zittern, scheint es, sollte man die metaphysische Betrachtung über Zeit und Raum anfangen, wenn man bedenket, wie die Begriffe der größten Philosophen hier mit einander im Streite liegen, und fast alle zusammen dem gemeinen Verstande räthselhaft sind (*). Aber wenn dann alle diese Philosophen mit willkührlichen Begriffen anfangen, hat man sich um ihre Lehren zu bekümmern, oder vor ihren Folgen zu zittern?

Es ist einerley Unachtsamkeit, Begriffe, die sich nicht sinnlich, nicht unter Bildern, denken lassen, sinnlich haben zu wollen; und Begriffe, die nicht anders als mit einem Bilde verknüpfet, nicht anders als sinnlich, in uns vorhanden seyn können, ganz abstract und ohne Bild denken zu wollen. Beydes heisset, mit den Ohren sehen, und mit den Augen hören wollen (**). Ob hier der Fall, mögen andere entscheiden. Ich will meine Gedanken vortragen.

(*) S.

(*) S. *Hollmann.* Metaphys. §. 113. 114. Crusius §. 48. f.

(**) S. Wolf Met. II. S. 39. f.

§. 26.

Ueber die Begriffe des Raums und des Ortes.

Wenn wir den Begriff nicht verlassen oder verändern wollen, den jedermann im gemeinen Leben beym Worte Raum denket, so können wir keine andere Erklärung davon geben, als daß da Raum sey, wo Dinge ausser und neben einander sind, oder seyn können; und zwar voller Raum, insofern das Daseyn gewisser Dinge das Daseyn anderer hindert, leerer Raum, insofern Dinge da seyn können.

Zum Begriffe des Raumes ist es nicht nöthig, daß just diese oder jene Dinge vorhanden sind. Der Begriff des Raumes kann daher von dem Begriffe der Dinge, die im Raume sind, abgesondert werden. Und daher kömmt es, daß wir uns den Raum als Etwas gedenken, so vorhanden seyn könnte, vorhanden seyn würde, wenn auch keine Dinge vorhanden wären. Immerhin mag einer dieses denken. Aber er antworte nun selbst, nach seinen eigenen Begriffen, was denn dieses Etwas sey, dieser Raum, der vorhanden seyn sollte, wenn kein Ding vorhanden wäre? Ein

Leeres (*); nichts positives, weder eine Substanz, noch eine Beschaffenheit einer Substanz; keine Kraft.

Wenn einer nun aber von diesem Raume, den er annimt, da wo keine Dinge vorhanden wären, fortfähret zu denken oder zu reden, und dem Dinge, so nichts positives ist, positive Eigenschaften beyleget, von den Theilen desselben, von der Aehnlichkeit oder Gleichförmigkeit und Anzahl dieser Theile redet: so ist das seine Schuld. Womit will er denn die Realität dieses seines Begriffes beweisen? Will der Denker dieser Art nicht begreiffen, daß sein leerer Raum ohne Dinge nichts positives an sich, ausser seinem Kopfe nichts substanzielles ist: so mag er sich müde denken; und ferner untersuchen, ob nun nicht dieser sein Raum wieder einen Raum haben müsse, in welchem er exsistiret, und was dieses für ein Ding seyn müsse. Es ist dann nicht zu verwundern, wenn er in einen Labyrinth dadurch geräth, aus welchem er keinen Ausgang findet. Also auch bey der Betrachtung des Raumes ausser der Welt, und vor Erschaffung der Welt.

Wenn mit dem Begriffe vom Raume die Bestimmung der Ausdehnung verknüpft ist: so können dann die Redensarten: im Raume seyn, einen Raum einnehmen, und Irgend.

gendwo seyn, nicht für gleichgültig gehalten werden. Auch ist letzteres nicht just einerley mit dem Seyn an einem gewissen Orte. Denn wir gedenken uns den Ort als einen Theil des Raumes, welcher insgemein relativ, nach dem Abstande von gewissen Dingen, bestimmt wird. Daher kann man auch sagen, daß der Ort eines Dinges verändert wird, wenn der Abstand gewisser Dinge, nach welchen man ihn vorher bestimmt hat, verändert wird; und je nachdem man auf diese oder jene Dinge hierbey sieht, kann bisweilen gesagt werden, daß der Ort eines Dinges geändert, und zugleich daß er nicht geändert worden. Es wäre aber vielleicht besser, wenn man in den Fällen, wo das Ding, von dessen Orte die Rede ist, nicht sich bewegt hat, nur sagte, daß die Verhältnisse des Ortes verändert worden. Die den Begriff vom Orte überhaupt gleichfalls haben verfeinern wollen durch mehrere Abstractionen, haben ihn verfeinert, wie den Begriff des Raumes, daß er nicht mehr kenntlich ist.

(*) L' Espace considéré abstractivement est le pur néant. *Helvetius* I. p. 59.

§. 27.

Ueber den Begriff der Zeit.

Alle, die über den Begriff der Zeit speculirt haben, haben gar bald die Aehnlichkeit dieses Begriffes mit dem Begriffe vom Raume be-

bemerket. Aber damit war nicht immer viel gewonnen. Bey denen, die den Begriff vom Raume zu sehr sublimirt haben, hatte es nur die Folge, daß sie den von der Zeit auf eben diese Weise entstellten a).

Natürlich lässet sich, wie mich dünket, dieser Begriff, wie der andere, also aufklären. Die Zeit ist, wo eines auf das andere folget, und sich also etwas als gegenwärtig, etwas als vergangen, und etwas als noch nicht gegenwärtig, als künftig b), gedenken lässet. Wird bey der Vorstellung von der Zeit auf die wirklich vergangenen, oder wirklich gegenwärtigen Dinge gesehen: so ist der Begriff individuel, man stellt sich die Zeit *in Concreto* vor. Im Begriffe der Zeit überhaupt aber sind nicht just diese oder jene Dinge und Begebenheiten erforderlich. Es läßt sich also davon abstrahiren in dem allgemeinen Begriffe. Es läßt sich auch ein Leeres, eine Möglichkeit der Zeit ansetzen, wann noch keine Dinge waren, und keine Veränderungen auf einander folgten. Aber wollte man dieses Leere als etwas positives annehmen, eine Zeit, ohne daß irgend einige Veränderungen auf einander folgten: so hätte man nicht mehr den reellen Begriff der Zeit, sondern eine Chimäre. Ein grober Betrug der Imaginatron wäre es, wenn diese Zeit, die aller auf einander folgenden Begeben-

heiten entbehren könnte, in seiner Vorstellung erhascht zu haben sich jemand einbildete, indem er sich eine unübersehliche Reihe von — fortrollenden Punkten, von leeren Momenten, vorbildete. Freylich denket er da eine Zeit, eine wirkliche Zeit, die Zeit seiner Exsistenz, während daß er auf eine Chimäre lauret.

Wenn zu der Exsistenz einer Substanz Veränderungen nicht absolut nothwendig sind: so ist eine Dauer möglich, durch die keine Zeit wirklich wird. Diese Dauer hat dann auch keine wirklich abgesonderte, mit eigenen Begebenheiten bezeichnete Theile. Aber freylich mit der Imagination können wir uns eine solche Dauer nicht vorstellen. Wie unsere Dauer eine Zeit ausmacht, also wird jede Dauer in unserer Vorstellung Zeit. Aber leugnen können wir deswegen doch nicht die Möglichkeit einer Dauer ohne Zeit. Folglich auch nicht das erhöhete Bewußtseyn seiner Dauer, das sich nicht auf das Bewußtseyn innerlicher Veränderungen gründet. Wenn in der Zeit seyn nur so viel heisset als exsistiren, während daß durch Veränderungen anderer Dinge eine Zeit entsteht, und vorher geht: so kann eine Substanz in der Zeit seyn, ohne verändert zu werden.

Die Vorstellung der Zeit liegt in der Vorstellung von auf einander folgenden Verän-

derungen. Wir bemerken also die Zeit, indem wir die auf einander folgenden Veränderungen als auf einander folgend bemerken. Daher kömmt es, daß der nemliche Theil der Zeit dem einen lange vorkömmt, dem andern kurz; wenn der erstere jeden Augenblick sich etwas wünschet, so noch nicht ist, und, wie man spricht, Augenblicke zählt, der andere aber entweder gar nichts bemerket, wie im tiefen Schlaf, oder auf einen Gegenstand allein aufmerket, der immer vor ihm ist c).

a) S. *Hollmann* §. 331. seq.

b) Der Begriff vom künftigen möchte vielleicht manchem einen Zweifel erregen wider den Lehrsatz von dem Ursprunge aller unserer Begriffe aus der Empfindung. Aber der Zweifel wird bey der genauern Beleuchtung dieses Begriffes bald verschwinden.

c) S. *Mallebranche* liv. I. ch. VIII. §. 2.

§. 28.

Erinnerung wegen einiger Lehren von Zeit und Raum.

Man spricht von der Theilbarkeit der Zeit, wie auch von der Theilbarkeit des Raumes, überhaupt und in abstracto; und die Redensart ist durch den Gebrauch schon genug gerechtfertiget. Man wird auch dadurch nicht auf chimärische Vorstellungen verleitet werden, wenn man den Sinn der Worte nur recht faſſet. Nemlich die Theilbarkeit der Zeit beste-

het in der Möglichkeit, Veränderungen, so in irgend einem bestimmten Theile der Zeit, oder zwischen einer Begebenheit und der andern, auf einander folgen, zu unterscheiden; und die Theilbarkeit des Raums in der Möglichkeit Dinge zu unterscheiden, die in irgend einem bestimmten Theile des Raums neben einander seyn können. Und leicht erkennen wir, daß diese Theilbarkeit weiter gehe, als wir mit den Sinnen bemerken, oder mit unserer Imagination uns vorstellen können a).

Aber wenn ohne vorhandene Dinge Zeit und Raum nichts positives sind: so ist dann auch ihre Theilbarkeit nicht die Theilbarkeit eines wirklich vorhandenen Dinges. Wo nichts ist, läßt sich doch wahrhaftig nichts theilen.

Daß Raum, Ort und Zeit nichts an den Dingen ändern, ist wahr, wie es die Philosophen verstehen b). Im gemeinen Leben behauptet man das Gegentheil, und hat auch recht, weil man es anders versteht.

a) S. *Mallebranche* l. c. Krügers Physik §. 21.

b) S. Wolfs Metaphys. §. 98.

III. Ab-

III. Abtheilung.

Von der Identität der Dinge, und den Begriffen, die sich darauf beziehen.

§. 29.

Einerley Dinge und einerley Ding.

Mehrere Dinge haben entweder Beschaffenheiten, in Ansehung deren sie mit einander verwechselt werden können, oder nicht. Insofern Dinge mit einander verwechselt werden können, haben sie einerley Beschaffenheiten: und insofern Dinge einerley Beschaffenheiten haben, sind sie einerley, einerley Dinge. Ausserdem sind sie verschieden. Einerley Dinge aber sind nicht einerley Ding, oder nicht eines und dasselbe Ding (idem numero).

Daß ein Ding eines und dasselbe (Idem sibimet ipsi idem), ist kein Satz, darüber jemand streiten wird. Aber ob das, was itzt da ist, eben dasselbe Ding, was vorher da war, ist eine ganz andere Frage, bey der man sich wegen der Unvollständigkeit unserer Begriffe von den Individuen, und auch von den Arten, leicht verwirren kann (*).

(*) Der Streit der Scholastiker über das *principium individuationis*, und der beynahe noch spitzfindigere Streit über die personelle Identität, der seit Lockens Zeit eine Lieblingsmaterie der englischen Metaphysiker zu seyn scheint, können dieses hinlänglich beweisen. Es kömmt unterdessen nur darauf an, daß man zwischen einer völligen und einer gewissen Identität den Unterschied machet. S. An Essay on personal identity. Lond. 1768. (Gött. G. A. 1769.) *Beattie's* Essay on Truth. p. 20. 264.

§. 30.

Aehnlichkeit und Gleichheit. Ueber den Begriff der Grösse.

Wenn Dinge einerley Grösse haben, sind sie einander gleich; wenn sie aber einerley Qualitäten haben, sind sie ähnlich. Aber was ist die Grösse, und was sind die Qualitäten? Ich möchte wohl antworten, wie Demokrit auf die Frage, was der Mensch ist, soll geantwortet haben: Wir wissen es ja. Oder wie die Scholastiker, wenn sie sich über die Bedeutung der Worte Quantität und Qualität erklärten, daß Quantität dasjenige an einem Dinge wäre, dessen Anzeige die Frage, wie groß, und Qualität dasjenige, dessen Anzeige die Frage wie, oder, wie ist das Ding beschaffen, beantwortet. Denn die Definitionen wollen hier abermals nicht recht gerathen. Zwar mit Voraussetzung des Begriffes von der Quantität lässet sich der Begriff von der Qualität also definiren, daß man einem sagt,

alle innere Bestimmungen der Dinge, die Quantität ausgenommen, heissen Qualitäten. Aber wie erklärt man alsdenn die Quantität? Durch den innern Unterschied ähnlicher Dinge dürfte man sie wenigstens alsdann nicht definiren; denn sonst machten die Definitionen zusammen einen Cirkel. Dadurch scheint der Begriff von der Quantität auch nicht definirt zu seyn, wenn man sagt, daß die Quantität etwas sey, was, wo es nicht vorgezeigt wird, ohne ein anderes Ding zu Hülfe zu nehmen, nicht begreiflich gemacht werden kann (quod quidem dari, sine alio autem adsumto intelligi non potest). Denn gilt nicht eben dieses von den Qualitäten? Werden uns nicht vermöge der Worte Vorstellungen von andern Dingen erwecket, wenn uns vermittelst derselben Qualitäten beschrieben werden von Dingen, die wir nicht vor uns sehen?

Die Allgemeinheit dieser Begriffe macht die Definition davon schwer. Der Begriff der Grösse, oder der Quantität (*), wird alsbald auf ganz unterschiedene Gattungen der Dinge angewandt; auf sichtbare und unsichtbare Dinge, auf Ausdehnung, auf Menge der Theile und auf Grade der Kraft. Ein andres ist aber doch die innerliche Grösse (Quantitas s. magnitudo intensionis, virtutis), ein anders, die äusserliche Grösse (quantitas ex-

tensionis); ein anders die Grösse der Last (quantitas molis), ein anderes die Grösse einer Zahl, oder die Menge (quantitas discreta). Eine Definition von der Grösse überhaupt, die einer Gattung der Grössen anpasset, ist dem Begriffe einer andern nicht gemäß (*).

(*) Groß und klein, viel und wenig sind relative Begriffe, nicht nur insofern, daß für unsere Kräfte und Fähigkeiten etwas zu groß oder zu klein u. s. w. seyn kann, was andern Wesen noch gar nicht groß oder klein vorkömmt, sondern auch sonst in Rücksicht auf den verschiedenen Maasstab womit verglichen wird. Es gründet sich aber darauf, daß man das nicht immer bedenket, manches falsche Urtheil. Wo wir keinen bestimmten Maasstab, keine gleichartige absolute Einheit haben, da können wir auch keinen bestimmten Begriff von der Grösse eines Dinges uns machen.

§. 31.

Vom Grundsatze des nicht zu unterscheidenden.

In Ansehung der Identität, Aehnlichkeit und Gleichheit, hat die neuere Philosophie einen berühmten Grundsatz, der, wenigstens in Rücksicht auf die Anwendung, dem Erfinder Leibniz zugeeignet werden kann. Es ist der **Satz vom nicht zu unterscheidenden** (principium indiscernibilium).

Weil von verschiedenen Philosophen dieser Satz verschiedentlich bestimmt, und auch in gar unterschiedener Bedeutung angewandt wird, so müssen, der Verwirrung zu begegnen, diese ver-

verschiedenen Sätze hier einzeln betrachtet werden. Also

1) wird behauptet, daß es in dieser Welt nicht zwey vollkommen ähnliche Dinge gebe. Unzählige Beobachtungen beweisen dieses, und noch ist keine bekannt, die das Gegentheil lehrte. Dieser Satz ist schon lange für ausgemacht erkannt worden. Und man kann ihn vielleicht, vermöge seiner Gründe, noch allgemeiner ausdrucken, daß nicht zwey Dinge in der Welt angetroffen werden, die nicht in Ansehung der Grösse sowol, als in Ansehung der Qualitäten einigermassen unterschieden wären. Auch sieht man leicht einen Grund von dem Unterschiede der Dinge, in dem Unterschiede der äusserlichen Bestimmungen, die auf die innerlichen einen Einfluß haben. Auf den Ort, wo sich ein Ding befindet, auf die Dinge, mit welchen es nach der Zeit oder nach dem Raume verbunden ist, kömmt ohne Zweifel viel an.

2) Mehr aber liegt in dem Satze, daß in dieser Welt sowol, als in irgend einer Welt, dem Werke eines verständigen und weisen Wesens, nicht zwey Dinge, die innerlich in gar nichts von einander unterschieden wären, insbesondere auch nicht zwey vollkommen ähnliche Dinge, seyn

können. Diesen Satz beweisen die Vertheidiger aus dem Hauptsatze vom zureichenden Grunde. Es scheinet aber allerdings, daß dieser Hauptsatz hier schon ausser der Sphäre seiner Beweisgründe angewandt, und zu viel daraus gefolgert werde.

2) Einige gehen noch weiter; und wollen beweisen, daß zwey innerlich gar nicht unterschiedene Dinge an sich unmöglich wären. Und warum? Weil zwey innerlich in gar nichts unterschiedene Dinge nicht zwey Dinge seyn könnten? Das doch nicht! Oder weil zwey solche Dinge in der Vorstellung des göttlichen Verstandes nicht von einander unterschieden seyn können? Dieser Beweis waget zu viel, indem er fordert, daß wir uns in den Verstand Gottes hinein denken sollen. Und auch dann sehe ich seine Beweiskraft noch nicht (*).

Da es mit den Beweisen dieses Grundsatzes so mißlich aussieht: so wird auch seine Anwendung dadurch sehr eingeschränket (**).

(*) Dieser Beweisgrund ist mit vieler Scharfsinnigkeit ausgeführet in den Hamb. Unterhalt. 1768. Ohne genaue Zergliederung der Begriffe ist er schwer zu widerlegen, wenn man einmal gelten lässet, daß wir den Zustand der Begriffe in dem göttlichen Verstande uns vorstellen können. S. auch *Ploucquet* de Subst. et phaenomenis, §. 307.

(**)

(**) Es können hiebey nachgesehen werden *Cic.* acad. VI. 17. 18. 26. *Mallebranche* liv. III. part. II. ch. X. Leibnitz in den kleinen Schriften (Jena 1740.) S. 153. 203. 207. Wolf Metaphys. §. 586. = 87. coll. Th. II. §. 207. Baumgarten metaphys. part. I. cap. III. Sect. I. Hollmann Metaph. §. 242. Basedow Philaleth. II. S. 362. und Michaelis in progr. pec. S. Syntagma commentationum, part. II. Goett. 1766. 4.

§. 32.

Ueber unsere Begriffe von den Gattungen und Arten.

Auf die Vergleichung der Identität der Dinge nach ihren Qualitäten gründet sich die Eintheilung derselben in gewisse **Classen**, dergleichen die **Gattungen** oder **Geschlechter** (genera), und **Arten** (species); gründen sich dann ferner unsere Begriffe von solchen Gattungen und Arten, unsere **allgemeinen Begriffe**, und die Sätze, darinne sie entwickelt werden, die **Definitionen**.

Wenn die Begriffe von diesen Classen also erklärt werden sollen, daß sie dadurch nicht nur im allgemeinen von einander genau unterschieden, sondern auch auf die gewöhnlichen Eintheilungen der Dinge in der Natur anwendbar gemacht werden; so finden sich vielerley Bedenklichkeiten.

Man mag entweder sagen, daß Dinge, die einerley Wesen haben, Dinge von einerley

Art sind, die Subaltern-Art (Varietät), hernach durch die Aehnlichkeit, die aus der genauern Bestimmung des Wesens entsteht, und das Geschlecht durch die Aehnlichkeit verschiedener Wesen, erklären; oder zur genauern Bestimmung sagen, daß die völlige oder vollständige Aehnlichkeit der Wesen eine Art, die unvollständige eine Gattung oder ein Geschlecht ausmache: so wird man sich immer in Verlegenheit finden bey den Fragen, was für ein Wesen man hier versteht, und ob in Rücksicht auf dieses Wesen die mehrern Individuen, die man zusammen rechnet, auch völlig übereinkommen, oder wenn eine unvollständige Aehnlichkeit zur Gründung einer Art genug ist, wie groß diese dann seyn müsse?

Versteht man nehmlich unter dem Wesen hier das absolute Grundwesen der Dinge: so ist eine Frage schon genug, nemlich ob wir denn dieses Wesen bey irgend einem Dinge kennen? (§. 11.) Aber man versteht ohne Zweifel nur den Inbegriff der beständigen, unveränderlichen, uns bekannten Eigenschaften der Dinge. So ist denn nun zur Gründung einer Art die Frage, erstlich, welche Eigenschaften bey diesen und jenen Dingen beständig und unveränderlich sind, ob man eine absolute, oder was für eine hypothetische Unveränderlichkeit derselben man verstehe; und dann, ob die mehrern

rern Dinge, die man zu einer Art rechnet, in Ansehung dieser ihrer beständigen und unveränderlichen Eigenschaften völlig übereinkommen, und ob diejenigen, daraus man verschiedene Arten machet, darinne verschieden sind?

Wollte man aber eines der hypothetischen Wesen (§. 11.) verstehen, bey welchem der Begriff von einem solchen Dinge, das heißt, von einer solchen Art, schon vorausgesetzt wird, so ist es offenbar, daß man im Cirkel herumläuft, wenn man hernach zur Rechtfertigung des Begriffes sich auf die Uebereinstimmung aller Individuen dieser Art berufet.

Die gemeinen Begriffe von den Arten der Dinge, und ihrer hypothetischen Wesen, entstehen ohne Mühe bey der Bemerkung der grossen und beständigen Aehnlichkeit der einzelnen Dinge in Ansehung wichtiger Eigenschaften. Aber es sind schwankende, keinesweges genau untersuchte und bestimmte Begriffe. Daher ist es so schwer, die Grenzen der Classen festzusetzen; so schwer, von den gemeinschaftlichen Beschaffenheiten der Dinge genau bestimmte Begriffe zu geben. Meistentheils erklärt man ein zweydeutiges Wort durch andere, deren Bedeutungen eben so schwankend sind.

Da, wo man es nur mit sehr einfachen Begriffen zu thun hat, und es leicht ist, sich

über

über die genaue Bedeutung der Namen zu vergleichen, da kann man allgemeine Begriffe leichter definiren, und die Arten solcher Dinge wohl von einander unterscheiden. Aber ganz etwas anders ist es, wenn **Mineralien, Pflanzen** und **Thiere** claßificiret werden sollten. Zwar kann hier einer, nach einem auf eine unvollständige Induction gegründeten Begriff, einmal claßificiren. Aber er muß sich gefallen lassen, wenn andere seine Claßification willkührlich nennen. Wenn auch einmal ein Zeitalter sich über die Bedeutung solcher Namen willkührlich vereinigte: wird das folgende sich daran binden?

Wenn demnach einer die skeptische Frage aufwürfe: ob etwa unsere Claßification der Dinge, die Gattungen und Arten, und wie die Namen weiter heissen, nur in unserer Bequemlichkeit, und in der Mangelhaftigkeit unserer Erkenntniß, keinesweges aber in der Natur selbst, ihren Grund hätten: so getraute ich mir, ihm fürs erste nur diese hypothetische Antwort zu geben. Wenn in der Natur Individuen sind, welche in ihren beständigen und durch die Kräfte der Natur unveränderlichen Eigenschaften völlig mit einander übereinkommen: so giebt es in der Natur wirklich Arten der Dinge, die genau bestimmt, und durch gewisse feststehende Gränzen von einander unterschieden sind (**).

Und

Und wenn wir endlich, mit einiger Nachlassung des Begriffes, Dinge, die in Ansehung wichtiger und beständig scheinender Eigenschaften die mehreste Aehnlichkeit haben, zu einer Art rechnen: so ist kein Zweifel, daß dieß nicht in gewisser Rücksicht hinlänglich gerechtfertiget werden könne.

(*) Man vergleiche hier *Locke* B. III. ch. VI. B. IV. ch. XVI. §. 12. Wolfen Metaph. §. 177. f. Th. II. §. 53. Boehm Met. §. 150. sq. Basedow Philaleth. II. 35. f. besonders §. 41. *Buffon* H. N. tom. I. disc. I. tom. II. ch. VIII. &c. und *Robinet* de la Nature, tome IV. chap. VII. So wird man Anlaß genug zum Nachdenken bekommen, und diesen Paragraph vielleicht besser verstehen, als ausserdem geschehen könnte.

(**) Die Frage, die ich hier zuletzt angezeigt habe, ist nicht völlig die nemliche, über welche sich unter den Scholastikern die Secten der Nominalisten und Realisten gezankt haben.

§. 33.

Lehrsätze von den Gattungen und Arten.

Ein Paar Sätze, die aus den gemeinen Begriffen von Gattung und Art leicht gefolgert werden können, sind hier noch anzumerken.

1) Was von der Gattung gilt, muß von allen Arten dieser Gattung gelten; und was von der ganzen Art (distributiue) gilt, muß auch von jedwedem einzelnen Dinge dieser Art gesagt werden können. Aber nicht

was der Gattung, dem allgemeinen Begriffe nicht widerspricht, widerspricht auch der Art nicht. u. s. w. Daß dieser Zusatz nicht überflüßig ist, beweisen berühmte Fehlschlüsse, wovon weiter unten Beyspiele vorkommen sollen.

2) Was von der Art gesagt werden kann, muß dem richtigen Begriff der Gattung nicht widersprechen u. s. w.

Dritter Abschnitt.

Von den allgemeinsten Gattungen der Dinge.

Erste Abtheilung.

Monadologie, oder Lehre von den einfachen Dingen.

§. 34.

Werth dieser Lehre.

Die Lehre von den einfachen Dingen höret dadurch, daß sie keine Modelehre mehr ist, nicht auf, ein interessantes Stück der Metaphysik zu seyn. Die Begriffe und Lehrarten, welche hier erörtert werden, sind zur Behauptung anderer wichtiger, theologischer oder moralischer Wahrheiten, nicht so schlechterdings nothwendig; aber doch auch nicht ganz gleichgültig dabey.

Und wenn es dem Menschen natürlich ist, durch den Schein, wenn er einmal gewahr wird, daß nur Schein vor ihm ist, in die Grundbeschaffenheiten der Dinge eindringen zu

wollen; wenn dieses dem Philosophen überhaupt anständig, und besonders das Geschäffte des Metaphysikers ist (§. 2.): so ist der Versuch, die Elemente der Dinge, die einfachsten Substanzen nnd ihre Eigenschaften kennen zu lernen, nicht zu tadeln. Wenn unser Verstand gleich seine Gränzen finden sollte, ehe seine Wißbegirde befriediget ist: so kann doch auch dieses schon nützlich seyn, daß man die Gränzen der menschlichen Erkenntniß genauer kennen lerne.

§. 35.

Die Metaphysiker streiten über die Grundbegriffe des einfachen und zusammengesetzten Dinges.

Aber freylich entsteht gleich anfangs bey der Grundbestimmung dieser Begriffe ein Streit unter den Philosophen. Denn ob sie gleich darinne einig sind, daß das metaphysisch Einfache keine Theile habe, so erhellet doch aus den ersten Folgen, die sie aus ihren Begriffen ziehen, daß, keine Theile haben, bey dem einen weniger, bey dem andern mehr bedeute.

Denn die eine Parthey folgert aus dem Begriffe des einfachen Dinges, daß es nicht ausgedehnt sey, keine Ausdehnungsgrösse, keine Figur habe, keinen Raum in sich fasse, oder einnehme. Der andere Theil aber behauptet,

daß

daß die einfachen Dinge, ob sie gleich nicht aus trennbaren Theilen bestünden, und nicht metaphysisch ausgedehnt wären, dennoch mathematisch ausgedehnt zu nennen: weil sie einen Raum einnehmen, in welchem sich Aussentheile gedenken liessen, in denen auch vielleicht verschiedene Substanzen seyn können, obwol jetzo nicht sind (*). Wenn die erstern dagegen einwenden, daß Substanzen, die einen Raum einnehmen, und auf irgend eine Art ausgedehnt sind, nothwendig aus Theilen bestehen müssen, und folglich nicht in der genauesten Bedeutung einfach heissen können: so sagen die letztern, daß sich es nicht gedenken lasse, wie eine Substanz exsistiren sollte, ohne einen Raum einzunehmen, und ohne mathematisch ausgedehnt zu seyn.

Es ist sonderbar, daß ein Theil der Philosophen just das denket, wovon der andere behauptet, daß es sich nicht denken lasse. Sollten diese streitenden Partheyen nicht mit einander zu vereinigen seyn? Oder sollte sich wenigstens nicht etwas Gewisses aus den Gründen, womit sie streiten, folgern lassen? Mir scheint so viel dadurch ausgemacht zu seyn, daß ein Ding, welches in der genauesten Bedeutung einfach heissen könnte, sich nicht sinnlich oder unter einem Bilde vorstellen lasse. Daraus aber folget noch eben so wenig, daß solche

Dinge in der Natur nicht vorhanden seyn können, als daß sie vorhanden seyn müssen.

(*) S. Crusius Metaph. §. 107.

§. 36.

Realität der Monaden.

Wenn man gefragt wird, ob es einfache Substanzen, oder wie sie auch genennet werden, Monaden, gebe: so bedienen sich beyde Partheyen solcher Beweise, die im Grunde einerley sind. Es muß einfache Substanzen geben, sagt man von beyden Seiten, weil es zusammengesetzte giebt. Und diese Folgerung scheint unmittelbar evident zu seyn a). Denn die zusammengesetzten Dinge sind Aggregata von Substanzen. Und heißt das nicht so viel, als, sie bestehen aus vielen einfachen Substanzen? Man würde wenig Vortheil davon haben, wenn man, um dieser Folge auszuweichen, eine Theilung eines jedweden zusammengesetzten Dinges ins Unendliche annehmen wollte. Denn der Ungereimtheiten zu geschweigen, die aus dieser Hypothese entspringen, wenn man die Begriffe entwickelt: so würde dadurch ja doch die Realität der einfachen Substanzen nicht aufgehoben, daß man ihrer in jedwedem zusammengesetzten Dinge unendlich viele annähme b). Dieses darzuthun, kann man noch ferner hinzusetzen, was die Erfahrung lehret, daß

die

die Kräfte und übrigen Eigenschaften der zusammengesetzten Dinge das Resultat von den Kräften und Eigenschaften ihrer Theile sind, der Grund von den Beschaffenheiten der zusammengesetzten Dinge also in den Beschaffenheiten ihrer Theile enthalten ist. Die Verfolgung dieses Grundes führet nothwendig auf die einfachen Substanzen. Denn entweder ist davon kein letzter Grund, und folglich gar keiner vorhanden, oder er liegt in den Eigenschaften und Kräften der einfachen Substanzen.

Nun diese Gründe von der Realität der einfachen Substanzen, beweisen sie denn **Leibnitzische Monaden**, die gar keine Ausdehnung und keine Figur haben; oder nur die einfachen Dinge anderer Philosophen, welche, vermöge ihrer Gedankentheile c), noch wohl ein solches Stück des Raums erfüllen, so ausgedehnt heissen kann? Ohne Zweifel die erstern, wenn anders Dinge, die auf irgend eine Weise ausgedehnt sind, nicht anders, als aus substantiellen Theilen bestehend, und folglich als zusammengesetzt gedacht werden können. Doch bleibt dabey noch immer **unausgemacht**, ob das absolut mögliche Kleinste auch wirklich durch die Kräfte der Natur erscheint, ob die Natur bis zu demselben in ihren Auflösungen gehe, oder ihre Zusammensetzungen von ihm anfange d)?

Aber wenn die einfachen Substanzen denn also keine Ausdehnung, Figur, Grösse ꝛc. hätten: so wären sie ja nichts, oder so gut als nichts, **mathematische Punkte**: Dieser Schluß ist sichtbarlich übereilt. Wie soll aber immerzu aus Dingen, die keine Grösse und Ausdehnung haben, ein Ding werden, so Grösse und Ausdehnung hat? Ich denke, die Frage ist im Grunde von eben der Art, wie diese andere, wie aus einzelnen Körnern ein Haufe, oder aus einzelnen Soldaten eine Armee werden könne; wie einzelne Buchstaben ein Heldengedicht ausmachen können, welches Charaktere, Handlung, Interesse, und hundert Eigenschaften hat, die seinen Elementen einzeln nicht zukommen? Aber; wie können die Monaden, wenn sie keine Theile, Grösse, Figur, folglich keine Seiten haben, einander berühren, damit die zusammengesetzten Dinge daraus werden, deren Theile zusammenhängen? Das weiß ich nicht. Aber müssen sie denn einander berühren? Könnte nicht eine anziehende, oder eine andere uns unnennbare Kraft dieß Phänomen bewirken e)?

a) In der Preisschrift des Herrn von Justi ist zwar diese Folge bestritten, mit Verschwendung vieler Worte. Aber man lese, und urtheile! Ich habe, heißt es, noch eine richtige Demonstration, wodurch dieser erste und fast einzige Grund der Monaden gänzlich über den Haufen fällt. Sie beweiset gerade das Gegentheil, nemlich folgenden Satz: Wo zusammengesetzte Dinge sind, da müssen nicht einfache seyn. Zusammengesetzte Dinge sind aus

vielen von einander unterschiedenen, und mit einander verknüpften Theilen bestehende Dinge. Derohalben sind sie aus Theilen bestehende Dinge. Was aus Theilen besteht, kann nicht zugleich aus keinen Theilen bestehen — derohalben können die zusammengesetzten Dinge nicht auch aus keinen Theilen bestehen. Was nicht zugleich auch aus keinen Theilen bestehen kann, kann aus keinen Dingen bestehen, die gar keine Theile haben. Die einfachen Dinge sind Dinge, die gar keine Theile haben. Folglich haben sie gar keine Theile. Was nicht aus Dingen bestehen kann, die gar keine Theile haben, kann auch nicht aus einfachen Dingen bestehen. Derohalben können die zusammengesetzten Dinge nicht aus einfachen bestehen. S. §. XXVI. b. der Dissertation, qui a remporté le prix proposé etc. sur le Systeme des Monades, à Berlin, 1748.

b) Der Gegner der Monaden distinguirt hier zwischen theilbar seyn, und eingetheilt seyn. Ich gebe zu, daß diese Begriffe verschieden sind. Aber die Theilbarkeit setzet doch trennbare Substanzen voraus, und eine unendliche Menge derselben, wenn sie unendlich fortgehen soll.

c) S. des Herrn D. Crusius Metaphys. §. 104. §. 107. 110.

d) S. Leibnitzens Nouv. Ess. p. 181. §. 23. Wolf Met. §. 694. Zur Vergleichung dient eine Stelle aus *Cartesii* epist. CV. part. I. die ich einigen zu gefallen hersetzen will: " Sic possumus dicere implicare contradictionem, quod dentur atomi, sive partes materiae extensionem habentes et tamen indivisibiles; quia nempe extensionis nulla idea haberi potest, quin etiam habeatur idea semissis eius et tertiae partis, et proinde quin concipiatur ut divisibilis. — Si quis vero dicat, quod, quanquam possim illas separatim concipere, tamen nescio, annon Deus eas ita univerit — ut sunt prorsus inseparabiles — respondeo — illum tamen posse eas separare, et ita absolute loquendo illas esse separabiles.

e) S. Nouv. Essais I. c.

§. 37.

Weitere Entwickelung des Unterschiedes einfacher und zusammengesetzter Dinge.

Wenn wir das Streitige aus dem Begriffe der einfachen Dinge weglassen: so erhellet doch aus demselben noch mancher nicht ganz unerhebliche Unterschied einfacher und zusammengesetzter Dinge. Nemlich

1) Bey zusammengesetzten Dingen, insofern sie zusammengesetzt sind, können wir uns keine andere Veränderung vorstellen, als solche, die in Bewegungen gegründet sind. Hingegen können wir von einfachen Dingen nicht gedenken, daß Bewegungen in ihnen den Zustand derselben veränderten.

2) Zusammengesetzte Dinge können umkommen durch Trennung ihrer Theile. Einfache Dinge nicht also. Sie sind daher unverweslich.

3) Sie können nicht anders entstehen als auf einmal und aus nichts; und nicht anders als auf einmal und durch Vernichtung umkommen. Die zusammengesetzten Dinge aber können anders entstehen und umkommen.

4) Der Unterschied der zusammengesetzten Dinge unter einander kann von der Verschie-

schiedenheit der Elemente herrühren, oder auch nur von der Art, wie diese unter einander zusammengesetzet sind. Bey einfachen Dingen lässet sich letzterer Unterschied nicht anbringen. Wofern man sich also nicht Grösse und Figur bey ihnen denket; so scheinet kein Unterschied zwischen einfachen und einfachen Dingen Statt zu finden, als der sich auf Fähigkeiten und Kräfte bezieht. Denn was können wir bey dem *subjecto inhaesionis*, dem Vehikul, uns für innere Unterschiede denken, die weder unter den Titel Grösse und Figur, noch Kraft oder Fähigkeit gehörten?

5) Es scheinet aus den Begriffen zu folgen, daß der deutliche Begriff von einer Art der einfachen Substanzen leichter zu erlangen seyn müßte, als von zusammengesetzten. Allein der Innbegriff der Kraft könnte dort so unerschöpflich seyn, daß der Begriff davon schwerer würde, als bey dem zusammengesetzten.

6) Wenn man auch, zufolge der dazu eingerichteten Nominalerklärungen behaupten könnte, daß in einer Substanz, und folglich in jedem einfachen Dinge, nur eine Kraft seyn könne (§. 16.): so sehe ich doch nicht ein, wie man zufolge deutlicher und erwiesener Begriffe darthun kön-

könne, daß nicht mehr als ein Grundtrieb, nur eine Art der innersten Thätigkeit und Reizbarkeit im Wesen der einfachen Dinge Statt finde.

§. 38.

Ob die einfachen Substanzen in einander wirken können oder nicht?

Aber noch eine wichtige Frage ist zurück, ob die Monaden in einander wirken können, oder durch einander in ihrem Innern verändert werden können? Freylich ist kein Mittel vorhanden, wodurch man zu erklären im Stande wäre, wie dieses geschehen könne. Freylich kann eine Monade nicht auf die Weise die andere verändern, wie wir sehen, daß zusammengesetzte Dinge durch einander verändert werden. Und die Accidenzien mögen sich von den Substanzen nicht absondern, und von einer Monade in die andere übergehen a).

Aber wenn wir nicht zugeben wollten, daß die Monaden in einander wirken; wenn wir annehmen wollten, daß alle ihre Veränderungen aus einer innern Quelle herrühren: könnten wir dann noch sagen, daß die zusammengesetzten Substanzen in einander wirken? Sie sind ja nichts anders, als Aggregate der einfachen Substanzen b). Und wenn also die

Din-

Dinge überhaupt nicht in einander wirken, so sind alle die schönen Sätze nichts, die man von dem Zusammenhange der Dinge, von der Verbindung des Ganzen bisher angenommen hat; oder erzählen nur einen Schein, der die Verhältnisse der Dinge ganz anders vorstellet, als sie wirklich sind. Im Grunde wären alle Dinge in der Welt isolirt, und einem jeden würde es gleichgültig seyn, ob das andere vorhanden, oder nicht — Und müßten wir nicht aus eben dem Grunde, warum man die Einwirkung der einfachen Substanzen in einander bezweifeln will, auch zweifeln, ob Gott die Monaden verändern könne? Endlich aber scheint diese Hypothese die Möglichkeit der Vereinigung einfacher Substanzen zu einem Ganzen, dessen Theile unzertrennt bey einander sind, völlig unbegreiflich zu machen.

Wenn also gleich zugegeben werden muß, daß unsere Erfahrung die Einwirkung der Dinge in einander uns überhaupt nur insofern lehret, daß wir vermöge derselben erkennen, daß eines auf das andere, oder bey gewissen Bestimmungen der Kraft in dem andern, erfolget, so nach höchster Wahrscheinlichkeit ausser dem nicht erfolget seyn würde (§. 18.); ob gleich zugegeben werden muß, daß wir die Art und Weise, wie eine Monade in die andere wirket, nicht begreiflich machen können: so kann doch

dar-

daraus noch nicht gefolgert werden, daß solches gar nicht geschehe, und daß alle Veränderungen der einfachen Dinge aus einer innerlichen Quelle entstehen.

a) S. Leibnitzens Lehrsätze von den Monaden (§. 7.) Scheinet es nicht, als wenn Leibnitz seine Hypothese beym §. 24. vergessen hätte? Man lese hingegen auch die Erklärung vom Wirken und Leiden §. 50. Diese ist sehr intellektual.

b) Es möchte dieses zwar nicht zu folgen scheinen. Man möchte sagen, die Erfahrung lehre es, daß die zusammengesetzten Dinge in einander wirken. Wie denn aber? Durch Bewegung. Erfordert aber nicht die Bewegung des einen durch das andere, daß die Kraft des erstern — das heist bey zusammengesetzten Dingen, die Kräfte der Elemente — durch die Kraft des andern bestimmt wird? Also, entweder es bewegen sich die Dinge von sich selbst, und ein jedes würde sich ohne das andere eben also beweget haben, wie nun: oder die einfachen Substanzen können in einander wirken.

§. 39.

Leibnitzische allgemeine vorher bestimmte Harmonie.

Gesetzt aber, daß die Monaden nicht in einander wirken, wozu sind sie denn vorhanden? Und wozu die Harmonie derselben unter einander, wenn eine jede aus innern Gründen zu allem bestimmt ist? Wenn man sich einmal in der Nothwendigkeit findet, diese Fragen gelten zu lassen: so wird man die andern Hypothesen des Leibnitz gewiß nicht für diejenigen halten, die am wenigsten annehmungswür-

würdig wären. Ueberhaupt ist so viel Geist der tiefsinnigsten Speculation und der höhern Metaphysik (§. 2. S. 328.) in ihnen, daß sie zu verdienen scheinen, wenigstens um Betrachtungen darüber anzustellen, dieser Wissenschaft einverleibt zu werden.

Die übrigen Grundsätze des Leibnitzischen Systems der allgemeinen vorher bestimmten Harmonie, die, mit den vorher schon bemerkten, den Grundbegriff hinlänglich bilden können, sind demnach folgende.

1) Alle Monaden sind gewissermassen Arten von Seelen, mit dem Vermögen, Vorstellungen aus sich selbst hervor zu bringen, versehen. Der Grad der Deutlichkeit ihrer Gewahrnehmungen unterscheidet sie von einander. Den niedrigsten Grad davon kann man sich vorstellen vermittelst des Zustandes, in welchem eine menschliche Seele während einer Ohnmacht sich befindet.

2) In Gott liegt der Grund, warum die Monaden nach der Uebereinstimmung ihrer Vorstellungen unter einander in der Welt mit einander verbunden sind. — Gott, der als ein vollkommener Geist Wahrheit und Uebereinstimmung liebet, mußte die Verhältnisse der Wahrheit und Uebereinstimmung den entgegengesetzten vorziehen.

3)

3) Diese Uebereinstimmung machet, daß sich aus dem jedesmaligen Zustande einer Monade, dem, der diesen zu verstehen hinlängliche Verstandeskraft hat, der gegenwärtige und vergangene Zustand der ganzen übrigen Welt offenbaret. Eine jede Monade ist ein lebendiger Spiegel des ganzen grossen Weltgebäudes. Und wie eine einzige Stadt aus verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet vielerley Städte vorstellen kann: also geschieht es, daß, nach der unendlichen Menge der Monaden, unendlich viele Gestalten, gleichsam perspectivische Abrisse der harmonievollen Welt abgebildet werden.

4) Obschon die Monaden, vermöge ihrer Einschränkung, nur einen Theil des Weltgebäudes, dem sie am nächsten sind, klar und deutlich vorstellen: so streben sie doch — denn ihr Wesen ist Thätigkeit — alle nach dem Unendlichen.

5) Auch haben sie ihren Ursprung, den Grund ihres Daseyns, im Unendlichen. Sie werden, so zu sagen, von einem Augenblicke zum andern gebohren, durch die Ausstrahlungen der Gottheit in der Einschränkung des Wesens einer Creatur.

6) Eine Folge der durchgängigen Harmonie ist, daß in der ganzen Welt nirgends etwas als wüste und unordentlich angesehen

hen werden kann, und daß auf jedwede Handlung, nach ihrem Verhältnisse zu dem Gesetze der Vollkommenheit des Ganzen, natürlicher Weise Strafe oder Belohnung folget.

7) Ferner ist alle Zeugung nichts anders als eine **Entwicklung** dessen, was schon da war; und fernere Entwicklung nach dem Gesetze der **Stätigkeit** ist der ganze Lauf der Natur.

8) So verändert insbesondere die thierische Seele ihren Körper nach und nach; aber sie wird nie von aller Materie durchgängig abgesondert seyn. — Es wird immer ein Theil der Materie seyn, in welchem das Weltgebäude für sie, und mit ihrem Innern übereinstimmend klärer abgebildet ist (*).

(*) S. ausser der eigenen schon oft citirten Leibnitzischen Schrift, die Institutions Leibnitiennes ou Précis de la Monadologie, à Lyon 1767. 8. Um zu sehen, was diese Lehre eine Zeitlang für Aufsehen und für Beschäftigung erregt hat, kann man lesen den Entwurf einer Geschichte der Schriften von den Monaden, in Windheims Philos. Biblioth. B. I. St. VI. B. II. St. I. f. Bey einigen kann es ihr itzt auch noch ein Ansehen verschaffen, daß neuere Naturforscher ihre Theorie von dem Ursprunge der Mikroscopischen Thierchen auf dieselbe mit gründen oder doch zu gründen scheinen wollen. S. Nouvelles Recherches sur les étres microscopiques, Disc. prelim. p. 47.

Zweyte Abtheilung.

Metaphysische Körperlehre.

§. 40.

Absicht der metaphysischen Körperlehre.

Wenn wir zusammen rechnen, was denn nun durch unsere Betrachtungen über die einfachen Dinge ausgemacht worden: so möchte es etwa dieß seyn, daß wir die **Grundbeschaffenheiten** der Dinge, die **einfachen Kräfte der Natur**, die **Grundkräfte**, nicht kennen, indem wir bey der Vorstellung, die uns unsere Sinne gewähren, von den Dingen auſſer uns, weit entfernt sind, die Elemente dieser Dinge, die Subjecte der einfachen Kräfte und Beschaffenheiten, einzeln zu erkennen.

Dieser Gedanke führet natürlich auf die Betrachtung der Körper. Und aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, können unsere Begriffe von Körpern und ihren Eigenschaften ein anderes Ansehen bekommen, als sie vielleicht vorher hatten. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet der Metaphysiker die Körper. Wenn der Physiker seine Körperlehre auf lauter Erfahrungen, Beobachtungen und Versuche bauet,

aus

aus den allgemeinsten Erfahrungen die speciellern erklärt, oder diese auf jene reducirt: so untersuchet der Metaphysiker hier weiter, wie weit wir dadurch in die Natur der Dinge eingedrungen sind, und was nur Schein ist. Er versuchet zugleich, vermittelst dessen, was er aus allgemeinen Begriffen weiß, eines und das andere von den Körpern zu erweisen. Der Versuch scheinet der Mühe werth zu seyn; sollte er auch weiter zu nichts nutzen, als daß der Unterschied der physischen und metaphysischen Untersuchungen, die Natur und Einschränkung unserer Erkenntniß von den Körpern, und die gemeinen Begriffe von dem Wesen und den Eigenschaften derselben, dadurch in mehreres Licht gesetzet würden. Aber so weit in die Körperlehre hier sich einzulassen, als bisweilen geschehen ist, scheinet der Absicht der Metaphysik zuwider, und hebt die Grenzen der Wissenschaften auf.

§. 41.

Grundbegriff vom Körper und der Materie.

Den Begriff vom Körper haben wir vermöge der sinnlichen Erkenntniß derjenigen Dinge in der Welt, die diesen Namen führen. Wir dürfen ihn also, wenn wir ihn nicht gar verlieren wollen, im allgemeinen nicht anders bestimmen, als nach dem Gemeinschaftlichen der

uns bekannten Körper. Das Gemeinschaftliche, was diese vermöge des ersten Anblickes alle an sich haben, ist **Materie** und **Form**. Aber was ist die Materie? Ist Materie und ein Aggregat von Substanzen jedweder Art einerley? Oder lässet sich im Grundbegriffe vor der Materie weiter etwas annehmen, als daß sie ein Aggregat von Substanzen?

(*) Was heißt also materiel und immateriel? Soll materiel so viel heissen, als was aus Theilen besteht, sie seyn von welcher Art sie wollen? Soll alles dasjenige materiel heissen, was von der Art derjenigen Substanzen ist, daraus Körper bestehen, wenn es gleich einfach? Oder nur dasjenige, was aus mehrern Substanzen dieser Art besteht?

§. 42.

Die Körper sind Phänomena.

Wir wollen unterdessen fürs erste versuchen, aus diesem ausgemachten Prädicate aller Körper und Materie Folgen zu ziehen, und sehen, wie weit wir damit kommen. Da die Körper zusammengesetzte Dinge sind: so muß von ihnen gelten, was von den zusammengesetzten Dingen (§. 38.) angemerket worden ist.

Und weil ferner die Körper aus einfachen Elementen bestehen, deren Natur zu erkennen wir nicht im Stande sind, so kennen wir also auch die Grundbeschaffenheiten der Körper nicht. Hievon werden wir noch auf andere Weise hinlänglich überzeugt.

1) Aus den Empfindungen, die wir von den Körpern haben, nehmen wir die Beschaffenheiten derselben ab. Aber die Empfindung hängt von der Beschaffenheit der Organe ab. Der Unterschied, den wir hier gewahr werden, wenn unsere Empfindungswerkzeuge nur ein wenig verändert werden, lässet uns nicht anders urtheilen, als daß es nur auf die Einrichtung dieser Empfindungswerkzeuge angekommen wäre, um zu machen, daß, was uns nun süß schmeckt, uns sauer geschmeckt hätte, daß das Rothe schwarz, und das Viereckichte rund, das Grosse klein, das Kleine groß, u. s. w. geschienen hätte. (Logik S. 63. 65.).

2) So wenig wir auch im Stande sind, bis auf die einfachsten Elemente die Körper aufzulösen: so entdecket sich bey einiger Auflösung doch gar bald, daß die Beschaffenheiten, die den zusammengesetzten Dingen zukommen, nicht ihren einfachern Bestandtheilen auch zukommen; daß durch eine Veränderung in der Art, wie die Theile eines Körpers mit einander vereiniget sind, er oft ganz etwas anders wird, als was er vorher war.

Hieraus kann man zwar keineswegs die Folge ziehen, daß die Körper nur blosse Ideen

wären, daß die ganze materielle Welt nur als Vorstellung in den geistischen Wesen exsistire. (Logik §. 62.) Aber daß die Körper Phänomena seyn, zwar ausser unserm Kopfe vorhanden, aber uns nur nach einem sehr vermengten Scheine bekannt, der uns die Grundbeschaffenheiten verbirgt (Phaenomena substantiata), lässet sich wohl behaupten. Und daraus wird auch noch dieses folgen, daß wir sehr unrecht thun, wenn wir die Beschaffenheit dieser Erscheinungen mit Gewalt anwenden wollen auf die Grundbeschaffenheiten der einfachen Dinge; wie diejenigen thun, welche glauben, daß das Phänomen vom Berühren der Körper nicht möglich wäre, wenn die Elemente sich nicht berühren könnten. Und so auch in andern Stücken.

§. 43.

Von der Bewegung.

Die Veränderungen, die sich vermöge des Begriffes mit einem Körper zutragen können, bestehen in Bewegungen (§. 37.). Durch welche Bestimmungen der Elemente aber die uns aus der Erfahrung bekannten Bewegungen der Körper entstehen, können wir wohl nicht erklären, so lange uns die Natur der Elemente unbekannt bleibt. Diese Bewegung der Körper also ist gleichfalls ein Phänomenon. Aber ein Phänomenon von der Art derjeni-

jenigen, die für uns Realität sind, den Grund unserer Erkenntniß ausmachen (Log. §. 63.) und eine eigene unüberwindliche Gewißheit haben (Log. §. 55.). Alles, was wider die Möglichkeit der Bewegung gesagt wird, beruhet auf Suppositionen, die man einzuräumen nicht genöthiget ist, und die derjenige am wenigsten zu achten hat, der die Bewegung für nichts anders ausgiebt, als für ein Phänomenon, dessen Exsistenz zwar gewiß, aber dessen Natur bis auf den Grund zu erklären uns nicht möglich ist. Nach einer solchen Erklärung wäre es wenigstens keine Sophisterey, wenn man, wie Diogenes soll gethan haben, die Bewegung dem Gegner dadurch bewiese, daß man vor seinen Augen hin und her ginge a).

Können wir denn aber wohl, bey einer solchen Beschaffenheit unserer Grundbegriffe vom Körper und von der Bewegung, die Gesetze der Bewegung aus dem einen oder aus dem andern herleiten? Die Sätze, daß kein Körper für sich selbst in Ruhe, oder in Bewegung, oder in eine andere Direction komme? Verschiedene Metaphysiker haben es unternommen. Und auf eine gewisse Weise geht es leicht an. Man lege einen Begriff vom Körper oder der Materie zum Grunde, in welchem dasjenige enthalten ist, was uns die Erfahrung von Körpern überhaupt lehret: so muß sich wohl

eben dasselbe aus diesem Begriffe wieder folgern lassen. Und doch nur mit Voraussetzung des Hauptsatzes vom zureichenden Grunde (§. 23.), als eines Satzes, der nicht selbst erst aus der allgemeinen Uebereinstimmung der Erfahrung zu erweisen ist. — Uebrigens lehret diese Bewegungsgesetze die Erfahrung nicht von allen Arten der Körper unmittelbar. Von dem thierischen Körper erkennet man es zu Folge analogischer Schlüsse b).

a) S. *Bayle* Dict. *Zenon.* rem. k.

b) S. Käſtners Anfangs-Gr. der höh. Mechanik. Kap. II. §. 26.

§. 44.

Von den Grund-Kräften der Körper und der Materie.

Der Körper kann bewegt werden; aber wir fühlen einen Widerstand dabey, wenn wir ihn bewegen; und wir müssen mehr Kraft anwenden, wenn wir mehr Materie, und wenn wir sie in geschwindere Bewegung setzen wollen. Wenn der Körper in Bewegung gesetzt worden ist, verbleibt er darinne; kann auch andere Körper, auf die er stößt, in Bewegung bringen. Was gehören nun für Grundbestimmungen dazu; was für Grundeigenschaften, was für Kräfte kommen deshalb dem Körper und der Materie zu? **Trägheit und Beweglichkeit, oder Kraft der Trägheit** (Vis

iner-

inertiae) a), Kraft der Bewegung (Vis motrix), ist eine Antwort auf die Frage, mit welcher der Physiker sich begnügen kann, der mit den allgemeinsten Erfahrungen seine Erklärungen anfängt oder endiget. Aber was ist diese Kraft der Trägheit, und die Kraft der Bewegung? Kommen sie aller Materie nothwendig zu? Auf was für ursprüngliche Bestimmungen sind sie gegründet? Dieß ist metaphysische Speculation.

Daß die Kraft der Trägheit, der Materie nothwendig zukomme, kann bald bewiesen werden, wenn man die Erklärung zum Grunde legen darf, daß Materie dasjenige sey, was dem Körper Ausdehnung giebt, nebst der widerstehenden Kraft. Oder vielmehr, es ist auf diese Art nicht bewiesen, sondern als ausgemacht angenommen. Aus dem Begriffe einer Substanz schon, und folglich auch aus dem Begriffe der Materie, folget wohl das Vermögen zu widerstehen, wenn von allen Seiten her gedruckt würde, die Undurchdringlichkeit (§. 14). Aber ich gestehe es, daß damit die Kraft der Trägheit noch nicht genug bewiesen ist. Sie sagt mehr als bloße Undurchdringlichkeit. Also wieder ein vergeblicher Versuch, die allgemeinen Eigenschaften anders, als aus der Erfahrung zu beweisen b). Aber beweiset auch nur die Erfahrung wirklich diese Trägheit, dies-

ses Widerstreben gegen die Bewegung, als eine der Materie für sich inhärirende Eigenschaft c)? Kann nicht die Beweglichkeit der Materie so wesentlich seyn, als die Trägheit; und bey verschiedenen Arten von Materie in verschiedenen Graden d)?

Wenn man die erstbemerkte Erklärung von der Materie zum Grunde leget; so kann dann freylich gefolgert werden, daß jeder Körper, um sich in Bewegung zu erhalten, ausser der Kraft der Trägheit, die der Materie ursprünglich zukömmt, noch eine Kraft, eine bewegende Kraft haben müsse; weil es nicht scheinet, daß die Kraft, durch die der Körper der Bewegung widersteht, zugleich diejenige seyn könne, die ihn zur Bewegung bestimmt. Eine Kraft also, die der Materie nicht nothwendig ist, ob sie gleich, wenn sie da ist, in der Materie exsistiren muß.

Aber was für eine Grundbestimmung der Elemente, oder wenigstens der kleinsten körperlichen Theile, muß es denn überhaupt seyn, die den Körper geschickt macht, bewegt zu werden, in Bewegung zu verbleiben, seine Bewegung andern mitzutheilen? Ist es blos eine Fähigkeit, eine fremde bewegende Kraft anzunehmen? Oder eine ruhige Kraft, die durch den Stoß erwecket wird? Oder eine wirksame Kraft, deren Wirkung

kung nur durch eine Hinderniß aufgehalten wurde? Oder müssen denn überhaupt alle Bewegungen der körperlichen Dinge von einerley Grundkräften und Gesetzen abhängig seyn? Dieß sind die Fragen. Aber man sieht aus vielen vorhergehenden Bemerkungen, was der zuverläßigen Beantwortung derselben entgegen steht (§. 14. 42.) e).

a) S. Wolf Metaphys. Th. II. §. 394.

b) Man sehe noch einen andern Versuch in Crusius Metaphys. §. 395. Desgl. Wolf l. c.

c) Zweifel dagegen hat Herr Prof. Kratzenstein gemacht in der Dissert. Amolitio vis inertiae, *Haffn.* 1770. 8. Vergl. Kästners höh. Mech. l. c.

d) Da wir in der Materie keine Bewegung finden, die nicht von äusserlichen Ursachen abhängig wäre, sowohl in Ansehung der Richtung als Geschwindigkeit; eine jede Bewegung aber eine bestimmte Richtung und Geschwindigkeit haben muß: so ist kein Grund vorhanden, eine Materie anzunehmen, der die Bewegung wesentlich seyn sollte. Aber ein anders ist, ob nicht diejenige Kraft, die wegen der Beweglichkeit ihr zukommen muß, eine ursprüngliche und wesentliche Eigenschaft der Materie seyn könne?

e) Man sehe unterdessen Krügers Naturlehre §. 38. 39. Wolf Metaph. §. 624. 25. Wenn es nur auf Hypothesen ankömmt, und wenn man Lust zum Paradoxen hat, so kann man vielleicht gar behaupten, daß ein jeder Körper in der Welt ein Thier, aber ein Thier, dessen träges einförmiges Leben uns unmerklich ist. Der Einfall ist nicht von mir zu erst ersonnen. S. *Leibnitii* epist. ad Wagnerum, Opp. II. 226. *Robinet* de la Nature, Tom. IV

Zweytes Hauptstück.

Pnevmatologie oder Geisterlehre.

Erster Abschnitt.

Von dem geistischen Wesen überhaupt, und den Seelen der Thiere.

§. 45.

Absicht dieser Speculation. Ursprung des transcendenten Begriffes von einem Geiste.

Ob wir gleich nur eine denkende Substanz unmittelbar aus den Empfindungen erkennen, nemlich unsere Seele: so findet sich doch auch bey der gemeinen Erkenntniß schon der allgemeine Begriff von denkenden Substanzen oder Geistern. In der weitläuftigen Bedeutung des letztern sagen beyde Namen einerley; beyde hier nur so viel, als Wesen, die Vorstellungen und Bewußtseyn haben.

Dieser allgemeine Begriff gründet sich auf den natürlichen Schluß, daß andere in ihren äusserlichen Beschaffenheiten und Handlungen

gen

gen uns ähnliche Substanzen ähnliche Kräfte in sich haben müssen (§. 22.). Wir vermuthen daher in andern Menschen solche denkende Substanzen, dergleichen wir uns einer bey uns bewußt sind. Desgleichen vermuthen wir daher, daß die unvernünftigen Thiere eine Empfindung und eine Seele haben, und also keine blosse Maschinen sind. Hiezu kommen die Wirkungen, die wir unsichtbaren, geistischen Ursachen zuzuschreiben genöthiget sind, oder zu seyn glauben (§. 24.). Ueberhaupt ist der gemeine Begriff von einer denkenden Substanz nicht so bestimmt, daß wir nicht einige Bestimmungen, die wir bey den uns bekannten Arten wirklich antreffen, weglassen, und andere als dazu schicklich annehmen könnten. Und dadurch wird der Begriff einer denkenden Substanz eigentlich **transcendent.**

Unterdessen ist es gewiß, daß wir nichts von denkenden Substanzen und ihren Eigenschaften wissen würden, wenn uns nicht durch das Selbstgefühl, und die Reflexion über dasselbe, einiges von der Natur unserer Seele bekannt wäre. Hierinne liegt also der Ursprung aller unserer pnevmatologischen Begriffe, und hieraus schöpfen sie ihr Licht.

Die metaphysische Speculation über die Natur der Geister soll übrigens dazu dienen,

auch

auch in dieser Materie, zu deren Betrachtung wir doch immer von uns selbst oder durch andere verleitet werden, die gemeinen Begriffe zu entwickeln, genau zu bestimmen, zu ordnen, und sie bis an die Grenzen specieller Wissenschaften hinzuführen. Zugleich können einige Fragen, die für die Logik und praktische Philosophie zu spitzig sind, hier vorgenommen werden.

§. 46.

Erster Schritt zur Entwickelung des Begriffes einer denkenden Substanz.

Wir wissen, was **denken** heisse (*), und was Substanz; und also auch, was unter einer denkenden Substanz zu verstehen sey. Unmittelbar liegt in diesem Begriff das Vermögen, sich etwas **vorzustellen**, oder Vorstellung mit Bewußtseyn zu haben. Wenn sich aber nicht gedenken lässet, daß eine Substanz die Vorstellung und Bewußtseyn hat, gleichgültig seyn sollte gegen alles, was sie empfindet, oder was sie sich vorstellet, da nicht alles zusammen stimmen kann mit ihren Grundbestimmungen, mit ihrer Natur und Wesen: so entwickelt sich ferner auch bald aus dem Begriffe der denkenden Substanz, daß sie einen **Willen** haben müsse; das heißt, daß sie von dem, was sie erkennet, oder was sie afficirt, einiges begehren, einiges verabscheuen, oder einiges als **gut** bil-

billigen, erhalten, befördern, anderes als unangenehm, bös, verwerflich, nicht begehren, hindern werde (**).

(*) Eigentlich wissen wir nur, was es bey uns heißt. Es ist zwar ein Begriff, der mehr und weniger zulässet; aber wie viel und wie wenig, können wir nicht sagen. Daher werden wir auch nicht die Grenzen zwischen denkenden und nicht denkenden Substanzen in der Natur genau bestimmen können.

(**) Vergl. *Mallebranche* liv. III. part. I. chap. I. §. 2.

§. 47.

Einfachheit der denkenden Substanz.

Das erste, was aus dem Begriffe einer denkenden Substanz, als eines Subjects der denkenden Kraft, ungezwungen zu folgen scheinet, ist die Einfachheit derselben. Wir wollen jetzt nicht über den Begriff der Einfachheit spitzfindig streiten, und uns einstweilen begnügen, nur so viel zu bestimmen, daß das Subject der denkenden Kraft in der genauesten Bedeutung einer Substanz seyn müsse, sehr unterschieden also von den uns sichtbaren materiellen, zusammengesetzten Dingen. Sehr verschieden sind die Kräfte, die wir in unserer Seele gewahr werden, und überhaupt zum Begriffe der geistischen Substanz annehmen müssen, von den Kräften der Körper a). Aber dieß könnte vielleicht nur beweisen, daß eine andere Art von Materie, eine fernere Organisation das geistische Wesen ausmache, nicht daß es einfach

sey.

sey. So ist auch gewiß, daß alle Veränderungen, die wir bey einer zusammengesetzten Substanz gewahr werden, bloß auf gewisse Bewegungen, Versetzungen der Theile, hinaus laufen — b). Aber vielleicht giebt es Modificationen der Materie, die wir uns nicht vorzustellen wissen? — Wir unterscheiden uns von unserem Körper. — Aber auch von unserer Seele. — Wenn alle diese Argumente auch gewisse erhebliche Betrachtungen über die wesentliche Verschiedenheit der geistischen Substanz von den sichtbaren körperlichen Dingen veranlassen können: so scheinen sie doch keinen evidenten Beweis für die Einfachheit zu enthalten. Hingegen liegt derselbe unwiderleglich in der Einfachheit des Bewußtseyns. Denn, können wir uns die Gewahrnehmung oder das Bewußtseyn wohl gedenken, als etwas, welches, wo es nur einmal vorhanden, dennoch vertheilt und ausgebreitet wäre? Ist es nicht vielmehr etwas ganz einfaches und untheilbares? Also kann es ja auch nicht anders vorhanden seyn, als in einem Subjecte, welches selbst untheilbar, genau eins, einfach ist. Man wende diesen Beweisgrund auf jedwede Art des Denkens an; man erwäge, was für eine genaue Vereinigung des ganzen Gedankensystems das Geschäfte des Denkens überhaupt erfordert: die Vorstellung eines theilbaren, materiellen oder irgend eines zusammengesetzten Dinges, wird

sich

sich nie zur Vorstellung eines Subjects des Gedankens und der denkenden Kraft schicken c).

Gegen die Einfachheit der denkenden Substanz aber scheinen folgende Einwürfe die wichtigsten zu seyn. Wie sollte, sagt man, in einem einfachen Subjecte die Vorstellung von zusammengesetzten Dingen, von Ausdehnung und dergleichen seyn d)? Ferner wendet man ein, man empfände im ganzen Körper, also müsse ja wohl auch das Vermögen zu empfinden im ganzen Körper seyn, folglich auch das Subject. Also anima in toto corpore tota e). Endlich, wenn man gewisse Thiere, z. B. Polypen zerschnitte: so bewiese sich die thätige Kraft des Lebens und der Empfindung in jedem Theile. Folgl. — Selbst auch in abgeschnittenen Theilen des menschlichen Körpers äussere sich noch die Empfindlichkeit, entstünden Bewegungen, dergleichen die Seele sonst hervorbrächte f).

Diese Einwürfe, so fürchterlich sie auch beym ersten Anblicke aussehen mögen, lassen sich dennoch mit guten Gründen beantworten. Wenn denn also auch diese Eigenschaft der denkenden Substanz nicht mit völliger Evidenz dargethan werden könnte, weil die Begriffe hier gar zu leicht im Dunkeln sich verlieren; so müßte doch wohl die Meynung, die sie behauptet, für wahrscheinlicher gehalten werden, als die entgegengesetzte g).

a) S. *Hutcheson* Metaphys. p. 93. *Baxter*, Enquiry into the nature of human Soul. vol. I. Sect. I.

b) S. Phädon S. 229. f. Leibnitz Monadolog. §. 17.

c) Diesen Beweis hat schon, wiewohl unentwickelt, *Plato* Alcib. I. *Aristoteles* de anima l. 3; viel deutlicher aber *Plotinus*, Ennead. IV. lib. VII. Cap. VI. S. auch Mart. Knuzen tract. pec. Reimarus N. R. S. 458. *Hutcheson* p. 93. Essay de Psychologie ch. XXXV. f. Mendelsohn Phädon, 202. 205. der ersten Ausg. *Progr.* de simplici animae natura. Cob. 1765.

d) S. *Aristoteles* de anima l. c. *Search* Tom. III.

e) S. Träume eines Geistersehers, S. 19. Dagegen s. auch *Cartesii* Principia philosoph. part. IV. §. 196. Unzers Physiologie S. 594. *Halleri* Elementa physiol. lib. X. sect. VII. §. 14-16.

f) *Lucret.* III. 634. *Pardies* Discours de la connoissance des bêtes, 3me edit. à la Haye 1690. pag. 46 - 54. Und Reimarus von den Trieben der Thiere, 153. 322. *Crusius* Physik, §. 569. f. Nouvelles Recherches sur les decouvertes microscopiques, 1769. in dem Discours préliminaire und vielen Orten des Werkes selbst. Unzers Physiologie §. 357. 359. 366. *Haller* lib. XI. Sect. II. §. VI. seqq.

g) Weitläuftig handelt diese Materie ab der P. Hubart Hayer in dem Buche la spiritualité et l' immortalité de l' ame, à Paris 1757. 3. tom. in 12. Locke's bekannter Skepticismus in dieser Sache geht doch wirklich zu weit. S. B. IV. ch. III. §. 6. S. auch Anmerkungen und Zweifel über die gewöhnlichen Lehrsätze vom Wesen der menschlichen und thierischen Seele. Riga 1774. und von der andern Seite *Pinto* Précis des arguments contre les Materialistes.

§. 48.

Transcendente Thelematologie. Speculation über das Wesen des Willens. Ob aus einer Grundkraft Vorstellungen und Begierden entspringen?

Denken und Wollen scheinen so unzertrennlich von einander zu seyn, daß wir das Vermögen zu begehren und zu verabscheuen, den Willen, für eine Eigenschaft aller denkenden Substanzen halten müssen (§. 46.). Wie wir aber das Vermögen zu denken nicht wohl ohne Willen annehmen können: so können wir auch den Willen nicht ohne Vorstellungen annehmen. Genau genug sind also Wille und Erkenntnißvermögen mit einander vereiniget. Ob beyde aus einer Grundkraft entspringen, fragen hier die Metaphysiker, und streiten darüber. Der eine Theil glaubt, aus dem Vermögen zu denken liesse sich wohl das Vermögen zu wollen begreifen. Denn letzteres bestünde ja nur in einem Bestreben, eine Vorstellung zu erhalten oder zu stärken, in Empfindung zu verwandeln, oder sie zu schwächen, zu vertilgen: oder, wie andere sagen, in einer Empfindung. Es scheint ihnen auch bedenklich, in einer einfachen Substanz mehrere Grundkräfte anzunehmen. Der andere Theil aber behauptet, daß nothwendig zum Denken und zum Wollen verschiedene Grundkräfte erfordert werden. Der wahre Begriff einer Grundkraft brächte es so mit sich.

Ich, der ich von den Grundkräften zu wenig weiß, gestehe, daß ich die Streitfrage nicht entscheiden kann. Unterdessen kömmt es mir doch gezwungen vor, wenn man alles, was in unserer Seele vorgeht, aus der Denkkraft erklären, oder die Quelle aller ihrer Aeusserungen Denkkraft nennen will. Auch ist es dadurch so eigentlich noch nicht ausgemacht, ob mehrere Fähigkeiten aus einer Grundkraft entspringen, wenn man die Begriffe davon auf einen gemeinschaftlichen Begriff reduciren kann; gleichwie das Gegentheil dadurch, daß man solches nicht kann, auch noch nicht bewiesen ist.

(*) Es kömmt hier auch darauf mit an, was man unter dem Worte Kraft versteht. Man kann nur ein Principium der Thätigkeit in einem Geiste, und also in der Bedeutung nur eine Grundkraft, annehmen, und dennoch ein besonderes Principium zur Erkenntniß und zum Wohlgefallen oder Mißfallen annehmen. S. Log. §. 6.

§. 49.

Mancherley Aeuserungen des Willens. Grund davon.

Nicht nur in der Sittenlehre, sondern in der Geisterlehre überhaupt, ist die Rede öfters von den mancherley Aeusserungen des Willens, den Neigungen und Trieben. Wir müssen daher versuchen, was sich im Allgemeinen hierüber sagen lässet; wie weit die von unserer Seele abstrahirte Thelematologie sich all-

allgemein machen lässet, oder nicht. Aus der Erfahrung also wissen wir, daß der Wille bey uns auf mehr als eine Art sich äussert; bald in dunkeln Begierden, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, in Regungen, die auf keinen bestimmten, wenigstens auf keinen klar vorgestellten Gegenstand zielen; bald in eigentlichen klaren Begierden, in solchen, die auf bestimmte, klar vorgestellte Gegenstände zielen, bald in Affecten, die aus sehr lebhaften, oder gehäuften und daher insgemein verwirrten Vorstellungen entspringen.

Diese Aeusserungen des Willens sind mit den bemerkten Zuständen des Erkenntnißvermögens so genau verknüpfet, daß wir bey denjenigen denkenden Substanzen, bey welchen eben dieser, oder ein ähnlicher Unterschied in den Vorstellungen sich findet, eben diese oder ähnliche Aeusserungen des Begehrungsvermögens mit Wahrscheinlichkeit auch annehmen dürfen, und umgewandt (§. 22.).

Es erfordern aber diese Aeusserungen des Willens nach Veranlassung der Vorstellungen gewisse vorhergehende Bestimmungen, in welchen der Grnnd liegt, warum bey solchen Vorstellungen die Substanz will, oder nicht will, Wohlgefallen oder Mißfallen empfindet, begehrt oder verabscheuet. Eine innere Bestim-

mung zu einer gewissen Art des Wollens, heißt **Neigung**, wenn sie leicht in Affect ausbricht; **Leidenschaft**, die dabey geschäftige Kraft selbst, insofern sie auf eine gewisse Weise zu wirken bestimmet ist, **Trieb** (*). Man unterscheidet nicht ohne Grund abgeleitetere Triebe und Neigungen, von den **Grundtrieben** und **Grundneigungen**. **Grundneigungen** heissen diejenigen Neigungen, die aus der Vorstellung des Gegenstandes unmittelbar entspringen. Die abgeleiteten gründen sich auf das Verhältniß des Gegenstandes zu den Gegenständen der Grundneigungen: nicht eben nothwendig auf das wahre. Daher können Wesen, die einerley Grundneigungen haben, in ihren Begierden und Neigungen, doch gar sehr von einander unterschieden seyn, nach dem Unterschiede der **Vorstellungen** und ihrer Verhältnisse unter einander; hingegen auch bey einerley Vorstellungen sehr verschiedene Neigungen äussern, wegen der Verschiedenheit der Grundtriebe. Dürfen wir es wohl wagen, von den **Grundbestimmungen** des Willens einer jedweden denkenden Substanz zu reden? Wenn wir annehmen dürfen, daß keine Kraft wider sich selbst gerichtet sey, und zum Verderben des Subjects, dem sie wesentlich ist; daß ferner dasjenige, was wider die Natur einer Substanz streitet, ihr nicht könne angenehm seyn, dasjenige aber, was mit ihrer Natur übereinstimmt,

ihr angenehm seyn müsse: so scheinet zu folgen, daß das Bestreben nach eigenem Wohlseyn, oder die Selbstliebe, eine Grundbestimmung einer jedweden denkenden Substanz seyn müsse (**).

(*) Solche Dispositionen können ja da seyn, ehe noch die Vorstellungen, bey denen die Begierde entspringt, die durch jene Dispositionen bestimmt wird, da sind. Eine Anmerkung, die zur Beantwortung eines Einwurfes wider den Lehrsatz der Logik §. 21. dienlich ist.

(**) Omnis natura est conservatrix sui. *Cicero* fin. IV. S.

§. 50.

Denkende Substanzen sind einer Glückseligkeit fähig, und können ein letzter Zweck seyn.

Denkende Substanzen haben ein Bewußtseyn von den Veränderungen, die sich mit ihnen zutragen, von den Bestimmungen, die ihren Zustand ausmachen, und sie sind nicht gleichgültig dabey. Sie sind also einer **Glückseligkeit** und **Unglückseligkeit** fähig. Ihnen kömmt daher eine intransitive **Vollkommenheit** zu. (§. 13.) Und keinem Dinge kömmt solche Vollkommenheit zu, ausser denen Substanzen, die Bewußtseyn von ihrem Zustande haben. Es ergiebt sich aus eben diesen Begriffen, daß nur in den denkenden Substanzen eine letzte **Absicht** gegründet seyn könne. Ihnen endlich kann ein **Leben** zugeschrieben werden, in der eigentlichen, oder wenigstens in der höhern Bedeutung.

§. 51.

Metaphysische Speculation über die Freyheit.

Itzo komme ich auf diejenige Untersuchung, die immerzu die Klippe der Systeme, und der forschenden Vernunft ein Labyrinth gewesen ist, auf die Untersuchung über die Freyheit.

Es wäre vielleicht am besten, wenn man dabey bliebe, seinem Gefühl zu trauen, ohne sich verstehen zu wollen. Aber da nun doch einmal die Schwierigkeiten entdecket sind: so würde damit auch nicht viel gewonnen seyn, daß man sie stillschweigend vorbeyschliche; oder in einen Weg einlenkte, der bald wieder in den vorigen Labyrinth zurückführte.

Das Wort Freyheit ist vieldeutig. In einigen Bedeutungen ist die Realität der Freyheit leicht bewiesen. Die politische, moralische und gemeine psychologische Freyheit (Log. §. 7.) sind in der Metaphysik gar keinem Streite ausgesetzet. Aber die Speculation über die Grundursachen der Handlungen, der Begierden, Vorstellungen, und jedweder Aeusserung der Kraft denkender Substanzen, führet noch auf einen andern Begriff der Freyheit, den man zum Unterschiede den metaphysischen nennen kann; vermöge dessen eine denkende Substanz nur alsdann frey hiesse, wenn

wenn sie ein Vermögen zu wirken hätte, so weder durch die Grundbestimmungen, noch durch den Einfluß äusserlicher Ursachen, dermassen gänzlich bestimmt wäre, daß nicht mehrere Arten zu handeln, bey den von aussen herkommenden Bestimmungen, möglich blieben; und sie sich also durch ihre Selbstthätigkeit zu einer Handlung ursprünglich bestimmte. Oder kurz, Freyheit heißt hier das Vermögen, sich selbst bey seinen Handlungen zu bestimmen a).

Damit ist nichts ausgerichtet, daß man sagt, dieß sey eine falsche, willkührliche, Erklärung von der Freyheit. Denn, wenn man nun auch von dem Worte abgeht; so bleibt doch immer die Frage übrig: Wodurch werden die Veränderungen, Handlungen, Begierden der denkenden Substanz bestimmt? Durch äusserliche Ursachen dergestalt, daß, wenn die Substanz ihre Kraft äussert, sie, wegen dessen, was ausser ihr ist und war, oder wegen ihrer Grundbestimmungen, sich nicht anders als auf diese Weise verhalten konnte; oder durch eine innerliche nicht also zu ihren Aeusserungen völlig determinirende Kraft?

Wenn man nun hier nicht gleich mit dem, Ich weiß nicht, sich behelfen, wenn man in die Untersuchungen eingehen will: so entsteht ein Streit, wobey jedweder Theil, so bald er etwas

was behauptet, schweren Einwürfen seines Gegners ausgesetzt ist. Wir wollen die Gründe beyder Theile vernehmen.

Die das unter dem Namen Freyheit in der metaphysischen Bedeutung begriffene Vermögen der denkenden Substanz nicht zugestehen wollen; berufen sich auf den Satz vom zureichenden Grunde, vermöge dessen keine Veränderung, keine Aeusserung der Kraft, kein Entschluß, ohne zureichende und determinirende oder entscheidende Ursache erfolgen könnte; und darauf, daß ausser dem etwas vom Zufalle abhängen, die göttliche Allmacht eingeschränkt, und die moralische Regierung unmöglich werden würde. Sie behaupten daher, daß, was geschieht, unter den nämlichen Umständen, wenn solche mehrmalen wirklich wären, immer ohne Ausbleiben und Abänderung geschehen würde. Und das heißt, sie mögen es hinzu setzen oder nicht, daß alles nothwendig geschehe, kraft der Grundbestimmung und des Einflusses der nach Zeit und Raum verknüpften Dinge. Einige gründen diese ihre Meynung auch auf die Vorhersehung des Schöpfers, die nicht Statt fände, wenn nicht eine solche Verknüpfung der Begebenheiten wirklich wäre, kraft deren jeder Erfolg durch das vorhergehende und coexsistirende genau bestimmt würde.

Dar-

Darauf antwortet die andere Parthey, daß der Satz vom zureichenden Grunde hier unrecht angebracht sey, ausser der Sphäre und über die Kraft seiner Beweise. b) (S. §. 22. und 23.) und daß man doch wenigstens in Gott eine solche Freyheit annehmen, und also überhaupt für möglich erkennen müsse; daß eine willkürliche Einschränkung seiner Allmacht ihr nicht zum Nachtheil gereiche; daß, da die Kraft der Vorstellungen und Beweggründe bey der Vertheidigung der Freyheit nicht geleugnet werde, die moralische Regierung damit also auch bestehen könne; und daß wir endlich das Wesen des Unendlichen und sein Verhältniß zu den Geschöpfen zu wenig kennten, um die Vorhersehung ihm abzusprechen, wo wir sie nicht begreifen c).

Worauf aber die Vertheidiger der Freyheit in der erhöheten Bedeutung hauptsächlich sich stützen, ist der Gedanke, daß bey der entgegengesetzten Meynung, die Tugend blos Glück würde, wie Schönheit des Körpers, und Laster Unglück, und alles, was geschieht, dem Schöpfer imputiret werden müßte; welches aber einige Gegner auch ohne Bedenken einräumen d).

Ferner berufen sie sich in Ansehung unserer Seele auf das Gefühl, vermöge dessen ein

ein jeder wissen müßte, daß die äusserlichen Dinge, die auf uns wirken, so wenig als die Grundtriebe in uns, unsere Begierden und Handlungen genau bestimmten; daß dadurch unsere innere Wirksamkeit nur gereizt, aber nicht also eingeschränket nnd determinirt würde, daß wir sagen dürften, wir hätten nie anders handeln können, als wir gehandelt haben. Derowegen mache sich der Mensch auch Vorwürfe und erkläre sich für schuldig, wenn er erkenne, daß er unrecht und thöricht gehandelt habe. Sie setzen hinzu, daß, wenn man die Raisonnements aus vagen Begriffen und Grundsätzen dem Gefühle entgegen setzen wollte, alles ungewiß würde; und daß man hier dem Gefühle desto mehr trauen müßte, je weniger wir im Stande wären, alle geistische Dinge und Wirkungen, den Ursprung der Wesen und unserer Erkenntniß, den Zusammenhang der Principien unserer Erkenntniß, Lust, Unlust und Thätigkeit, und was dergleichen mehr ist, nach unseren von körperlichen Dingen hergenommenen Begriffen aufzuklären und zu begreifen e).

Bey einer solchen Beschaffenheit der Gründe und Gegengründe — da die ganze Controvers, theils, bey genauerer Beleuchtung, so wichtig nicht ist, als es anfangs scheinen kann, theils zuletzt auf Untersuchungen beruht,

ruht, die so leicht nicht völlig ausgemacht werden können — scheint es mir am besten, mein Urtheil zurück zu halten; zumal da in Ansehung der Folgerungen immer eine Meynung dem andern Theile bedenklich vorkömmt, und anstößig werden kann.

a) Die Wolfische Erklärung von der Freyheit stimmt, wie mich dünket, hiermit vollkommen überein. Man sehe dessen Metaph. §. 519. und II. Th. §. 105. Ob sie mit den übrigen Lehren seines Systems bestehen könne, oder in diesem System wirklich das bedeute, was sie zu bedeuten scheinen kann, ist eine andere Frage.

b) Die Systeme, die die Freyheit behaupten, unterscheiden sich hiebey also von einander, daß nach einigen der Mensch ein Vermögen hat, auch ohne allen Bewegungsgrund und wider die vorhandenen Beweggründe etwas zu wollen, (Libertas indifferentiae, perfecti aequilibrii); nach andern zwar keine Regung, Begierde, Entschliessung, ohne eine Vorstellung erfolgt, in welcher der Grund davon lieget, doch aber kein genau bestimmender, die innere Thätigkeit aufhebender, sondern nur ein anreizender, erweckender Grund, kurz, ein solcher, bey dem man nicht an Gewichter und Billardkugeln denken darf. S. *Crusius* Metaph. §. 449. f.

c) Einige Vertheidiger der Freyheit gestehen die Unmöglichkeit der Vorhersehung ein.

d) Was man auch von dieser metaphysischen Freyheit denket: so bleibt doch so viel gewiß, daß Strafen zur Beförderung des Guten nützlich und nothwendig, und folglich gerecht seyn können; und also muß sich auch bey dem System des Fatalisten das Laster fürchten, nicht nur vor den natürlichen, sondern auch vor den eigentlichen positiven Strafen. Dieses ist von vielen Gegnern übersehen worden. Auch ist es kein System, das nothwendig in Verzweiflung stürzet, weil ja jedweder thun kann, was er will. Diese Freyheit wird nicht bestritten. Was braucht er zu untersuchen, wie sein

Wille

Wille gegründet ward! Die neuern Vertheidiger der Nothwendigkeit, Basedow in der Philalethie, Search im Lichte der Natur, und Hartley in seinen Betrachtungen über den Menschen, haben diese Sätze gründlich ausgeführt.

c) Zwo zur Kenntniß des Streites und der streitenden Partheyen brauchbare Schriften sind auch Wagners Versuch einer gründlichen Untersuchung, welches der wahre Begriff von der Freyheit des Willens sey, Berlin 1730. 8. und Homes Versuche, in der Uebersetzung und mit den Anmerkungen des Herrn Past. Rautenbergs, Braunschw. 1768. Th. I. Vers. III. Daß die Alten schon weit in diese Materie eingedrungen waren, kann man unter audern aus des *Cicero* Fragment de Fato sehen.

§. 52.

Von möglichen Unterschieden der denkenden Substanzen.

Nach der bisherigen Entwicklung des Begriffes vom Wesen der denkenden Substanzen, können wir uns wohl auch auf die Untersuchung des möglichen Unterschiedes bey demselben einlassen; eine Untersuchung, die sowohl dazu dienen kann, daß man seine Begriffe vom Möglichen doch nicht so völlig auf den Umfang der gegenwärtigen Erfahrungen einschränket, als auch zur leichtern Beurtheilung derjenigen, die mit allzu grosser Zuversichtlichkeit von den unsichtbaren Dingen weissagen.

Daß mehrere Arten lebendiger Wesen, denkender Substanzen, in der Welt vorhanden sind, als diejenigen, die wir einiger massen

sen

sen aus der Erfahrung kennen, ist höchst wahrscheinlich a).

Und mögliche Unterschiede bey denselben können wir uns um so viel leichter gedenken, da wir theils so vielerley Unterschiede bey den Menschen wirklich antreffen, theils durch analogische Schlüsse unsere Vorstellungen noch weiter treiben können.

So ist leicht zu begreifen, wie in Ansehung des Verstandes, mannigfaltige Stufen der Vollkommenheit Statt finden können, sowohl was den Umfang der Erkenntniß, und die Art der Gegenstände, als auch die Klarheit und Vollständigkeit der Vorstellungen und die Geschwindigkeit der Ideenfolge und der Einsicht anbetrift. Welche Grade der Vollkommenheit lassen sich nicht beym Gedächtnisse gedenken; wenn man auf der einen Seite einen völligen Mangel der Erinnerung oder Erkennung der wiederkommenden Ideen, und auf der andern Seite Sicherheit vor allem Vergessen annimt. Und welche Unterschiede hängen nicht allein von der Beschaffenheit der Sprache ab? — b).

In Ansehung des Willens beruhen wichtige Unterschiede auf der grössern oder geringern Empfindlichkeit überhaupt, oder in

Be-

Beziehung auf die verschiedenen Arten von Gegenständen und ihre Vorstellung; auf der mehrern oder mindern Festigkeit und Beständigkeit der Neigungen. Dazu setze man noch die mehrere oder mindere Thätigkeit nach dem Grade der Geschwindigkeit bey der Folge der Gewahrnehmungen und der Reizbarkeit der innersten Kraft; und die grössere oder geringere Abhängigkeit von den äusserlichen Dingen c). Und aus diesen Bemerkungen ergeben sich von selbsten weitere Folgen, die Art und den Grad der Glückseligkeit betreffend.

a) S. *Locke* B. III. ch. VI. §. 12. Wer hiebey die Geschichten von Erscheinungen zu Hülfe nehmen will, wird viel gutes und schlechtes beysammen finden in des *A. Lenglet du Fresnoy* Recueil des dissert. anciennes et nouvelles sur les apparitions, les visions et les songes. á Avignon, 1752. 2. tom. 8.

b) S. *Mallebranche* liv. III. sec. part. chap. I. §. I. p. m. 49. seq.

c) S. *Mallebranche* liv. I. ch. V. §. I.

§. 53.

Ob alle Geister einen Körper haben müssen?

Ein grosser und mannigfaltiger Unterschied der denkenden Substanzen ergiebt sich auch noch aus der Erwägung der gedenkbaren Verschiedenheiten ihrer Körper. Müssen denn alle Körper verweslich seyn? Müssen sie alle so schwer, so träge seyn, wie unser irdischer Körper?

per? Von so grober Materie, daß sie nur durch grosse Zwischenräume durchkommen können?

Aber müssen denn endlich alle denkende Substanzen, wenigstens alle endliche Geister einen Körper an sich haben? Können sie nicht unmittelbarer mit der übrigen Welt in Verbindung stehen; nicht ohne ihn Vorstellungen haben und wirksam sich beweisen? (*)

(*) S. *Leibnitz* Nouv. Ess. p. 171. *Schubert* Metaphys. p. 784. seq. *Crusii* Metaphys. §. 372.

§. 54.

Von den Ursachen der Harmonie zwischen Seele und Leib.

Wenn die Veränderungen einer Seele und ihres Körpers dermassen mit einander übereinstimmen, daß die Seele gewisse Empfindungen und Vorstellungen hat, nur wenn gewisse Veränderungen im Körper sich eräugnen, und hingegen in diesem gewisse Bewegungen erfolgen, nur bey gewissen Empfindungen und Begierden der Seele und sonst nicht (Log. §. 5.): was mag die Ursache einer solchen Harmonie seyn, wie kann dieses geschehen?

Ueberhaupt die Sache zu betrachten, scheint es, daß solches auf dreyerley Weise geschehen könne. Entweder also, daß die Veränderungen der Seele und des Körpers beyde blos aus

innerlichen Kräften herkämen, und demnach auf gleiche Weise würden haben erfolgen können, wenn jeder Theil nur allein vorhanden gewesen wäre. Dieß ist die Hypothese der vorher bestimmten Harmonie (Hypothesis s. Systema Harmoniæ præstabilitæ). Oder daß durch ein drittes Wesen jedwede Veränderungen der Seele und des Leibes immer dergestalten veranstaltet würden, daß sie harmonirten; daß also die Seele weder aus sich selbst, noch Kraft des Körpers, ihre Vorstellungen, wenigstens nicht alle, hätte; und der Körper weder für sich selbst sich bewegte, noch durch die Seele bewegt würde. Dieses ist die Hypothese der gelegenheitlichen Ursachen (Hyp. causarum occasionalium). Oder daß Seele und Leib in einander wirketen? daß die Vorstellungen in der Seele entstünden, zufolge der Veränderungen in dem Körper, ohne welche sie nicht würden entstehen haben können, und gewisse Bewegungen im Körper, zufolge der Veränderungen in der Seele, ohne welche sie gleichfalls nicht hätten erfolgen können. Dieß heißt die Hypothese der wahren Caussalität oder des physischen Einflusses (Hypoth. Influxus physici, realis caussalitatis).

Diese letztere Meynung, die alsbald die natürlichste zu seyn scheinet, ist die älteste. Aber theils gewisse weitere Bestimmungen der-

selben, theils gewisse Grundsätze von der Bewegung, hauptsächlich aber die Unmöglichkeit, zu begreifen, wie aus dem, was im Körper bekanntlich vorgeht, eine Vorstellung in der Seele, und aus den geistischen Veränderungen Bewegungen im Körper entstehen, endlich auch wohl einige religieuse Betrachtungen, haben bey neuern Philosophen Zweifel gegen die alte Meynung erregt, und nach und nach die andern Hypothesen erzeugt (*).

Es haben auch diese Hypothesen ausser dem, daß ihre Gründe bey genauerer Untersuchung weder alle richtig, noch zum Beweise hinlänglich befunden worden sind, auch ihre eigenen Schwierigkeiten und Einwürfe wider sich.

Wider die Hypothese der Assistenz wird eingewendet,

1) daß sie den Knoten nicht auflöse, sondern zerschneide, wenn sie nemlich bey allem Gott zur unmittelbaren Ursache annimt. Andere drucken dieß also aus, daß sie beständige Wunderwerke annehme.

2) daß sie leicht zur Schwärmerey verführen könne, insofern dabey angenommen wird, daß unsere Vorstellungen alle unmittelbar von Gott herkämen.

3) daß Gott, wo nicht zur Ursache, doch wenigstens, auf eine unanständige Weise, zum Beystand und Vollzieher bey den

schandbaren Handlungen der Menschen gemacht würde.

4) daß die Körper dabey völlig überflüßig.

Wider die Hypothese der vorher bestimmten Harmonie, zu welcher der Uebergang durch die Hypothese der Carresianer ziemlich gebahnet war, scheinen folgende Betrachtungen zu streiten.

1) Daß die Folge der Vorstellungen, so wie sie oft in unserer Seele auf einander folgen, blos aus einer innerlichen Quelle entstehe, eine aus der andern, unabhängig von dem, was im Körper vorgeht, ist ganz unbegreiflich.

2) Gleicher Weise ist der dabey anzunehmende harmonische Mechanismus des Körpers, zwar nicht schlechthin unmöglich zu nennen, aber doch gewiß so sonderbar, daß er die Hypothese nicht empfehlen kann.

3) Und wie ist die Stärke der Empfindungen, und deren Unterschied von blossen Vorstellungen abwesender Gegenstände zu erklären? Und woher, und wozu, die schmerzhaften Empfindungen der Seele?

4) Führen nicht die Gründe, auf welche diese Hypothese sich stützet, dahin, daß man überhaupt die caussale Verknüpfung der Dinge leugnen muß, wenn man ihnen

nen nachgeben will? (§. 38.) Führen sie nicht auf den Idealismus? (Log. §. 61.) Wären nicht die Körper und körperlichen Bewegungen wenigstens für die Seele ganz vergebens, wenn sie keinen Einfluß auf den Zustand der Seele haben?

5) Wenn man endlich bey dieser Hypothese annimt, daß alle Veränderungen der Seele in der innerlichen Quelle, aus der sie entspringen sollen, genau vorher bestimmt waren: so ist damit für die Behauptung der metaphysischen Freyheit nichts gewonnen; wofern man nicht eine gewisse ursprüngliche Unabhängigkeit der Wesen zugleich behauptete.

Man kann auf diese Einwürfe zwar verschiedenes, und einiges, so Grund hat, antworten c). Aber schwerlich ihnen hinlängliche Genüge thun. Wenn also gleich bey der Hypothese der **wahren Caussalität** einiges unerklärt bleibt c): so ist sie doch den Grundsätzen aller unserer Erkenntniß gemässer, als die andern. Und gewissermassen beweiset sie die Erfahrung (§. 18.) d).

a) S. *Mallebranche* de la Recherche de la verité, liv. III. second. part. chap. 2-6. liv. IV. seconde part. chap. 3. desgl. Les Eclairciss. X. XIV. *Bilfinger* de harmonia praestab. edit. 3tia, Tubing. 1741. *Hollmann* Pnevmatolog. §. LXXX. sequ.

b) S. *Boehm.* Metaph. Psych. rat. Sect. II.

c) Einige wagen hiebey noch genauere Erklärungen.

S. Böhm. S. 418. f. Crusius Metaph. §. 463. Thelematol. §. 22. 23. *Bonnet* essay analyt. chap. V. Vergl. Ch. M. *Burchardi* Meditationes de anima humana, Rostoch. 1726. Cap. I.

d) Einen Versuch einer neuen Hyothese, die aber im Grunde nichts neues hat, findet man in dem Essay d'un systeme nouveau concernant la nature des êtres spirituels, fondé en partie sur les principes de Locke. Neufchatel 1744. 4 tom. 8. Mit der gegenwärtigen Untersuchung ist die Frage von dem Sitze der Seele genau verknüpfet. S. *Cartes*, de pass. animae, part. I. art. XXX. seq. S. *Mallebranche* liv. II. ch. I. §. 2. *Hollmann* Pnevmatol. §. LXXIII. seq. Wolf von dem Gebrauch der Theile im Menschen ꝛc. §. 147. *Bonnet* ch. p. V. Träume eines Geisterfehers ꝛc. S. 19. f.

§. 55.

Von dem Ursprunge und Untergange der denkenden Substanzen.

Wenn denkende Substanzen einfache Substanzen sind: so können sie nicht anders entstehen, als durch Schöpfung aus nichts a).

Aber wenn dieß ihr Ursprung ist; so fragt es sich weiter, ob sie allemal erst erschaffen werden, wann das Thier entsteht, oder ob sie vorher schon vorhanden waren? Und wo hielten sie sich dann auf? Und was war ihr Geschäfte, bevor sie zu einem gewissen Leben gekommen sind? b)

Wenn denkende Substanzen einfache Substanzen sind: so können sie nicht anders um=

umkommen, als durch Vernichtung. Umkommen? aber können sie nicht fortdauern, und ihre Denkkraft verlieren? Kann nicht die Aeusserung dieser Kraft an gewisse Bedingungen, oder gewisse andere Dinge, verknüpfet seyn, dergestalt, daß sie aufhöret, wenn diese Verknüpfung wegfällt? c).

Können endlich nicht alle denkende Substanzen stufenweise zu grössern Vollkommenheiten gelangen? Kann dieß etwa dadurch geschehen, daß sie nach und nach in vortheilhaftere Situationen, in feiner organisirte Körper kommen? In Körper, die in die gröbern schon eingehüllet waren, oder in neue, die sie vorher nicht an sich trugen? d)

a) Eine andere Meynung vertheidiget noch Bertram in der bescheidenen Prüfung der Meynung von der Präexistenz menschlicher Seelen, Bremen 1741. 8. S. 129.. 138. ff.

b) S. Engelkens geläuterte Vernunftgründe von der Wirklichkeit und Wesen der Geister, Leipz. 1744. 8. S. 110. ff. Crusius Metaph. §. 464. *Boehm* Metaphys. §. 653.

c) S. Crusius l. c.

b) S. G. F. Meiers Versuch eines neuen Lehrgebäudes von den Seelen der Thiere, Zweyte Aufl. Halle 1720. von S. 112 - 119. *Leibnitz* Nouv. Ess. 192. 198.

§. 56.

Von den Seelen der unvernünftigen Thiere.

Nun scheinet es Zeit zu seyn, unsere metaphysische Geisterlehre zu beschliessen. Denn

in die bestimmten Lehren, die in andern Wissenschaften ihren eigentlichen Sitz haben, wollen wir nicht übergehen.

Noch ein Artikel ist übrig, dem in der Metaphysik eine Stelle verstattet werden kann, der von den Seelen der Thiere. Dieß ist freylich eine noch sehr unbestimmte Aufschrift. Und wenn man erwägt, wie die Classen der Dinge unvermerkt auf- und absteigen, und sich in einander verlieren: so scheint in der That die Frage von den Seelen der unvernünftigen Thiere, wie sie gewöhnlich heissen, allzu unbestimmt. Doch so weit wir sie hier zu erörtern gedenken, mag sie es immer seyn.

Wenn man die Thiere für blosse Maschinen halten, keine Seelen in ihnen annehmen wollte: so müßte man einen Grundsatz aufgeben, dem man doch immerzu folget (§. 22. und §. 24.); und die sonderbarsten Meynungen oder Zweifel würden sich alsdann rechtfertigen lassen. Die Thiere haben Organe wie wir; sollten sie ihnen nicht auch zu dem Zwecke gegeben seyn, zu dem sie uns gegeben sind? Sie verhalten sich, wie wir uns verhalten, wenn gewisse Vorstellungen und Begierden in uns sind. Sollten denn nicht auch solche Vorstellungen und Begierden in ihnen seyn? Und wozu nützten so viele Thiere, wozu wären

sie

sie vorhanden, wenn sie blosse Maschinen, nicht auch letzte Zwecke wären? (§. 50.) a)

Das, was wir an ihnen täglich gewahr werden, lässet uns demnach nicht anders vermuthen, als daß sie nicht nur gegenwärtige Dinge empfinden, sondern auch Einbildungskraft, und eine Art von Gedächtniß, obgleich vielleicht ohne Erinnerung (Log. §. 52.) haben. Daß sie Lust und Unlust empfinden, ist eben also offenbar. Und bey einigen äussern sich klar genug die Merkmale von Affecten, Neigungen, und Leidenschaften. Ein gewisses Vermögen zu unterscheiden, und eine gewisse Aufmerksamkeit kann einigen unter ihnen gleichfalls nicht abgesprochen werden.

Aber was fehlt denn also noch den Thieren, daß sie nicht eben solche Seelen haben, wie die Menschen? Haben sie nicht auch Vernunft? b) Beweiset sich diese nicht in ihren kunstmäßigen oder kunstähnlichen Verrichtungen? Wunderbar sind diese Verrichtungen der Thiere, das ist gewiß. Aber zu wunderbar, als daß man glauben könnte, daß die Thiere dabey nach Vernunft, d. h. nach deutlicher Erkenntniß dessen, was sie thun, warum sie es thun, handelten; die Thiere, die eine solche Vernunft, als dazu erfor-

dert würde, doch in ihrem übrigen Verhalten nicht blicken lassen. Wenn man insbesoudere erwäget die Einförmigkeit bey diesen kunstmäßigen Handlungen der Thiere, da alle Individuen einer Art so genau das nemliche, und ihr ganzes Leben durch auf einerley Weise, auch nicht selten ohne Zweck vornehmen; und die Vollkommenheit, mit welcher die jüngsten Thierchen ihr Geschäfte verrichten, gleich den geübtesten: kann man wohl annehmen, daß diese kunstmäßigen Handlungen von vernünftiger Einsicht und Wahl herrühren? Wenn diese Thiere eine solche Vernunft hätten, warum thäten sie nichts weiter, warum nichts neues, warum alles so einförmig? Da wir selbst so manches ohne Ueberlegung und klares Bewußtseyn, dennoch zweckmäßig verrichten, zufolge gewisser angebohrner Dispositionen oder erworbener Fertigkeiten, d. h. nach und nach hervorgebrachter Dispositionen in den innersten Kräften und Organen; so lässet sich vermuthen, daß die Kunsttriebe der Thiere von solchen anerschaffenen Dispositionen der Seele und der innersten Organisation, einem angemessenen Empfindungsvermögen und sinnlichen Nachahmungstriebe, wohl eher herkommen, als von Vernunft c).

Bemerket man aber nicht bey einigen Thieren auch einzelne Handlungen, die Anschlä-

schläge, List, und alles, was man zur Ueberlegung rechnen kann, offenbar beweisen? Es scheint. Aber es lässet sich doch auch dieses, so wie ihre Gelehrigkeit unter den Händen der Menschen, aus geringern Erkenntnißfähigkeiten, aus dem, was vermöge der Verknüpfung sinnlicher Ideen geschehen kann, gutten Theils begreifen. Vieles kann auch von den schärfern Sinnen, und der, bey ihrem engern Erkenntnißcraise, weniger getheilten Aufmerksamkeit der Thiere herkommen. Und wenn wir auch nicht alle Handlungen der Thiere auf diese Weise völlig erklären können; wenn wir auch annehmen müssen, daß in einigen Thieren sich Kräfte und Bestimmungen befinden, von denen wir uns keinen rechten Begriff zu machen wissen: so bleibt doch wenigstens der Schluß auf Vernunft immer ungegründet. Wenn man insbesondere noch bedenket, daß diese Thiere das Mittel, von welchem der Gebrauch der menschlichen Vernunft abhänget, die Zeichenerkenntniß, die künstliche Sprache, nicht haben: kann man wohl glauben, daß sie eine solche deutliche Erkenntniß, einen solchen Verstand und Vernunft besitzen sollten? Unterdessen kann man ihnen eine Art von Sprache, und etwas Aehnliches von Vernunft und Reflexion, deswegen nicht so schlechterdings absprechen (Log. §. 15.).

Aber

Aber so könnte doch wohl der Unterschied der Menschen und der unvernünftigen Thiere blos in dem Körper oder andern äußerlichen Ursachen liegen? e) — Auch dieß folgt noch nicht. Vielmehr, da einige Thiere das körperliche Organ zum articuliren haben, und doch nicht mit Verstand reden lernen; f) da sie in ihren erworbenen Geschicklichkeiten noch immer, mit den Menschen verglichen, weit zurück sind; so ist wohl wahrscheinlicher, daß es ihnen in den Grundfähigkeiten der Seele fehlen müsse; daß die unvernünftigen Thiere in den Seelen, wie in dem Körper, von uns unterschieden seyn, welches auch mit der göttlichen Weisheit und dem sonst gegründeten Gesetze der Uebereinstimmung besser zu bestehen scheint; wenn gleich behauptet werden könnte, daß die Thierseelen in vollkommnern Körpern zu einer vollkommenern Erkenntniß gelangen können, und vielleicht dereinst wirklich gelangen g). Wenigstens kann ihre Immaterialität nicht geleugnet werden h) i).

a) S. *Bayle* Art. *Pereira*. *Cartesius* de pass. part. I. art. L. Epist. part. I. epist. CV. *Mallebranche* liv. III. part. II. chap. 6. *Buffon* H. N. tome II. A. *Joannet* in dem Buche Les bêtes mieux connues, à Paris 1770.

b) S. von den Vertheidigern dieser Meynung *Bayle* art. *Rorarius*, not. d.; und dieses *Rorarii* tract. Quod animalia bruta saepe ratione melius homine utantur, Helmst. 1728.

c) S. Reimarus, in den Betrachtungen über die Thiere, dritte Aufl. 1773. und *Bouiller* in dem Essai philosoph. sur l'ame des bêtes.

b) S. Böhms Metaph. S. 480. Basedows Elementarb. Th. I. S. 156. ff. der deutsche Merkur Th. I.

c) S. *Bayle* art. Rorarius, not. e. *Helvetius* de l' Esprit, tom. I. p. 11. sq. *Dissert.* Homo natura non ferus, *Erlang.* 1765. *Moscati* Abhandlung von dem Unterschiede zwischen der Structur der Thiere und des Menschen, S. 8. ff.

f) S. doch *Locke* B. II. ch. XXVII. §. 8.

g) S. G. F. Meiers Versuch eines neuen Lehrgebäudes von den Seelen der Thiere.

h) S. doch *Pardies* Discours de la connoissance des bêtes. 1690.

i) S. Histoire critique de l'ame des bêtes, p. Mr. *Guer.* Amst. 1749. 8.

Zweyter Abschnitt.

Von dem vollkommensten Geiste, und den endlichen Substanzen.

§. 57.

Absicht dieses Lehrstückes der Metaphysik.

Durch Abstrahiren und Zusetzen bilden wir uns Begriffe, deren Gegenstände nicht unter den Dingen vorkommen, die wir sinnlich erkennen. So steigt der menschliche Verstand von den Begriffen endlicher, eingeschränkter, Vollkommenheiten auf, und denket sich Vollkommenheiten, die alles übertreffen, was er um

sich

sich siehet, steiget auf bis zum Begriffe vom Unendlichen. Daß wir dieses thun können, braucht keines Beweises, weil wir es wirklich thun. Wie unser Begriff vom Unendlichen aber beschaffen, und zu was er tauge, dieß wird die Untersuchung lehren.

Hier will ich nun in diejenigen Speculationen über das Wesen der Gottheit, die man gewöhnlich auf die Unendlichkeit derselben gründet, eingehen, um meine natürliche Theologie von allem, was ihr ein allzu metaphysisches Ansehen geben möchte, zu entledigen.

§. 58.

Genauere Bestimmung des metaphysischen Begriffes vom Unendlichen.

Wenn gleich **Unendlich** öfters nur so viel heisset, als dessen Ende oder Grenzen, dessen Grösse **wir** nicht bestimmen können, oder auch nur nicht bestimmen wollen: so sieht man doch, daß dieß nicht die genaueste Bedeutung des Wortes ist; und die **Metaphysiker** thun also wenigstens der etymologischen Bedeutung des Wortes keine Gewalt an, wenn sie nur das unendlich nennen, was kein Ende, keine Grenzen hat. Nach diesem Begriffe also ist das Unendliche unermeßlich, keines Zuwachses, keiner Vermehrung fähig, kann nicht grösser wer-

werden, als es ist. Nach eben diesem Begriffe also läßt sich nicht behaupten, daß etwas unendlich, und doch kleiner, als ein anders Ding seiner Art.

Hieraus ergiebt sich nun, daß die Unendlichkeit gewissen Dingen, denen sie oftmals zugeschrieben wird, nicht in dieser genauen Bedeutung beygelegt werden könne, sondern daß andere Begriffe dabey zu Grunde liegen müssen. Also

1) wenn eine wirklich vorhandene Menge unterschiedener Einheiten, reeller Theile, unendlich genennt wird; so kann dieß nicht die metaphysische Unendlichkeit seyn. Denn es folgten Widersprüche daraus. Wenn ein Theil weggenommen würde, und das übrige sollte doch noch unendlich seyn: so würde folgen, daß ein Unendliches grösser seyn könnte, als das andere. Sollte es aber nicht mehr unendlich seyn: so müßten zween endliche Theile etwas Unendliches machen können. Eben also, wenn man erwäget, daß nicht nur die Zahl der simpeln Einheiten, sondern auch die Zahl jedweder zusammengesetzten Einheiten, oder Theile, unendlich seyn müßte in einem Ganzen von unendlicher Ausdehnung oder Theilbarkeit. Also kann man eine wirklich vorhandene Aus-

deh-

dehnungs: Grösse oder Zahl nicht eigentlich unendlich nennen (*).

2) Wenn man von der Unendlichkeit eines Dinges spricht, das nach und nach sein Daseyn erhält, noch nicht gänzlich vorhanden, noch im Werden ist: so heißt dieß nichts anders, als daß dieß Ding immer werde fortgesetzet und nicht geendiget werden. Ein solches Ding also, so weit es wirklich ist, ist es endlich, und sofern es unendlich ist, wird es nie vorhanden seyn.

3) Wer über die Unendlichkeit desjenigen, was ausser der Vorstellung nichts positives, oder, wenn man lieber will, nichts substanzielles ist, z. E. Raum und Ziel, ohne Dinge die ausser einander sind, oder auf einander folgen, nachdenken und streiten will: mag es thun. Es wird unterdessen doch der Satz wahr bleiben, daß das Nichts keine positiven Eigenschaften habe? (Non entis nulla sunt praedicata positiva).

(*) Es möchte manchem scheinen, daß hier die Mathematiker und Metaphysiker mit einander im Streite wären; weil erstere nicht nur überhaupt vom Unendlichgrossen und Unendlichkleinen, und der Theilbarkeit ins Unendliche, vieles reden; sondern so gar lehren, daß ein Unendliches gröfser als das andere, daß etwas mehr als unendlich, seyn könne. Allein der Streit ist nur scheinbar. S. Wolf Metaph. II. Th. §. 38. Käſtnrrs Analysis des Unendlichen, in den ersten §§ sonderlich §. 4. Ingleichen Hollmanns Metaph. §. 216-218.

Wenn

Wenn man endlich auch einräumen wollte, daß das Unendliche bey Zahlen oder Ausdehnung nur unbegreiflich, nicht in unsern Verstand passend, keineswegs aber als absurd erwiesen wäre: so scheint doch dieses schon hinlänglich, um nicht, wo sie nicht besonders erwiesen werden können, auf die Realität dieser Begriffe zu bauen (§. 5.).

§. 59.

Grundbegriff von dem unendlichen Wesen, nebst den ersten Folgerungen aus diesem Begriffe.

Wenn das Prädicat unendlich mit dem Begriffe eines Wesens, oder einer Substanz, verknüpft wird: so bezieht sich solches auf die Kräfte und Vollkommenheiten. **Unendliche Substanz** heißt so viel, als **vollkommenste Substanz**; eine Substanz, der alle nur beysammen mögliche Vollkommenheiten wesentlich zukommen, und die von aller Unvollkommenheit frey ist (*). Endliche Substanzen aber werden diejenigen genennt, deren Kräfte und Vollkommenheiten auf irgend eine Weise eingeschränket sind. Es folget aus diesem Begriffe,

1) daß diejenigen Eigenschaften, die zur Bildung des Begriffes von der V. S. gebraucht werden sollten, a) überhaupt möglich d) beysammen möglich c) und wahre, reine Vollkommenheiten seyn müssen.

2) Was mit Einschränkung und Unvollkommenheit endliche Substanzen Gutes

an sich haben, befindet sich bey der unendlichen Substanz, so fern es ohne Unvollkommenheit seyn kann.

3) Alle wahre Vollkommenheiten kommen der U. S. vermöge des Begriffes zu, sind ihr also wesentlich. Nie also kann ein Mangel einer solchen Vollkommenheit bey ihr Statt finden. Er widerspricht ihrem Wesen. Die U. S. ist also immer gleich vollkommen, bekömmt nie eine neue Realität, ist absolut und innerlich unveränderlich in Ansehung ihrer Kraft und Vollkommenheit. Hingegen sind endliche Substanzen innerlich veränderlich, oder einer Veränderung fähig, in Rücksicht auf ihre Endlichkeit.

4) Die Exsistenz ist eine Vollkommenheit, zumal bey dem vollkommensten Wesen. Und ohne die Exsistenz sind ja alle Vollkommenheiten noch nicht reell. Zu dem Begriffe und dem Wesen der U. S. gehöret also auch die Exsistenz. Sie kann nicht anders als exsistirend gedacht werden. Folget daraus, daß sie wirklich exsistire? (**)

5) So viel folget wenigstens, daß, wenn sie einmal exsistiret, sie jederzeit muß exsistirt haben, und ohne Ende bleiben wird. Mit ihrer Exsistenz ist ihre Ewigkeit und Unsterblichkeit zugleich bewiesen.

6) Die U. S. kann nicht als hervorgebracht gedacht werden; sie ist also von sich (Ens a se) und völlig unabhängig (Ens independens). Dieß liegt in dem Begriffe der höchsten Vollkommenheit.

(*) Wolfens Definition (Metaph. §. 109.) ist an Folgen fruchtbar; aber sie macht auch den Beweis der Realität des Begriffes um etwas schwerer.

(**) S. *Cartesius* Princ. Philos. part. I. nro XIV. ingl. meditatt. de philos. prim. med. V. p. m. 62. ff. *Mallebranche* liv. IV. chap. XI. §. III. Leibnitz Lehrs. von den Monaden §. 44. Mendelsohns Abhandlung über die Evidenz, S. 35. f. *Brucker* H. C. Ph. tom. V. p. 269. sq. it. tom. III. p. 665.

§. 60.

Erörterung des Begriffes von einer nothwendigen Substanz.

Ehe wir in der Entwickelung des Begriffes von der U. S. weiter gehen, wollen wir vorher einen andern Begriff, auf den uns die Entwickelung des erstern bald führen wird, für sich genauer erörtern. Es ist dieß der Begriff von der **nothwendigen Substanz**. Unter diesem Namen versteht man eine Substanz, deren Nichtseyn einen Widerspruch in sich fasset. Hingegen wird eine Substanz, deren Nichtseyn keinen Widerspruch verursachet, oder die sich als nicht exsistirend gedenken lässet, **zufällig** (Ens contingens) genannt. **Absolut nothwendig** ist also eine Substanz, wenn ihr Nichtseyn für sich betrachtet einen

Widerspruch in sich fasset; also wenn das Nichtseyn ihrem Wesen, oder einer ihrer Eigenschaften, widerspricht. Eine absolut nothwendige Exsistenz ist zu verstehen, wenn man schlechthin von der nothw. Substanz spricht. Hieraus ergiebt sich,

1) daß die Exsistenz zum Wesen der N. S. mit gehöre, zur Vollständigkeit ihres Begriffes; so daß eine dergleichen Substanz sich nicht anders als exsistirend gedenken lässet, wenn sie nach ihrem vollständigen Begriffe gedacht werden soll.

2) Die nothwendige Substanz ist demnach als von sich selbst vorhanden, und als unabhängig in Ansehung ihrer Exsistenz zu gedenken. Wiederum, wenn eine Substanz als von sich selbst und unabhängig in Ansehung ihrer Exsistenz gedacht werden muß: so ist sie eine nothwendige Substanz. Denn da der Grund ihrer Exsistenz nicht ausser ihr liegt; so ist sie nicht hervorgebracht worden. Für sich aber entsteht auch nichts. So ist sie also immer gewesen, und mußte immer gewesen seyn. Da aber ferner eine jede exsistirende Substanz gänzlich bestimmt ist, die N. S. aber unabhängig von andern Substanzen, und ohne sie exsistiren kann: so muß sie auch für sich gänzlich bestimmt, und also unabhängig in

Ansehung aller ihrer Bestimmung existiren können.

3) Hiemit scheinet aber noch nicht bewiesen zu seyn, daß die N. S. innerlich unveränderlich, keiner Veränderung fähig. Auch nicht, daß sie nicht wirklich abwechselnde Bestimmungen nach einander bekommen könne, durch den Einfluß äusserlicher Ursachen.

§. 61.

Ob Unendlichkeit und Nothwendigkeit unzertrennliche Eigenschaften?

Die Uebereinstimmung der Beschaffenheiten, die wir aus dem Begriffe der U. S. und derjenigen, die wir aus dem Begriffe der N. S. entwickelt haben, ist groß. Es entsteht die Frage, ob beyde Eigenschaften, unendlich vollkommen seyn, und absolut nothwendig seyn, etwa unzertrennliche Eigenschaften, so nur einem und dem nemlichen Subjecte zukommen können?

Daß die U. S. absolut nothwendig seyn nach dem Begriffe, den wir uns von ihr machen müssen: erhellet aus dem vorhergehenden sehr leicht. Aber muß auch eine Substanz, deren Existenz nothwendig ist, unendlich vollkommen seyn?

Hier berufen sich einige, um die Frage bejahen zu können, auf die Unveränderlichkeit der nothwendigen Substanz. Das Endliche, sagen sie, ist veränderlich. Das Unveränderliche also muß wohl unendlich seyn a). Allein ist denn auch der Widerspruch zwischen nothwendiger Exsistenz und Veränderung der Beschaffenheiten und Verhältnisse, desgleichen die Veränderlichkeit eines jeden endlichen Wesens zu beweisen?

Andere schliessen auf diese Weise. Alles Endliche läßt sich als nicht exsistirend gedenken, oder dem Begriffe des Endlichen widerspricht das Nichtseyn nicht. Also ist das Endliche zufällig. Also ist das Nothwendige nicht endlich. Folglich unendlich b) — Aber so liesse sich auch beweisen, daß alle vernünftige Substanzen unendlich. Denn dem Endlichen widerspricht das Unvernünftigseyn nicht (S. §. 33.).

So viel ist richtig, daß, wenn wir eine Substanz, als nothwendig, als von sich selbst, und unabhängig in Ansehung ihres Daseyns uns gedenken müssen, kein Grund vorhanden zu seyn scheinet, warum wir sie uns als eingeschränkt und unvollkommen gedenken wollten. Ferner findet sich blos bey dem Begriffe des U. Wesens die Nothwendigkeit der Exsistenz a priori. Und also ist wenigstens bey der Noth-

wen-

wendigkeit und Unabhängigkeit die höchste Vollkommenheit zu vermuthen, wofern nicht das Gegentheil dargethan werden kann.

a) S. Böhms Metaphys. §. 294=96.

b) S. Crusius Metaphys. §. 137.

§. 62.

Zweifel wegen der Realität unserer Begriffe von den positiven Eigenschaften des U. W. Wir müssen es uns als einen Geist vorstellen. Grundeigenschaften desselben.

Was für Vollkommenheiten sind es denn aber nun, die der U. S. zukommen? — Aber dürfen wir es auch wagen, wir endlichen Geister, die wir keine andere, als endliche, eingeschränkte und mangelhafte, Vollkommenheiten kennen, die Vollkommenheiten des höchsten Wesens zu benennen?

Es ist wahr, keine andere, als endliche mangelhafte Vollkommenheiten, kennen wir. Aber ist doch nicht etwas Gutes darinne? Können wir nicht die Kraft uns gedenken, das Gute uns gedenken, und von dem Manzel, von dem Bösen, abstrahiren? Und lasset es seyn, daß wir das Unendliche uns nicht anders, als auf eine unvollkommene Weise, gedenken können. Wir leugnen dieses nicht. Aber wenn wir das gar nicht denken sollen, was wir nicht anders, als auf unvollkommene Weise denken

können, was bliebe uns zu denken übrig? Ein unvollkommener Begriff ist nicht gleich ein irriger und verwerflicher Begriff. Aufrichtig zu gestehen, ist mir die Absicht der Philosophen, die dergleichen Begriffe, als zu erhaben, uns zu denken nicht erlauben wollen, ein wenig verdächtig (*).

Die geistischen Vollkommenheiten sind nicht nur die höchsten, die wir kennen, und lassen sich als ohne Mangel und Unvollkommenheit annehmen; sondern ohne Bewußtseyn läßt sich auch keine Substanz als höchstvollkommen gedenken. Sie hätte ja nicht einmal für sich Vollkommenheit. (§. 51.) Wenn denn der Name eines Geistes der gemeinschaftliche Name eines jeden mit Erkenntniß und Willen versehenen Wesens ist: so haben wir ja wohl Grund dazu, die Unendliche Substanz für den **vollkommensten Geist** zu halten.

Der vollkommenste Geist aber muß

1) den **vollkommensten Verstand** haben; alles Erkennbare immerzu auf das deutlichste und richtigste erkennen, das Zukünftige, wie das Vergangene und Gegenwärtige; und alle wirkliche und mögliche Verhältnisse der Dinge, sofern sie nur überhaupt erkannt werden können. Diesen Verstand, diese Erkenntniß zu ermes-

ermessen, reicht unser endlicher Verstand freylich nicht zu. Die Art und Weise dieser Erkenntniß zu erklären, dürfen wir nicht wagen. Thörichte Trugschlüsse können entstehen, wenn wir dieses unternehmen. Aber darum dürfen wir doch ihre Möglichkeit noch nicht in Zweifel ziehen.

2) Auch den **vollkommensten Willen** muß der unendliche Geist haben. Die Unvollkommenheiten unsers Willens dürfen wir um so viel weniger bey dem vollkommensten Wesen vermuthen, da sie nur Folgen unserer unvollkommenen Erkenntniß, unserer Schwachheiten und Bedürfnisse sind. Nichts kann der Unendliche wollen, so seinen Vollkommenheiten zuwider wäre, nichts, so eine Unvollkommenheit in ihm beweisen würde. Er kann also überhaupt nur Vollkommenes und Gutes, nicht Böses und Unvollkommenheit begehren. Aber daß er das Böse wirklich werden lasse, wenn durch die Zulassung eines kleinen Uebels ein grösseres allein verhindert werden könnte, oder wenn ein wichtiges Gut unzertrennlich von Unvollkommenheiten wäre, dies widerspricht dem vollkommensten Willen nicht.

3) Wenn das V. W. alles mögliche jederzeit auf das vollkommenste erkennt, folg-

lich in Ansehung seiner Erkenntniß keiner Abwechselung und Veränderung unterworfen ist; wenn ferner alles dasjenige, was vermöge dieser Erkenntniß mit dem Willen des V. W. übereinstimmt, oder nicht, so wie es ist, jederzeit von ihm erkannt, folglich jederzeit von ihm begehrt oder nicht begehret wird: (§. 46.) so ist das V. W. auch in Ansehung seines Willens **unveränderlich**. Aber auch bey einer Succeßion der Erkenntniß könnte eine gewisse Unveränderlichkeit des Willens dem U. W. nicht abgesprochen werden; nemlich die Unveränderlichkeit der Grundbestimmungen, vermöge deren es immer das Beste will.

4) Der vollkommenste Geist muß der vollkommensten Seeligkeit theilhaftig seyn, einer Seeligkeit, wobey keine Unvollkommenheit, kein Mangel, keine Begierde, die auf die Erfüllung wartete, kein gehinderter Entschluß, kein Ueberdruß, keine innerliche Unruhe. Eine Seeligkeit, bey der kein Zuwachs möglich ist, und keine Abnahme; eine Seeligkeit, die wir, so wenig als die übrigen Eigenschaften des unendlich Vollkommenen, uns anders als sehr unvollkommen vorstellen können.

5) Da der Verstand des Unendlichen nicht ein Verstand wie der unsrige ist, sein

Wille

Wille nicht wie der unsrige; so kann seine Freyheit auch nicht seyn, wie unsere Freyheit. Unterdessen folget schon aus vorher bemerkten Eigenschaften, daß er auf die vollkommenste Weise frey sey. Er ist frey von allem äusserlichen Zwange, denn er ist unabhängig; er ist frey von blinden Instincten, stürmischen Begierden, denn er hat den vollkommensten Verstand und Willen. Daß er sollte übel wählen, das Böse wollen können, daß er durch Nachdenken allmählich sich bestimmen sollte, ist wider den Begriff der höchsten Vollkommenheit.

(*) Der Schriftsteller, den ich hier hauptsächlich meyne, mag für eine Absicht haben, als er will: so ist seine Philosophie, in diesem Punkte, wie in verschiedenen andern, doch nur Chikane. S. *Robinet* de la Nature, prem. part. chap. III. second. part. ganz; besonders aber vom chap. XXIII-XXVI. Ich bin ein Feind der Consequenzenmacherey. Ich weiß aber nicht, ob eine solche Philosophie, (chap. I. p. 23.) nicht eben die Folgen haben muß, die R. selbst dem Epikurischen System zur Last leget, chap. I. p. 15. Und doch hat Robinet auch hierinne schon Nachfolger gefunden. Das Wahre in der ganzen Bemerkung hat auch *Mallebranche* liv. III. sec. partie, chap. IX. §. 4.

§. 63.

Von der Allmacht, Weisheit, Güte, Gerechtigkeit und Heiligkeit des vollkommensten Wesens.

Da es scheint, daß keine Substanz ohne Kraft etwas ausser sich zu wirken gedacht werden

den könne (§. 16.), wie sollten wir eine solche Kraft dem vollkommensten Wesen nicht einräumen? So wenig wir auch den letzten Grund der uns bekannten Wirkungen und Kräfte verstehen; (§. 14.) und so wenig wir auch berechtiget sind, alles eigentliche Wirken den Endlichen Substanzen abzusprechen; (§. 54.) oder die Wirkungen der endlichen Kräfte nach unsern Begriffen zu begrenzen: so führet doch wenigstens der Begriff vom auffer sich wirken nicht nothwendig die Bestimmung einer Unvollkommenheit mit sich. Gleichwie sich zu dem Begriffe des höchsten Wesens nichts besser schicket, als daß alle andere Dinge, alle Kräfte, von ihm abhängig, in ihm gegründet sind: also wird der Begriff von einer Kraft rein von allen ihm sonst anklebenden Unvollkommenheiten, wenn man ihn, sowol in Rücksicht auf das Subject derselben von allen Begriffen einer Mühe oder eines Verlustes, als äusserlich durch nichts als durch das schlechterdings Unmögliche eingeschränket, sich gedenket. Und dann ist es der Begriff der **Allmacht**. Wenn nun das **Schaffen** aus Nichts und das **Vernichten**, so wenig wir auch von beyden verstehen, doch nicht weder als schlechterdings unmöglich, noch als schlechterdings unverträglich mit der höchsten Vollkommenheit angesehen werden dürfen: so müssen wir beydes zu dem Vermögen der Allmacht rechnen (§. 5.) a).

Die-

Diejenigen Bestimmungen, die bey dem allgemeinen Begriffe der Kraft, auch nur in Anwendung auf die endlichen Dinge, wegen der wenigen Erkenntniß, die wir von dem Grundwesen der Kraft haben, schon bedenklich werden; (§. 15.) dürften wohl noch mehr gewagt seyn in Anwendung auf den Unendlichen.

Bey dem vollkommensten Verstande und dem besten Willen, kann nicht anders als vollkommene Weisheit seyn, welche zu den besten Absichten die besten Mittel gebrauchet, und sie vermittelst der Allmacht ausführet.

Weise müssen wir uns demnach auch die Güte des U. W. gedenken, oder die Geneigtheit wohl zu thun; die von dem Begriffe des vollkommensten Wesens so unzertrennlich ist. Mit dieser weisen Güte besteht die vollkommenste Gerechtigkeit nicht nur, sondern sie folget daraus b).

Zwar nicht in jedwedem Sinne, wie oftmals, und in Anwendung auf Sterbliche vielleicht nicht unrichtig, das Wort gebraucht wird, kann der Unendliche gerecht genannt werden. Aber er ist gerecht, indem er Gutes wiederfahren lässet auf die Art, wie es recht, das heißt, dem allgemeinen Wohl, der Beförderung der größten Summe von Glückselig-

keit

keit (Allg. Prakt. Philos. §. 58. 59.) und folglich der vollkommensten und weisesten Güte gemäß ist. Also wird er nach dieser weisen Güte auch strafende Gerechtigkeit ausüben, wenn und wie es die Verhinderung des Bösen, die Besserung, die Abschreckung, das allgemeine Beste, erfordert. Eigentliche, positive, Strafen, die aus der Handlung für sich nothwendig nicht gefolget seyn würden, wenn sie gleich, durch eine um der Gerechtigkeit willen veranstaltete Verknüpfung, nun natürlich erfolgten, kann er gebrauchen; wenn durch die aus der Handlung, vermöge der allgemeinen Naturgesetze, entstehenden übeln Folgen, oder natürlichen Strafen, die Absichten der weisen Güte nicht genug sollten erreicht werden.

Aber finden wir nicht, ausser der weisen Güte, noch einen andern Grund der strafenden Gerechtigkeit, in der Heiligkeit des U. oder in seiner Abneignng vom moralischen Bösen? Daß um seiner weisen Güte willen der Unendliche seine Heiligkeit durch Strafen fürchterlich machen, und noch mehr, daß er um seiner Heiligkeit willen kein Wohlgefallen an dem Sünder haben könne, hänget mit den Grundbegriffen wohl zusammen. Aber die Heiligkeit an und für sich als einen letzten Grund eigentlicher positiver Strafen anzusehen, scheint eher eine Folge aus dem gemeinen auf den Voll-

kom-

kommensten nicht ganz anwendbaren Begriffe von Gerechtigkeit und Heiligkeit zu seyn, als aus dem Begriffe der höchsten Güte und Vollkommenheit c). Am wenigsten hat der von einigen unternommene Beweis der Nothwendigkeit unendlicher Strafen aus dem Begriffe des unendlich Vollkommenen die erforderliche Evidenz d).

a) Wenn einige Philosophen, daß nichts vernichtet werden könne, damit beweisen wollen, daß durch die Vernichtung eine innerliche Bestimmung in der Kraft des Schöpfers geändert würde: so scheinen dabey allzu sinnliche, wenigstens zu gewagte, Begriffe zum Grunde zu liegen. Daß nur eine unendliche Substanz vernichten oder schaffen könne, ist bey der Beschaffenheit unserer Grundbegriffe eben so wenig deutlich zu erweisen. Daß das U. W. etwas schaffen müsse, folgert der Stoiker aus seinem Begriffe von der höchsten Seeligkeit, indem der Epikuräer aus seinem Begriffe von eben dieser Seeligkeit das Gegentheil erweisen will; allerdings ein Beweis, wie es bey unserer analogischen Vorstellung bisweilen geht.

b) S. *Leibnitii* Opp. tom. IV. part. III. p. 261.

c) Unterdessen thut dieß auch ein Philosoph, von dem es weniger als von andern zu erwarten war. S. *Smith* Theory of moral sent. p. 157. vergl. *Leibnitz.* Theodic. I. §. 73.

d) S. *Schubert.* Metaphys. §. 1180-90. *Crusius* Metaph. §. 299.

§. 64.

Ob das U. W. als einfach und allgegenwärtig zu gedenken, und ob nur Eines möglich?

Die bisher bemerkten Eigenschaften können wir dem U. W. ohne Vermessenheit zuschrei-

schreiben. Aber diese Eigenschaften, diese Kräfte, in was für einem Subjecte werden sie sich befinden? Was für ein Vehiculum — ein unschickliches Wort, aber wo ist ein besseres? — Was für ein Subject hält diese Eigenschaften? Dunkle Fragen. — Zu welcher Art von Substanzen kann ich denn die U. S. zählen? — Zu keiner. Das Unendliche Wesen kannst du dir ganz nicht vorstellen, nicht in einen deiner Begriffe einhüllen. Es kann nicht zu einer Classe der endlichen Dinge gestellt werden. Und du kennst nur eine Art der endlichen Dinge, dem Subjecte nach, oder vielmehr nur einen verworrenen Schein von unzähligen Subjecten kennst du, ein Phänomenon, das du Körper nennst — Aber die U. S. muß doch einfach oder zusammengesetzt seyn? Zusammengesetzt kann sie nicht seyn. Eine zusammengesetzte Substanz ist nicht Eine Substanz, sondern ein Aggregat mehrerer Substanzen. Und ist die U. S. nicht ein Geist? Ein Geist kann wohl in einem Körper eingekleidet seyn. Aber wozu der Körper dem vollkommensten Geiste? a) Die U. S. kann also nicht zusammengesetzt seyn. Sie ist also einfach. Ausgedehnt oder nicht? b)

Allgegenwärtig kann und muß das U. W. insofern seyn, daß dem vollkommensten Verstande und der Allmacht nichts verborgen,

nichts

nichts ferne seyn kann. Wollen wir die Art dieser Allgegenwart weiter bestimmen? Ich werde es nicht thun. — Die letzte Frage: kann es mehrere unendliche Substanzen geben, oder nur eine? Warum wollten wir mehrere annehmen? Ist eine nicht schon genug; nicht schon zu viel, zu groß für unsern Verstand, um sie allein ganz zu denken? Doch damit ist die Frage nicht entschieden. Ist aber nicht eine unendliche, unabhängige, allmächtige Substanz, neben der andern, eine Einschränkung für diese, also ein Widerspruch? Es scheint.

a) Der Schluß des Epikuräers wider den Aristoteles beym *Cic.* N. D, I. 13. wird wohl nicht leicht jemanden gründlich scheinen.

b) Ich will niemanden ein Verbrechen daraus machen, hierüber zu entscheiden. Aber mich halten wieder nicht bloß moralische, sondern auch logische Gründe davon ab. S. Philaleth. I. S. 580. f.

Drittes Hauptstück.

Kosmologie.

§. 65.

In der Naturlehre, in welcher die Kräfte der natürlichen Dinge, besonders der Körper untersuchet werden, lässet man sich nicht auf die Betrachtung des Ganzen oder derjenigen Verbindung ein, wodurch alle einzelne Theile dieser Welt zusammen ein Ganzes werden. In der Seelenlehre aber, und in der natürlichen Theologie, entstehen verschiedene Betrachtungen, die ohne gewisse Sätze, die diese Welt, sofern sie ein Ganzes ist, betreffen, nicht gehörig ausgemacht werden können. Neuern Philosophen schien es daher nöthig, diese Puncte besonders zu erwägen: und so entstund die Kosmologie, als ein Theil der Metaphysik.

In dieser Kosmologie will es der Philosoph nicht mit dieser unserer Welt, wie wir es nennen, allein zu thun haben. Er steigt auf bis zu dem allgemeinen Begriffe von einer Welt, siehet auf diese Welt als auf eine von den unzähligen möglichen; wagt es vielleicht gar zu bestimmen, was in dieser Welt anders hät-

te

te seyn können, und was in einer jeden Welt nothwendig seyn muß; und dann erst läßt er sich wieder herab zur nähern Betrachtung dieser Welt. — Dieß möchte manchem zu viel scheinen; aber wir wollen sehen, wie es der Metaphysiker bewerkstelliget.

§. 66.

Metaphysischer Begriff von der Welt.

In der Metaphysik versteht man unter der Welt, nicht einen Planeten, nicht etwa diese Erde, die wir bewohnen, nicht unser Sonnen-System, sondern alle Planeten, alle Sonnen, kurz, alle endliche Dinge zusammen; und nicht nur die Substanzen, an sich genommen, sondern in ihren bestimmten Verhältnissen nach Zeit und Raum a).

a) Der allgemeine Begriff von einer Welt entsteht gar leicht, weil wir den Begriff von einer Welt in individuo ohnedem nicht durch Namen haben können, sondern nur intuitivisch. Daher wir sagen diese Welt. Ohne diesen demonstrativen Zusatz sind unsre Namen von den Theilen der Welt, Substanzen, Sonnen, Geister, auch nur Zeichen allgemeiner Begriffe. Der Name Welt druckt also einen allgemeinen Begriff aus, so bald der demonstrative Beysatz wegbleibt, und die Dinge, woraus diese Welt besteht, mit ihren allgemeinen Namen nur benennet werden.

§. 67.

Von dem allgemeinen Zusammenhange der Dinge in der Welt, oder dem nexu cosmico.

Wenn man nicht die gemeinen Begriffe um sehr zweifelhafter Hypothesen willen verlassen will (§. 38. 54.); so leuchtet der mannichfaltige physische Zusammenhang, die Einwirkung der Dinge, in dieser unserer Welt bald ein. Die Himmelskörper tragen und bestimmen einander in ihren Bewegungen. Alles, was unsere Sinne rührt, alles was uns einen Gedanken veranlasset, alles was durch uns mittelbarer oder unmittelbarer Weise verändert wird, steht dadurch mit uns in Verknüpfung. Insbesondere sind die Menschen auf vielerley Weise manchfaltig mit einander verknüpft.

Kleine Veranlassungen und Umstände sind sowohl in der physischen als moralischen Welt öfters die Anfänge und Ursachen der wichtigsten Begebenheiten a).

Wenn man alle diese Erfahrungen gehörig erwäget; so wird man es nicht leicht wagen, da wo der Zusammenhang nicht offenbar ist, solchen schlechterdings zu leugnen b).

Und wenn denn also dieser Zusammenhang der Dinge als allgemein und durch alle endliche Dinge sich erstreckend angenommen wer-

werden darf: so ist Grund vorhanden, sie alle zusammen zu einer Welt zu rechnen.

Aber noch scheinet nicht aus diesem mit Grunde angenommenen Zusammenhange alles dasjenige erweislich, was berühmte Philosophen, in Ansehung unserer, oder in Ansehung einer jeden Welt, davon gelehret haben. Als, daß eine jedwede Veränderung eines Theiles auf jedweden andern Theil seine Folgen hätte, jedwede Bewegung in der Welt auf einen jedweden Körper sich erstrecke.

Daß, wofern die geringste Begebenheit in der Welt anders seyn sollte, als sie ist, alles in der Welt anders gewesen seyn, und auch künftig alles anders kommen müßte, als es jetzt kommen wird c).

Daß alle Veränderungen in der Welt in der Verknüpfung der Dinge nach der Zeit oder dem Raume dermassen gegründet seyn; daß deswegen von allem der Erfolg hypothetisch nothwendig (Necessitas consecutionis hypothetica) und in der Welt nichts möglich wäre, als was darinne wirklich wird. Daß die Welt eine Maschine d).

a) S. Essai sur les grands evenements par les petites causes. Amsterd. 1758.
b) Bonnets Betracht. der Natur, Th. I. K. VII.
c) Die diese Sätze für demonstrirt halten, mögen folgende Fragen erwägen: Muß denn jedwede Verän-

derung einzelner Theile eines Ganzen auf jeden Theil sich erstrecken, um sie zu Theilen eines Ganzen zu machen? Beweiset die Erfahrung einen solchen Einfluß der Theile der Welt auf einander? Ist er wahrscheinlich, da die Abnahme desselben mit der Entfernung der Dinge von einander vielmehr offenbar ist? Muß denn nicht in jedwedem Dinge etwas absolutes seyn; was wären bey einer solchen Abhängigkeit dann die Wesen der Dinge?

d) S. Leibnitzens Lehrsätze von den Monaden, §. 62. Wolf Metaph. 567. 570. 572 575.

§. 68.

Vom Schicksale und Zufalle.

Je nachdem man sich einen Begriff machet von dem Zusammenhange der Dinge in der Welt; je nachdem wird auch der Begriff beschaffen seyn von den Ursachen dessen, was einem jeden Menschen, und überhaupt einem jeden einzelnen Wesen begegnet. Man wird entweder mehr oder weniger davon dem Schicksale (Fatum) zuschreiben, der Kette nothwendig wirkender Ursachen, die ausser unserer Gewalt sind.

Man pflegt verschiedene Begriffe vom Schicksale von einander zu unterscheiden, und mit den Namen des Astrologischen, Stoischen, Türkischen und Atheistischen Schicksals zu bezeichnen; aber es ist zweifelhaft, ob diejenigen, denen man diese Begriffe beymisset, so wie man gemeiniglich sie erklärt, sich dieselben gedacht haben? Ein Schicksal annehmen

in

in der Bedeutung, daß alles, was einem begegnet, vorher bestimmt sey, und erfolge völlig unabhängig von dem eigenen Verhalten, ist eine offenbare Ungereimtheit, die wahrscheinlicher Weise von keinem Vernünftigen je im Ernste und mit Ueberlegung ist behauptet worden. Ganz etwas anders ist es, wenn einer erkennet, daß von dem Verhalten eines jeden, was ihm begegnet, allernächst abhängt, aber dabey glaubt, daß sein Verhalten durch Ursachen, die ausser seiner Gewalt liegen, mittelbarer oder unmittelbarer Weise genau bestimmt werde.

Da das menschliche Herz sich oft vor sich selbst verbirgt, und der Mensch die geheimen Beweggründe und Triebfedern, durch die er gelenkt wird, nicht immer kennet: so kann es geschehen, daß er sich beredet, als wäre er von einer fremden Gewalt bestimmt worden, zu dem, was er nur selbst und von sich selbst that. Einem solchem Wahn ergiebt er sich besonders leicht, wenn er seinen Fehler dadurch entschuldiget zu haben glaubt. Er klagt lieber Verhängniß und Gestirne an, als daß er seine Thorheit bekennet. Es kann auch subtilere Speculation auf diese Meynung führen durch verschiedene Wege. Man sieht aber alsdann bald, daß die genaueste Erörterung derselben auf Untersuchungen führt, die nicht alle auf

einmal ausgemacht werden können; wie aus den obigen Betrachtungen über die Freyheit (§. 51.) erhellet.

Der Nothwendigkeit wird der Zufall entgegengesetzt. Aber auch davon können die Begriffe sehr verschieden seyn. Wenn dadurch nur so viel angezeigt würde, daß aus äusserlichen, aus verborgenen, aus nicht vorhergesehenen, nicht freywillig veranstalteten Ursachen, wider Vermuthen, etwas geschehe: so könnte man nicht mit Grunde wider das Ohngefähr und den Zufall streiten, wenigstens nicht in Rücksicht auf unsere Erkenntniß und Anstalten. Aber man giebt diesen Worten auch Bedeutungen, oder macht Anwendungen davon, bey welchen mit Grunde dagegen gestritten wird.

(*) Man kann hierbey nachlesen des Herrn D. Schuberts Metaph. §. 731-741.

§. 69.

Von dem Natürlichen, dem Wunderbaren und dem Wunder.

Dasjenige, was sich in der Welt ereignet, erfolget entweder aus den Kräften der endlichen Dinge in ihrem Zusammenhang, oder nicht. Was auf die erste Weise, durch die Kräfte und nach den Gesetzen der Natur, geschieht, heißt mit Recht eine natürliche

che Begebenheit. Was nicht also geschehen wäre, muß also eine übernatürliche Begebenheit heissen.

Aber das Wort natürlich wird, wie sonst (§. 60.), also auch in Rücksicht auf die Welt, oder die ganze Natur, bisweilen in der Bedeutung genommen, daß es so viel heisset, als was nach dem bekannten Laufe der Natur erfolgt, gewöhnlich, und also begreiflich ist. Dann steht dem Natürlichen das Ausserordentliche entgegen, was von dem bekannten Laufe der Natur abweichet. Wenn denn nun den natürlichen Begebenheiten die Wunder entgegengesetzt werden: so erhellet, wie man unter einem Wunder entweder eine vom Urheber der Natur selbst unmittelbar bewirkte, oder nur eine ganz ungewöhnliche, aus den sichtbar dabey wirkenden Ursachen, nach den allgemeinen Naturgesetzen ganz unbegreifliche Begebenheit verstehen könne. Die Absichten der Wunder, Aufmerksamkeit und Zutrauen zu erregen, könnten allerdings auch durch Begebenheiten von dieser Art erreicht werden. Und nach jener ersten Bedeutung die Wirklichkeit der Wunder zu erweisen, kann uns bey unserer eingeschränkten Erkenntniß von den Kräften der Natur und ihrem Zusamnienhange nicht leicht seyn; wenn gleich die Möglichkeit nicht mit hinlänglichen Gründen bestritten werden mag a).

Um so viel mehr haben einige für recht gehalten, den Begriff vom Wunder nicht so hoch anzusetzen, oder wenigstens zweyerley Classen von Wundern (maiora et minora) zu unterscheiden b): oder sie haben geglaubt, daß man, um die von Gott, ausserordentliches Zutrauen zu erwecken, ausserordentlich bewirketen Begebenheiten von wunderbaren Künsten der Menschen oder anderer endlichen Wesen zu unterscheiden, nicht auf die wunderbare That allein, sondern auf das ganze Verhalten der Hauptperson und alle Umstände Rücksicht nehmen müsse c).

a) S. des Hrn. D. Schuberts Metaphys. §. 751. seqq. *Bilfinger* Dilucidatt. philos. cap. sec.

b) Unter andern auch *Locke* in dem Disc. sur les Miracles. S. Oeuvres diverses, á Amst. 1710. p. 349. seq. desgleichen *Hutcheson* Synops. Metaphys. p. 150 seq.

c) S. *Hollmanni* Commentat. philos. de miraculis, 1727. und *Locke* l. c. p. 358. 367.

§. 70.

Von einigen allgemeinen Gesetzen der Natur.

Wenn es Gesetze der Natur giebt, die so allgemein sind, daß sie in der Geister- und in der Körper-Welt beobachtet werden: so können diese an keinem Ort füglicher angezeigt und erörtert werden, als in der transscendenten Kosmologie.

Aller-

Allerdings findet man nun solche Gesetze in den Schriften der Philosophen häufig angeführt, und bald auf Schlüsse aus den Eigenschaften Gottes, oder der besten Welt, oder andern solchen Gründen, bald auf Beobachtungen gebaut; aber auf keine Weise alle strenge erwiesen. Die vornehmsten darunter sind: 1) das Gesetz der Stätigkeit, (Lex continuitatis) daß die Natur nie einen Sprung thue. Sie überhüpft bey ihren Anstalten kein Mittel. Sie hat in dem System der Wesen keine Lücke (vacuum formarum) gelassen. Die natürlichen Veränderungen entstehen nicht plötzlich, sondern allmälich und ununterbrochen aus einander a). 2) Das Gesetz der Sparsamkeit: die Natur thut nichts umsonst. Sie geht immer den kürzesten Weg. Sie verrichtet alles mit der kleinsten Kraft (Lex minimi) b). 3) Das Gesetz der allgemeinen Erhaltung. In der Natur kömmt nichts um. Kein Element, keine Grundsubstanz, keine Kraft; und wie einige meynten, bliebe auch immer gleich viele Bewegung in der Welt c).

a) S. *Leibnitz* Theodicée §. 348. Nouv. Essais p. 266. 440. *Locke* B. III. ch. VI. §. 12. *Bonnet* Betrachtung der Natur, Th. II. *Robinet* de la Nature, tom. IV. liv. I. *La philosophie de la Nature* (Amst. 1770.) tom. II. pag. 537. seqq. Mendelssohns Phädon, Erst. Ausg. S. 141. ff. Kästners höhere Mechanik S. 550. ff.

b) S. *Maupertuis* Essay de Cosmologie; *d' Argens* Hist. de l' Esprit humain, tom. IV. pag. 349 seq. *Tetens*

Com-

Comment: de principio minimi, *Butz.* 1760. 4. Wolf Metaph. §. 1049.

c) *Cartes* Princip. philos. part. II. §. XXXVI. *Bilfinger* de Harmonia Praest. Sect. III. §. 32, sqq. *Maupertuis* l. c.

§. 71.

Von der Möglichkeit mehrerer Welten, und dem, was in einer jedweden nothwendig seyn müsse.

Wenn entweder andere Dinge noch möglich sind, als diejenigen, die diese Welt ausmachen; oder wenn nur eine andere Ordnung und Verknüpfung unter den Dingen möglich ist: so sind **mehrere Welten möglich.** Und da die Abhängigkeit der Dinge und ihrer Verhältnisse von äusserlichen Ursachen so offenbar in die Augen fällt: so lässet sich, wenigstens in letzterer Rücksicht, und wenn man sich dabey nicht in die Untersuchung über das Verhältniß einer jeden Welt zu den Eigenschaften und Zwecken ihres Urhebers einlassen will, nichts gegen die Möglichkeit **unendlich vieler** anderer Welten einwenden.

Die Möglichkeit mehrerer Welten vorausgesetzt: so entsteht dann vielleicht die Frage, was in einer jedweden Welt nothwendig seyn müsse? Aber es scheint mir diese Untersuchung weder zu wichtigen Absichten nöthig, noch der Natur unseres Verstandes angemessen zu seyn (*).

(*)

(*) Man findet daher bisweilen bey berühmten Metaphysikern einiges für nothwendig bey einer jedweden Welt angegeben, was nicht einmal in Ansehung dieser unserer Welt ausgemacht ist.

§. 72.

Von der Vollkommenheit einer Welt.

Keine Welt kann ohne Mängel und Einschränkung der einzelnen Theile und Kräfte seyn; denn sie bestehet aus endlichen Substanzen. Dieß nennt man das **metaphysische Uebel.** Ohne dasselbe kann also keine Welt seyn. Keine kann auf diese Weise vollkommen seyn, daß ein jeder Theil derselben alles hätte, was man sich nur von Vollkommenheit beysammen gedenken mag. Und wenn hiebey das **moralische Uebel** oder die Abweichungen vom Gesetze, und das **physische Uebel,** oder die unangenehmen Empfindungen auch nicht nothwendig seyn sollten: so sind sie doch wohl mit Grunde für natürlich zu achten, ihr Daseyn mehr zu vermuthen, als ihre Abwesenheit. Oder es scheint, daß sich nicht darüber zu verwundern, wenn in einer Welt diese Arten von Uebeln angetroffen werden a).

Die Vollkommenheit einer Welt kann in nichts anderem gesucht werden, als in der genauen Uebereinstimmung alles dessen, was in ihr ist, und geschieht, mit der Absicht, die dadurch erhalten werden soll, und in der Grösse dieser Absicht selbst. Soll dieß eine innerliche

che Absicht seyn: so muß sie sich bey den lebendigen Wesen befinden (§. 50.). Und es muß etwas Gutes seyn, welches zu bewirken alles in der Welt übereinstiwmt, wenn diese Uebereinstimmnng die Welt zu etwas vollkommenem machen soll.

Nichts anders also, als das Wohl der lebendigen Wesen, kann es seyn, weswegen der Welt Vollkommenheit kann zugeschrieben werden, wenn sie ihr in Rücksicht auf eine innerliche Absicht zugeschrieben werden soll (§. 58.). Und dann bestünde die Vollkommenheit der Welt theils in der Grösse des Wohls oder des physischen Guten, so darinne genossen, des Vergnügens, so darinne empfunden; theils in der Vollkommenheit der Einrichtung, wodurch jenes bewirket wird. Letzteres erfordert ohne Zweifel, daß in der vollkommensten Welt nichts ganz überflüßig ist, nichts ganz umsonst geschieht. Müssen nicht vermöge des erstern in der vollkommensten Welt alle nur beysammen mögliche Substanzen vorhanden seyn b)? Stimmt es nicht mehr, als das Gegentheil, mit dem Begriffe von derselben überein, wenn alle Arten und Stufen von Glückseligkeit darinne genossen werden? Und müssen also nicht auch insbesondere Geister da seyn, die, aus der vollkommenern Erkenntniß des Zusammenhangs und der Vollkommenheit

des

des Ganzen, die höhern Arten und Stufen des geistischen Vergnügens genießen? Daß das Daseyn des physischen Uebels noch nicht beweise, daß eine Welt nicht auf das vollkommenste eingerichtet, nicht die beste sey, ist leicht einzusehen. Auch das Daseyn des moralischen Uebels, oder die Abweichung von den moralischen Gesetzen, beweiset es schlechthin noch nicht. Ueberhaupt kann derjenige die Vollkommenheit einer Welt nicht beurtheilen, der nur den geringsten Theil von ihr kennet.

Wenn ich das vollkommenste Wesen zum Urheber einer Welt annehme; so kann ich mich nicht bereden, daß sie sollte vollkommener und besser seyn können, als sie wirklich ist. Ich kann nicht glauben, daß eine bessere an ihrer Statt möglich c).

a) S. Sulzers vermischte Philos. Schriften, S. 323. ff. Ein sehr metaphysisches, wenn man will, tiefsinniges, Ansehen hat der Beweis, worauf Robiner seinen Lieblingssatz bauet, daß in der Natur, er konnte nach seinen Gründen auch sagen, überhaupt in einer Welt, gleich viel Gutes und Böses seyn müsse. Aber in Wahrheit ich kann diesen Beweis für nichts anders halten, als für ein seichtes Geplauder, bey welchem zwar etwas Wahres zum Grunde liegt, so aber bis zur Ungereimtheit übertrieben wird. Das Endliche, dieß ist sein Grund, ist immer unvollkommen. Also Il n' existe pas dans le fini un seul degré de bonté pure, donc chaque degré du bien y est allié à un degré de mal, u. s. w. S. de la Nature, tom. I. prem. partie, chap. XXIII. Das letztere folgt aus dem ersteren gar nicht. Nur bey der Gränze, oder bey dem äussersten Grade, wo die Realität, oder das Gute auf=

aufhört, geht das dem Endlichen nothwendige Uebel der Einschränkung an. Also nimt vielmehr bey jedem neuen Grade von Vollkommenheit das metaphysische Uebel ab. Mehr Schein bekömmt die Meynung durch den Beweis aus der Induction; aber die Unzulänglichkeit desselben erhellet doch endlich da auch.

b) S. Reimarus Nat. Relig. Vte Abhandl. §. 2. ff.

c) Man sehe, was Herr D. Crusius dagegen erinnert §. 385. ff. Vergl. Mendelsohns philos. Schriften, Th. I. dritt. Gespräch. Kann man aber nicht seinen Beweisgrund, daß eine Welt nothwendig endlich seyn müsse, (§. 386.) umkehren, und gegen ihn selbst gebrauchen, also schliessen: Weil eine jede Welt nothwendig endlich ist; so ist keine mögliche Welt unendlich. Folglich ist auch die beste der möglichen Welten endlich. Es ist also nicht widersprechend, eine Welt, die endlich ist, für die beste zu halten; so wenig es widersprechend ist, unter allen möglichen Menschen einen für den besten zu halten; obgleich ein Mensch etwas endliches ist? Wider den Grundsatz, daß alles Endliche eines Zuwachses fähig ist, der beym ganzen Beweise zum Grunde lieget, lässet sich wenigstens, wie mich dünket, mit Recht einwenden, daß derselbe nur also angenommen werden darf: wider den allgemeinen Begriff der Endlichkeit ist es nicht, sich einen Zuwachs bey einem endlichen Dinge zu gedenken; aber es könnte demohngeachtet wider den individuellen Begriff irgend eines endlichen Dinges seyn. S. §. 33.

Geschichte der Metaphysik.

§. 1.

Ursprung der metaphysischen Begriffe.

So wie die Erkenntniß einzelner Menschen noch immer von dem Sinnlichen anfängt: so waren ohne Zweifel auch die Betrachtungen der ersten Menschen auf das Sinnliche gerichtet, waren physich. Aber aus der Aehnlichkeit der einzelnen Dinge, die zu wichtig für unsere Erkenntniß ist, als daß sie lange unbemerket bleiben könnte, mußten nach und nach allgemeine Begriffe entstehen, und aus den allgemeinen immer allgemeinere. Die Bemerkung, daß gewisse Erfolge nur immer unter gewissen Umständen, nur bey der Gegenwart gewisser Dinge sich eräugneten, gab die erste Bestimmung zu dem Begriffe einer Ursache, und das Gefühl von eigener oder fremder Kraft vollendete ihn. Die Verknüpfung der Begebenheiten mit den wirkenden Ursachen offenbaret sich so allgemein, daß der Grundsatz, Nichts ohne Ursache, den Menschen frühe bekannt werden mußte. Aber da man einmal so weit gekommen war, daß man die Ursachen von allem, was sich eräugnete, wissen wollte, diese

Ursachen aber bey den sichtbaren Dingen nicht allemal anzutreffen waren; so konnte jetzt der Begriff von unsichtbaren Kräften entstehen, ein Begriff, der vielleicht vom Selbstgefühl aufgeklärt, vielleicht auch die Anleitung zur Reflexion über das Selbstgefühl war.

Unterdessen waren, da man so weit gekommen, die ersten und wichtigsten Schritte zur metaphysischen Speculation gethan.

§. 2.

Metaphysische Streitfragen, ehe noch das System vorhanden war.

Die Dinge unterscheiden sich von einander durch gewisse Eigenschaften, die ihnen zum Theil beständig zukommen, und vermöge dieser Eigenschaften sind die Dinge geschickt, einiges zu thun oder zu leiden, einiges nicht. Darinne bestehet die Natur und das Wesen der Dinge; und es ist also klar, wie diese Begriffe haben entstehen können, und wahrscheinlicher Weise entstanden sind. Als nothwendige Grundbegriffe der Philosophie beweiset sie nicht nur die Sache selbst: sondern die Geschichte macht uns auch die Speculation über die Wesen der Dinge als eine der ersten Bemühungen der Philosophen bekannt. Die mannichfaltige Verknüpfung der Dinge in der Welt ist die natürliche

liche Anleitung zu dem Gedanken, in welchem die Welt als ein Ganzes vorgestellt wird; und auch dieß ist einer von den ersten Punkten, über den die Philosophen speculirten. Kam der Grundsatz, Nichts ohne Ursache, hinzu; so war die Untersuchung von dem Ursprunge aller Dinge veranlasset; bey welcher eben die grossen Trennungen erfolgten, die in der Geschichre der Theologie zu erzählen sind.

Was den Ursprung der einzelnen Dinge anbelangt; so lernten die Philosophen Materie und Form, oder Subject, als das Behältniß der Kraft und der Modification, und die Eigenschaften und Modificationen, bald von einander unterscheiden. Und damit waren sie auf dem Wege zu den tiefsinnigsten Speculationen. Woher kömmt nun die Form der Dinge, eines jedweden Dinges Art und Wesen, das sich bey den beständigen Veränderungen, welchen die Materie unterworfen ist, erhält? Hier redet Pythagoras von Zahlen, Plato von Ideen; weil sie keine schicklichere Namen fanden, die unsichtbaren Dinge zu benennen, in welchen der Grund von den regelmäßigen Formen und Wirkungen läge.

Die Philosophen von der Jonischen Secte, die, weil sie auf die Körperwelt ihre Philosophie meist einschränkten, Physiker ge-

nennt wurden, erklärten den Ursprung der Dinge aus gewissen einfachen Principien oder Elementen und deren Beschaffenheiten. Aber in Annehmung willkürlicher Begriffe und weit getriebener Speculation bewiesen sie sich zum Theil metaphysisch genug (*).

Erzmetaphysiker waren die ersten Philosophen der Eleatischen Schule, Xenophanes und Zeno; wenn nemlich ein Metaphysiker derjenige heisset, der durch den sinnlichen Schein auf die wahre Beschaffenheit der Natur sich durchphilosophiren will. Denn diese Männer glaubten, daß die Ursubstanzen, die Grundwesen, ganz etwas anders als Körper wären. In diesen unbekannten Dingen und Eigenschaften suchten sie den ersten Grund von allem, was da ist; und leugneten trotzig alles, was die Sinne uns vorhalten, wenn es ihren metaphysischen Begriffen zuwider zu seyn schien. Die übrigen Secten der griechischen Philosophen liessen sich aufs metaphysische nicht viel ein.

(*) S. Plato im Phädon K. 45. ff.

§. 3.

Metaphysik des Aristoteles.

Materialien zu einer Wissenschaft, in welcher der Geist des Philosophen durch den sinnlichen Schein auf die Grundbeschaffenheiten

ten

ten und Grundkräfte der Natur, auf die ονταως ονται, eindringen sollte, in welcher untersucht werden sollte, was bey der beständigen Circulation der Materie, die Dinge bey ihrem Wesen erhielte; in welcher also der Grund aller Wissenschaft entdecket und befestiget, in welcher die Grundbegriffe des menschlichen Denkens erörtert werden sollten — Zu dieser Wissenschaft war bereits reicher Stof vorhanden; als Vater Aristoteles kam, und das System schuf. Den Namen Metaphysik hat diese Wissenschaft nicht von ihm, sondern erst nach ihm erhalten. Aber der Physik setzt er sie ausdrücklich entgegen, als die Wissenschaft, die über das speculirte, was noch über die physischen Betrachtungen wäre (*). Er nennt sie bisweilen Grundphilosophie, bisweilen Wissenschaft oder Philosophie schlechthin, und deutlich genug zeigt er an, daß seine Hauptabsicht darinne sey, die Natur des Dinges und die ονταως ονται auszuspähen (**).

(*) S. Metaph. Lib. IV. cap. III.

(**) S. Hollmann in Prolegom. Metaphys. §. IV-XXIX.

§. 4.

Metaphysik der Scholastiker.

Die Scholastiker hatten nicht Kenntniß genug von der alten Philosophie, um den Sinn und die Absicht der Untersuchungen, die Aristote-

storeles in den metaphysischen Büchern anstellt, einzusehen. Sie bemerkten nur die wichtigsten Gegenstände, auf welche er seine Speculation gelegenheitlich hinführet, Gott, die Geister, und die Grundlehren von allen Dingen überhaupt. Daher glaubten sie, daß die Metaphysik eine Wissenschaft seyn müsse, die von Gott, den Geistern, und allen Dingen überhaupt handele; Ontologie, Pnevmatologie nud Theologie wurden von der Zeit an als wesentliche Theile derselben angesehen.

Wie groß das Wohlgefallen der Scholastiker an dieser ihrer Metaphysik gewesen, ist nicht zu beschreiben. Sie that ihnen auch allerdings wichtige Dienste. Denn sie war das Magazin von Kunstwörtern und Distinctionen, die sie zu Ausführung ihrer Subtilitäten bey den theologisch-philosophischen Zänkereyen brauchten. So lange die Weisheit in Worten bestand, war sie die Königin der Wissenschaften. Aber so bald der gute Geschmack über die Barbarey siegte, fing man auch an, diese vermeynte Königin vom Throne zu stürzen, und sie, als ein Ungeheuer, zu verabscheuen, oder zu verlachen.

§. 5.

Unbestimmtes Schicksal der Metaphysik bey der Reformation der scholastischen Philosophie.

Da man dasjenige, was man bey der scholastischen Philosophie verabscheuete, haupt-

sächlich bey der Metaphysik fand; so war der Haß der Antischolastiker auch hauptsächlich gegen sie gerichtet. Ja auch diejenigen, die die peripatetische Philosophie liebten, und ihr nur eine bessere Gestalt zu geben suchten, scheinen zum Theil an der Verbesserung der Metaphysik verzweifelt zu haben. Von den Vätern der neuern Philosophie wurde die Nothwendigkeit einer Grundwissenschaft zu gut bemerket, als daß sie die Metaphysik ganz hätten übergehen können. Aber einige von ihnen behandelten nur einzelne Stücke, ohne etwas vollständiges zu liefern; andere sannen auf eine andere Metaphysik, die nicht besser als die scholastische gewesen seyn würde, wenn sie damit zu Stande gekommen wären. Dabey erhielt sich die scholastische Metaphysik noch immer bey vielen in Ansehen. Und ein anderer Theil hatte daher noch immer guten Grund, gegen die Metaphysiker los zu ziehen.

(*) S. Hollmann in proleg. sonderlich §. XLI.

§. 6.

Leibnitzisch-Wolfische Metaphysik.

Der Wiederhersteller, wenn ich nicht sagen soll der Schöpfer, einer bessern und nach dem Sinn der Alten eingerichteten Metaphysik war Leibnitz. Nicht nur aus den, durch ihn an das wissenschaftliche Licht gebrachten, Haupt-

grundsätzen wird ihn die Nachwelt dafür erkennen; sondern hauptsächlich auch aus der Speculation, in welcher er die Natur, entkleidet von dem sinnlichen Schein, aufzustellen versucht hat; eine Speculation, welche, man mag auch von ihr übrigens urtheilen, wie man will, doch gewiß so merkwürdig ist, als je eine von denjenigen war, durch welche die Philosophen der alten Welt sich verewigt haben.

Aus Leibnitzens Ideen schuf **Wolf** das vollständige System. Man müßte freylich vom Vorurtheil sehr verblendet seyn, wenn man nicht den Hauptfehler dieses Systems bald gewahr werden sollte, daß zu viel auf willkührliche oder schwankende Begriffe gebaut, und daher manches, so anfangs bewiesen scheint, im Grunde nicht bewiesen ist. Aber ob nicht noch dadurch ein merkwürdiger Schritt in dem Fortgange der philosophischen Erkenntniß befördert worden; ob nicht mehr dazu gehörte, ein solches System aufzustellen, als es zu beleuchten und die Fehler daran gewahr zu werden; lässet sich vielleicht nun schon entscheiden.

(*) Meinen Lesern überlasse ich hier Betrachtungen anzustellen über die Krönung der heftigsten Schrift wider die Monadenlehre und das ganze Leibnitzisch-Wolfische System (S. Met. §. 36.) — Das mußte er noch erleben, der Mann, den man Vorzugsweise den Philosophen, und sogar den deutschen *Mercurius Trismegistus* nannte! (S. Brucker in supplement. ad Histor. crit. Philosophiae, S. 895.) Merkwürdiger Beweis von der Hinfälligkeit

keit des Ruhms eines Metaphysikers! Oder soll ich lieber sagen, von der deutschen Freyheit im Denken?

§. 7.

Die Bestimmung der Metaphysik ist noch immer ungewiß geblieben.

In dem Wolfischen System hat die Metaphysik gewissermassen einen Zuwachs an der Kosmologie bekommen, den auch das entgegengesetzte System angenommen hat. Beyde Systeme sind copirt worden. Unzählige male das erstere. Aber bey allem dem ist das System der Metaphysik noch nicht auf einerley Absicht gegründet, und in gewisse Grenzen gebracht. Unter uns Deutschen, die wir so sehr für das System sind, zieht noch immer einer dahin, der andere dorthin, und der eine Theil reisset ein, wo der andere bauet. Und die meisten Ausländer mögen, wie es scheint, mit einer eigenen Wissenschaft von Metaphysik gar nichts zu thun haben.

Natürliche Theologie.

Rom. I, 20.

Τα αορατα αυτȣ τοις ποιημασι νοȣμενα καθοραται.

Natürliche Theologie.

§. 1.

Vorerinnerung.

Die Lehre von Gott enthält die erhabensten Gedanken, zu denen die menschliche Seele sich aufschwingen kann; und diejenigen Grundsätze, auf welche die Sittenlehre der Vernunft erbaut wird, von welchen die allgemeine Wohlfahrt abhängt. Hier ist Leichtsinn Ruchlosigkeit, und Kühnheit Frevel. Keine skeptische Sophisterey, keine dogmatische Spitzfindigkeit, sollte diese heiligen Betrachtungen entstellen.

Um diesen wichtigen Theil der Philosophie seiner Würde und Absicht gemäß abzuhandeln, will ich versuchen, aus unstreitigen und dem gemeinsten Verstande faßlichen Begriffen

und

und Grundsätzen zu philosophiren, und alles zu vermeiden, was den Feinden der Religion zum Vorwurfe Gelegenheit geben könnte. Ich will das Zweifelhafte, auf zweydeutige Worte und strittige Grundsätze hinaus laufende, der Metaphysik überlassen. Ich will dabey das System meiner Kirche vergessen, und mich in Gedanken in jene Zeiten versetzen, wo die menschliche Vernunft noch sich selbst überlassen, noch nicht durch das hellere Licht der Offenbarung erleuchtet, den grossen Gedanken sich dachte.

Erstes Hauptstück.

Von Gottes Exsistenz und Eigenschaften.

Erster Abschnitt.

Von der Exsistenz Gottes.

§. 2.

Allgemeiner Grundbegriff von Gott.

Wenn wir von denjenigen Bedeutungen abgehen, die der Name Gott, oder diesem entsprechende Namen aus andern Sprachen, nur beym Misbrauche und bey der uneigentlichen Anwendung haben: so scheint der Begriff von Gott, der mit größtem Rechte für den allgemeinen Begriff gehalten werden kann, und für einen Grundbegriff, in welchem noch keine strittige Bestimmungen angegeben werden, dieser zu seyn: daß Gott dasjenige Wesen, welches den Grund von dem Daseyn dieser Welt in sich enthält, oder die erste Ursache, von welcher die Welt wenigstens in ihrer Form und Erhaltung herrührt; das höchste Wesen, mit welchem wir in Verbindung stehen.

Aber

Aber gleichwie aus den Gründen, die die Exsistenz Gottes beweisen, sogleich erhellet, daß diese erste Ursache eine von der Welt unterschiedene und eine verständige Substanz seyn müsse; also ist auch keine Religion zu gründen, wofern man nicht dieses in dem Begriffe von Gott annehmen wollte, keine Religion davon zu erwarten. Daher hat man jederzeit, und mit Grunde, diejenigen unter die Gottesleugner gezählt, die zwar dem Namen nach einen Gott erkannt haben, aber nicht unter diesem Namen die erste Ursache der Welt, als ein von ihr unterschiedenes und verständiges Wesen, verstanden haben.

Dieß sind also nothwendige Grundbestimmungen in dem Begriffe von Gott; und in dieser Bedeutung des Namens wollen wir nun die Exsistenz Gottes beweisen.

§. 3.

Ob der Satz, daß ein verständiges Wesen der Urheber der Welt, eine Grundwahrheit? Grund, warum wir vernünftiger Weise ihn annehmen müssen.

Vielen scheint die Lehre, daß ein Gott ist, oder daß ein verständiges Wesen der Urheber und Regent der Welt, eine aus sich selbst so offenbare Wahrheit zu seyn, daß sie selbige unter diejenigen Grundwahrheiten rechnen, die

der

der menschliche Verstand, ohne Räsonnement und Beweise, sogleich mit Ueberzeugung annimt, so bald er sie nur denket; woferne Vorurtheil und Leidenschaft es nicht verhindern, welche gegen alles, was man nur von Wahrheit aufbringen mag, das Gemüth einnehmen und Zweifel erregen können (*).

Es kann aber seyn, daß ihnen nur deswegen diese Wahrheit aus sich selbst klar und einleuchtend zu seyn scheinet, weil sie eine sehr unmittelbare Folge aus einem der gewöhnlichen Hauptgrundsätze des menschlichen Denkens ist; und weil ihnen vielleicht mancher Beweis diese Wahrheit mehr zu verdunkeln als aufzuklären geschienen hat.

Der Grundsatz, der jeden Vernünftigen gar leicht zur Erkenntniß Gottes bringen kann, ist nemlich dieser: daß ein System der Dinge, das so unermeßlich viele Ordnung, Regelmäßigkeit und Vollkommenheit enthält, das den Werken unverständiger Kräfte so unähnlich, hingegen den Werken verständiger Wesen so ähnlich ist, ein verständiges Wesen zum Urheber, Verstand und Weisheit zum Grunde haben müsse (§. 22.).

Dieser Gedanke ist so natürlich; der entgegengesetzte ist so grundlos, allen Regeln des

vernünftigen Denkens so zuwider, daß nur Thoren in ihrem Herzen sprechen: Es ist kein Gott; und Zweifel wider die Exsistenz Gottes nur aus Hirngespinsten, aus Unachtsamkeit, aus irrigen Voraussetzungen, oder aus Begierde zu zweifeln und zu widersprechen, entstehen können (**).

Doch wir wollen diese Zweifel und die scheinbarsten Einwendungen wider diesen Grundsatz untersuchen.

(*) S. *Appeal to Common Sense in Behalf of Religion.* Edinb. 1768.

(**) Das Vorgeben, als ob, wer weiß wie viele Nationen von Atheisten wären, und überhaupt die Atheistenmacherey, haben oft sehr unzulängliche Gründe. Ein eigenes weitläuftiges Buch dagegen ist *Al. Brennae* S. I. opus metaphys. crit. et hist. de generis humani consensu in agnoscenda divinitate. Florent. 1773. 2. voll. 4.

§. 4.

Erster Einwurf: Unsere Erkenntniß geht nicht weiter, als unsere Erfahrung, nicht bis auf die letzten Ursachen.

Wenn alle unsere Erkenntniß auf Erfahrungen beruht; und auch nur die Uebereinstimmung aller unserer Erfahrungen der Grund der Lehrsätze von der Caussalität ist, der Grund, daß wir von allem eine Ursache, von regelmässigen Dingen eine verständige Ursache wissen wollen: (§. 23.) so kann es vielleicht einem

scheis-

scheinen, als ob wir über die Grenzen unserer Erkenntniß giengen, und diese Grundsätze zu weit ausdehnten, wenn wir sie auf den letzten Grund der Dinge, auf die innersten Wesen, auf Welt und ihren Ursprung anwenden a).

Einige möchten hier antworten, daß unsere Erkenntniß nur bey den Empfindungen und bey der Erfahrung entspringt, aber in sich einen andern Grund hat, und daher natürlicher Weise weiter sich erstreckt, als die Erfahrung b).

Aber wenn auch unsere Begriffe und Urtheile keinen andern Grund haben, als die Erfahrung; wäre es dann vernünftiger, das, was diesen auf Erfahrung, das heißt, auf das, was wirklich und gewiß möglich ist, gegründeten Begriffen zuwider ist, lieber anzunehmen, als was ihnen gemäß ist? Wenn keine Erfahrung, und überhaupt kein vernünftiger Gedanke, die Vermuthung veranlassen kann, daß etwas wie die Welt, etwas wie der Mensch, anders als durch die Kraft eines verständigen Wesens vorhanden seyn könne: so muß ich ja eben deswegen, wenn ich sichern Gründen beym Denken folgen, nicht ohne Grund etwas annehmen will, bey der Welt eine Gottheit annehmen (§. 24.).

Aber wir wenden ja gar nicht einmal unsere Grundsätze ausser den Grenzen der Erfah-

rung an, wenn wir nach Grund und Ursache bey denjenigen Dingen fragen, deren Abhängigkeit von Kräften ausser ihnen durch die Erfahrung selbst offenbar ist. Sind nicht alle Dinge dieser Welt, Thiere und Pflanzen, in ihrem Ursprung und in ihrer Erhaltung, sind nicht die grossen Weltkörper also abhängig? Wenn ich bey allen diesen Dingen den Grund ihrer Beschaffenheiten, ihrer Vollkommenheit und regelmäßigen Verknüpfungen ausser ihnen finde; muß ich nicht nach der Grundursache aller dieser Dinge und Verknüpfungen fragen?

a) S. *Hume* Enquiry concerning human Understanding Sect. IV. XI.

b) Homes Versuche, Th. II. Abhandl. über die Kraft.

§. 5.

Zwote Ausflucht: Die Folge der Dinge in der Welt hat keinen Anfang.

Aber hier findet sich vielleicht eine neue Ausflucht. Eines, möchte man sagen, kömmt vom andern; aber ohne erste Ursache. — Also eine Zeugung aus der andern, eine Bewegung aus der andern, ein Mensch vom andern, eine Pflanze aus der andern; und keine erste Ursache, kein selbstständiger letzter Grund zu allen diesen Folgen? Und dieß anzunehmen sollte Vernunft seyn? Wenn ich frage, wodurch eine Kette, deren Anfang oder Ende nicht zu sehen ist, gehalten werde: so soll die Antwort,

daß

daß ihre Glieder unendlich viele sind, vernünftig seyn?

Eine Reihe von Folgen ohne Anfang zur Ursache angeben, ist eben so viel als keine Ursache angeben; ist eine Rede voller Widersprüche (§. 21.).

(*) Einige unternehmen, den Ursprung der Bevölkerung unseres Erdbodens, aus der Geschichte zu erweisen. Allein dieß führet in weitläuftige Untersuchungen, bey welchen die möglichen Einwürfe, wenn sie auch nicht genug gegründet sind, doch immer so viel Schein bekommen, daß die Evidenz des Beweises für wenige nur behauptet werden dürfte. S. Reimarus in den Betrachtungen über die natürliche Religion, S. 40. ff.

§. 6.

Ob die schöpferische Kraft in der Welt selbst seyn könne? Grenze der natürlichen Erkenntniß von Gott.

Aber es sey, daß ein Grund, ein letzter Grund, von allem dem, was wir in der Welt erblicken, da seyn muß; eine Kraft, von welcher Himmel und Erde eingerichtet ist, Menschen und Thiere, Körper und Seelen, ihr Daseyn haben: kann dieser Grund, kann diese Kraft nicht in der Welt selbst seyn? Eine solche Vorstellung scheint, auf verschiedene Weise bestimmt, den Grund mancher der Religion entgegengesetzter Systeme auszumachen. Wir wollen sie entwickeln: so wird erhellen, ob Wahrheit darinne ist, oder nicht.

Was soll dieß heissen: der Grund von der Welt in ihr selbst, der Grund von dem Daseyn der Menschen und der Thiere, der Erde und des Himmels, in der Welt? Wir wollen die Frage theilen. Was soll dieß heissen, die Menschen kommen her von einer Kraft, die in der Welt selbst liegt? Es kann so viel heissen: In den Elementen und ihren Kräften, in der Kraft der Wärme, und der Erde, und des Wassers, und was etwa für andere Elemente in der Natur sind, liegt Grundes genug, daß einmal die Menschen und die übrigen Thiere haben entstehen können.

Aber warum sollte ich dieses glauben? Ganz ein anderes lehret ja die Erfahrung!

Doch es giebt ja auch Erfahrungen, die da beweisen, daß aus lebloser ungebildeter Materie, durch Fäulniß, durch die blosse Wirkung der leblosen Kräfte, Thiere erzeugt werden können? Ein solcher Ursprung eigentlicher Thiere ist noch nicht mit hinlänglichen Gründen bewiesen worden. Und wenn es auch Erfahrungen gäbe, die da bewiesen, daß gewisse Thiere, oder Halbthiere, aus den Wirkungen leblosser Kräfte entstünden; dürfte ich darum einen solchen Ursprung von den übrigen Thieren, und von den Menschen, mir gedenken? (*)

Und wenn ich auch annehmen wollte, daß Thiere und Menschen durch die Kräfte der leblosen Dinge des Himmels und der Erde, haben entstehen können: müßte ich nun nicht fragen, wer hat die Natur also eingerichtet, Himmel und Erde also geformt, und sie in eine solche Verbindung mit einander gebracht, daß, durch die Kräfte ihrer Elemente in einer solchen Verknüpfung, nun solche wunderbare Wirkungen hervorgebracht werden können, daß Menschen durch sie ihr Daseyn erhalten konnten?

Kaum scheint es glaublich, daß es Philosophen gegeben habe, die den Ursprung des ganzen Weltgebäudes dem Zufalle zuschreiben konnten, das heißt: einem nicht durch ein verständiges Wesen veranstalteten Falle, einem Falle, von dessen Erfolg sich kein eigentlicher Grund angeben lässet (Metaph. §. 68.), einem ohngefähren Zusammenstosse ewiger Atomen. Bey der Welt, bey Himmel und Erde, an den Zufall lieber zu gedenken, als an ein verständiges Wesen! Welcher Grundsatz des vernünftigen Denkens, oder welche Erfahrung, rechtfertiget denn einen solchen Einfall? Sollte es nicht erlaubt seyn, ihn Unsinn zu nennen, ohne einer weitern Antwort ihn zu würdigen? Sollte es mehr brauchen, seine Ungereimtheit völlig begreiflich zu machen, als daß man ihn nur ein wenig entwickelt, nur ein wenig über-

leget, was Welt heisse, und was Zufall, oder ein Zusammenstoß unbelebter Atomen heissen könne?

Aber was Zufall genannt wird, kann vielleicht besser Nothwendigkeit genannt werden. Nothwendig sind vielleicht Himmel und Erde entstanden, oder von Ewigkeit vorhanden? Was für eine Nothwendigkeit soll ich denn hier annehmen? Eine absolute Nothwendigkeit in den Wesen der einzelnen Dinge, in der regelmäßigen Verbindung mit einander zu seyn, und regelmäßig mit einander zu wirken? Wie kann ich eine solche absolute innerliche Nothwendigkeit mit Grunde annehmen, da ich weder in mir dergleichen empfinde, noch an irgend einem Dinge sie gewahrnehme? Ich sehe ja, daß die Elemente der Materie zu jedweder Verbindung geschickt sind. Ich sehe, daß ganz andere Verbindungen, nicht solche regelmäßige Verbindungen, zum Vorscheine kommen, wenn sie nicht durch eine verständige, oder wenigstens regelmäßig eingerichtete, Kraft getrieben werden. Und kann ich denn überhaupt eine blinde, d. h. in keinem verständigen Wesen gegründete Nothwendigkeit, bey einer Welt der Geister der Ordnung und des Lebens annehmen? Die Nothwendigkeit, die bey dem Ursprunge und den Veränderungen der Dinge zu ersehen ist, ist also blos eine äusserliche, das heißt, eine Folge der Abhängigkeit, eine

solche, die, nach einem Grund und nach einer letzten Ursache zu fragen, uns bestimmt (§. 5.); nach einem für sich nothwendigen und unabhängigen verständigen Wesen, durch dessen schöpferische Kraft diese Welt der abhängigen Dinge ihr Daseyn erhalten hat.

Es täuschen sich also auch diejenigen mit leeren Worten, die die Natur statt der Gottheit annehmen, nicht den einzelnen Kräften, sondern dem ganzen System, den Grund und Ursprung von allem, was da ist, und geschieht, zuschreiben. Denn das Ganze ist ja nichts anders, als die einzelnen Dinge und Begebenheiten zusammengenommen. Und von ihnen insgesamt, und ihrer Verbindung, müssen wir den Grund in einem verständigen Wesen annehmen, wenn wir vernünftig denken wollen.

Aber wo ist dieses Wesen; wie hänget es mit den übrigen Dingen, mit der Welt, zusammen? Wie eine Seele mit ihrem Körper? oder wie? — Dieß sind Fragen, die die Vernunft völlig zu beantworten, schwerlich im Stande ist; und bey denen sie sich leicht in die Grundirrthümer zurück verlieren kann. Der Mensch, der alles gern im Bilde vor sich sehen möchte, strebt auch nach einer solchen anschauenden Erkenntniß vom Schöpfer. Er sollte bedenken, daß er sie von seinem eigenen Geiste

nicht hat; und gar nicht unternehmen, solche Fragen aufzulösen. Wir wollen unterdessen sehen, was sich bey der genauern Entwickelung des Begriffes von einem Wesen, von welchem die Welt ihr Daseyn hat, offenbaren wird (**).

(*) S. Reimarus S. 88. ff. und die Nouv. Recherches sur les êtres microscopiques, 1769.

(**) Die sonst gewöhnlichen Beweise für die Existenz Gottes, und die angeblichen Einwürfe wider dieselbe, kann man finden in *Hollmann.* Pneumatolog. §. CXXV-CXXXIV. *Schubert.* Metaphys. pag. 505-524; und ausführlicher in *Ioach. Langii* Caussa Dei. Hal. 1723. 8. *Samuel Clarke's* berühmter Tractat ist nicht überall so demonstrativ, als er aussieht.

Zweyter

Zweyter Abschnitt.

Weitere Entwickelung des Begriffes von Gott, in Rücksicht auf die Gründe seiner Realität.

§. 7.

Gott ist independent und ewig. Wir müssen uns von Gott den erhabensten Begriff, der uns möglich ist, machen.

Diejenigen vernünftigen Betrachtungen, die den Menschen zur Erkenntniß Gottes bringen, lehren, ihn als ein verständiges Wesen verehren. Und da die Welt, sein Werk, über unsere Begriffe, herrlich und erhaben ist: so müssen wir ja eingestehen, daß der Herr der Welt vollkommener ist, als wir begreifen können. Aber ob wir denn also gleich nicht so vollkommen, als er ist, uns ihn werden vorstellen können: so dürfen wir ihn doch nicht uns vollkommener uns vorstellen, als wir können; nicht so, daß wir ein anderes Wesen, welches vollkommener wäre, uns vorstellen könnten. Wir müssen demnach Gott als den vollkommensten Geist uns gedenken (Metaphys. §. 62.).

Es kann zwar der Gedanke entstehen, ob nicht vielleicht der Schöpfer der sichtbaren Welt ein eingeschränktes, und von einem höhern abhängiges Wesen sey? Allein, wenn auch dieser Gedanke Grund hätte: so wäre ja alsdann nicht dieser Schöpfer, sondern das höhere Wesen, von welchem er abhängig ist, nach dem Grundbegriffe, Gott (§. 2.).

Wie aus dem Begriffe eines unabhängigen, für sich nothwendigen Wesens, der Begriff der höchsten, unendlichen, Vollkommenheit entsteht; (Met. §. 61.) ist oben untersucht worden. Unnatürlich ist es gewiß, bey einer solchen Menge endlicher Wesen, bey einer solchen Leiter aufsteigender Vollkommenheit, beym Eingeschränkten stehen zu bleiben. Das Endliche sollte seyn: und das Unendliche sollte nicht seyn? Das Unendliche, in dessen Wesen wir allein die Nothwendigkeit des Seyns erblicken? Das erste, unabhängige Wesen sollte eingeschränkt seyn?

Ich will unterdessen doch nicht blos aus dem Begriffe des vollkommensten Geistes fortschliessen, um den Begriff von Gott weiter zu bestimmen: sondern die Eigenschaften Gottes einzeln aus der Betrachtung der Welt zu erkennen suchen.

§. 8.

§. 8.

Gott ist mächtig, gütig und weise.

Was für einen Schöpfer verkündiget denn die Welt? Vor ihm zittern die Könige. Die Erde ist ein Punkt in seinem Reiche. Er hat die Himmel ausgebreitet. Er hat die Kräfte geschaffen, und der Natur Gesetze gegeben. Alles, was grosses vorhanden ist, kömmt von ihm her. Gros und mächtig ist er, weit mehr als wir begreifen können.

Aber ist er groß, Schaden anzurichten? Groß, wehe zu thun? Freut sich nicht jede Creatur ihres Daseyns? Freuen sich nicht Millionen ihres Daseyns?

Wie viel Gutes ist nicht für dich vorhanden, o Mensch! Wie viele Quellen des Vergnügens hast du nicht in dir, und ausser dir?

Wenn nun alles in der Welt übereinstimmt, Gutes zu bewirken; können wir vernünftiger Weise etwas anders annehmen, als daß der Schöpfer das Gute gewollt? Wenn bey einer regelmäßigen Verknüpfung eines das andere befördert, um Gutes zu bewirken; sollen wir da nicht Mittel und Absichten erkennen; und wenn bey der mannichfaltigen Verbindung nicht gesagt werden kann, daß etwas

bes-

besser hätte gemacht werden können, die geschickte Verknüpfung Weisheit nennen (*).

(*) Ueber die Absichten der natürlichen Dinge, zum Beweis der Güte und Weisheit des Schöpfers, verdient vornemlich wieder des sel. Reimarus Natürl. Religion nachgelesen zu werden.

§. 9.

Aber woher das Böse in der Welt? Erörterung dieser Frage in Ansehung des physischen Uebels.

Wenn wir aus der Beschaffenheit der Welt auf die Eigenschaften des Schöpfers schliessen, und wegen des Guten, so wir in derselben antreffen, ihm Vollkommenheiten beylegen: müssen wir nicht gleicher Weise, wegen der Unvollkommenheit und des Bösen, so in der Welt angetroffen wird, Unvollkommenheit und böse Eigenschaften bey ihm vermuthen? Oder sind wir etwa genöthiget, zwey Wesen mit einander als die Ursachen dieser Welt anzunehmen, ein Gutes und ein Böses?

Lasset uns zuerst vernehmen, was man Unvollkommenheit und Bös s nennt.

Wenn derjenige, so über die Unvollkommenheiten und das Uebel in dieser Welt klaget, die Antwort auf die Frage, warum er eigentlich klagt, allemal aufrichtig geben wollte: so würde

de sie ohne Zweifel meistentheils diese seyn, daß er nicht immer so vergnügt sey, als er zu seyn wünsche, indem er oft Schmerz des Körpers empfinde, oft innerlichen Verdruß des Geistes, oftmals Mangel leide an dem, was er zu seinem Vortheile brauchte, daß er von Menschen und Thieren und den leblosen Elementen allerhand Ungemach ausstehen müsse, so oft in seinem Vergnügen gestöhrt, in seinen Absichten gehindert werde.

Es läßt sich aber auch der Klage ein ehrbares Ansehen geben. Man klagt für das ganze menschliche Geschlecht; daß Unwissenheit die Menschen verhindere, ihren wahren Vortheil zu erkennen und zu befolgen, Irrthum sie bestimme, Scheingüter zu wählen, die, statt zu beseeligen, nur beunruhigen und quälen; daß Kriege das Land verwüsten, und Seuchen ganze Geschlechter hinwegraffen; daß der zerbrechliche Körper des Menschen, tausend unangenehmen Empfindungen immerzu ausgesetzet, wenn er mühsam erhalten und ernährt worden ist, zuletzt zerfalle, wann der Mensch zu leben gelernt habe.

Der Unzufriedene schließt vielleicht auch die unvernünftigen Thiere mit in seine Klagen ein. Auch sie empfinden die Unvollkommenheit des irdischen Lebens. Ganze Geschlechter ein

Raub des mächtigen Würgers, der durch Instinkt gezwungen, sie auffrißt. Oft ein Spiel der künstlichen Grausamkeit der Menschen.

Endlich müssen die Elemente und die lebslose Natur selbst zur Klage dienen. Sind sie nicht mit einander im Streite? Die Stürme, die das Meer bewegen, und oft zu Tausenden die Menschen verschlingen; die Ungewitter, die über ganze Gegenden hinfahren, und die Hoffnung des Landmanns, der durch harte Arbeit sein Leben ohnedem mühsam genug erhält, in einer Minute zernichten; die Erdbeben, die Städte in den Abgrund stürzen; sind dieß nicht Beweise von dem unvollkommenen Bau der Welt, müssen sie nicht Zweifel gegen die Vollkommenheit und Güte des Schöpfers erwecken (*)?

Nein, dieses, und alles, was der Missvergnügte, oder der Spötter, zum Tadel der Schöpfung sagen kann, beweiset nicht, daß die Welt könnte besser seyn; rechtfertiget vor der nachdenkenden Vernunft keinen Zweifel wider die Güte und Weisheit des Schöpfers; gründet nicht die Vermuthung von zweyen höchsten Wesen, einem guten und einem bösen Schöpfer. Genauere Erwägung zeigt uns dieses gar leicht bis zur hinlänglichen Befriedigung.

1) Bey allen diesen Klagen wird gewöhnlich durch einseitige Betrachtung das Uebel in der Welt zu groß vorgestellt. Die Liste des Uebels ist leicht groß zu machen. Denn die Welt ist groß. Sollte aber die Menge des Uebels auch noch groß scheinen, wenn das Gute gleichfalls gezählt, und damit vergleichen würde? Die Summe der angenehmen Empfindungen neben der Summe der unangenehmen gestellt, würde die Zahl der letztern nicht als unendlich klein verschwinden? Aber so ists, eben weil die unangenehme Empfindung wider die Natur ist, so wird sie leicht bemerket, die angenehme aber leicht übersehen. Daher vergißt der Mensch in einer verdrüßlichen Viertelstunde, wo er unzufrieden ist mit seinem jetzigen Zustande, gar leicht alles das Gute, so ihm zu Theil worden ist, spricht der Welt die Vollkommenheit ab, weil er sie durch den Nebel der unangenehmen Empfindung nicht gewahr wird, urtheilt, daß die Welt voll Unvollkommenheit, weil er voll Unmuths ist.

2) Unwissenheit nennt oft dasjenige schlechthin Uebel, dessen überwiegender Nutzen leicht zu erkennen ist. Das allermeiste von dem, was in der Anklage des Schöpfers als böse vorgestellet wird, ist gut,

wenn man es auf einer andern Seite betrachtet. Die Stürme verwüsten. Aber Stürme reinigen auch die Luft von schädlichen Dünsten. Der Donner verheeret die Früchte. Aber er befördert auch ihr Wachsthum. Und Stürme, Donner und Erdbeben müssen die Menschen bisweilen erinnern, daß sie, und ihre Werke, Staub sind, daß eine höhere Macht über ihnen ist, die sie zerschmettern kann. Ueberhaupt wo bliebe die Tugend ohne Unglück, wo Standhaftigkeit, Mitleiden? Und ist nicht immer eines Unglück des andern Glück? Allerley Krankheiten nehmen die Menschen hinweg. Aber sollten Menschen nicht sterben? Muß nicht ein Geschlecht dem andern Platz machen? Ganze Geschlechter von Thieren sind ein Raub des mächtigern Würgers. Gewiß das Unglück dieser Thiere ist dabey so groß nicht, als es vorgestellet werden kann. Alles wohl erwogen, möchten sie wohl noch dabey gewinnen. Speise mußte doch da seyn. Es ist ja eher ein Beweis von der Güte des Schöpfers, als vom Gegentheile, daß er die Materie, die schon als Speise nöthig war, hat Antheil nehmen lassen an dem Leben und an der Glückseligkeit (**). Es scheint übel zu seyn, daß die Menschen schwach gebohren wer-

werden, schwächer als die meisten unvernünftigen Thiere. Aber wenn das Kind in den ersten Monaten entlaufen könnte: wo bliebe die Ausbildung? Daß die Erkenntnißkräfte, und überhaupt die Fähigkeiten, die Glücksgüter und andere Vortheile des Lebens, ungleich ausgetheilet sind unter den Menschen, knüpfet dieß nicht das Band der Gesellschaft? Ist nicht Arbeit zur Gesundheit des Menschen nöthig, und eine mannichfaltige Quelle des Vergnügens? Sind es nicht die Bedürfnisse, die die Fähigkeiten des menschlichen Verstandes erwecken und wirksam machen? Der Schmerz selbst ist gut. Er erhöht die angenehme Empfindung. Er ist eine Quelle des Vergnügens bey der Erinnerung an das überstandene Ungemach.

3) Die meisten Beschwerden rühren davon her, daß jeder Mensch gar leicht verlangt, sein Vergnügen sollte die einzige Absicht seyn, auf welche alles andere eingerichtet wäre; daß er voraussetzet, alle Vollkommenheit der Schöpfung müsse auf diesem Erdball vereiniget, oder derselbe müsse der vollkommenste Planete seyn. Er legt zum Grunde, daß nach der Vollkommenheit dieses Lebens die Vollkommenheit der Schöpfung in Ansehung des

Menschen beurtheilet werden könne. Und diese Gründe sind, wo nicht offenbar thöricht, doch wenigstens willkührlich angenommen.

4) Das Endliche ganz vollkommen zu verlangen, ist widersinnig (Metaph. §. 72.). Die Forderung, daß diese oder jene Unvollkommenheiten bey den Dingen dieser Welt nicht seyn sollten, ist also so lange ein unbesonnenes Begehren, bis ausgemacht ist, ob sie dem Guten unbeschadet hätten wegbleiben können. Will man z. B., daß die Menschen den unangenehmen Empfindungen nicht ausgesetzt seyn sollten: so muß man beweisen, daß alles das Gute, so nun in der Welt ist, daß das, was reel und gut ist am Menschen, und für den Menschen, hätte da seyn können, wenn jene Unvollkommenheit nicht gewesen wäre. Wie will man dieses beweisen? Genug, daß man nicht zeigen kann, daß irgend etwas schlechterdings böse sey, zwecklos in der Schöpfung vorhanden, oder nur die Lebendigen zu quälen, und ihre Glückseligkeit zu mindern. Genug, daß beym Bösen überwiegendes Gute überall leicht zu erkennen; wo nicht auf einer Seite, doch auf der andern. Und wie viele Hindernisse sind nicht dem

Uebel

Uebel entgegengesetzt! Wie ist nicht alles zur Erhaltung des Guten eingerichtet!

Würde also die Welt geschaffen seyn, wenn der Schöpfer Lust am Uebel hätte, oder, welches eben so viel sagt, durch seine Natur bestimmt wäre, das Schlimmere vor dem Bessern zu wählen?

(*) Die so oft, und selbst von *Maupertuis*, (Oeuvres Tom. I. p. 16.) wiederhohlte Declamation wider die Vollkommenheit unserer Erd-Welt, kann man in ihrer Quelle lesen beym Lucrez lib. V. v. 195-256.

(**) Hieher gehört besonders A philosophical Survey of the animal creation. Lond. 1768. Deutsch 1770.

§. 10.

Besondere Betrachtung über das moralische Uebel.

Es ist eben so leicht, der Anklage des Schöpfers der Welt in Ansehung des moralischen Uebels Gründe entgegen zu setzen, bey denen die Vernunft sich beruhigen kann.

Kann die Welt eines weisen und mächtigen Schöpfers so voll von Uebertretung, Missethaten und Bosheit seyn? fragt der Zweifler.

Ich frage dagegen:

1) Was nennst du Welt? Ist das menschliche Geschlecht die Welt; und ist die

Geschichte des irdischen Lebens die ganze Geschichte des menschlichen Geschlechtes? Hätte Gott keine Menschen schaffen sollen; oder Menschen, die in dieser Welt nicht hätten übertreten können? Oder sollte er jedweder Uebertretung, jedweder aus Irrthum entstehenden bösen Begierde, oder nur der äusserlichen Handlung, unmittelbar widerstehen? Erwäge diese Fragen: und siehe, ob noch Vernunft in deiner Beschwerde ist.

2) Wenn der Schöpfer zur Verhinderung des Bösen solche Mittel gebrauchet, die mit der Natur des Menschen bestehen können, Mittel, die seinen Ernst, wie seine Weisheit, offenbaren; wenn er die Ausbrüche desselben zum Guten lenket: kann man mehr verlangen, um von der Vollkommenheit seines Wesens auch in diesem Stücke sich zu überzeugen? Du kannst leicht erkennen, daß er das erste gethan hat, und noch immer thut. Das Gewissen, es sey was man will, ist ein mächtiger Zeuge. Der bösen Begierde hat er die unangenehmen Folgen, den innerlichen und äusserlichen Schmerz, entgegengesetzt. Die Leidenschaften müssen einander im Zaume haltrn. Und das Böse muß dem Bösen Einhalt thun. Auch bey dem Leiden, so durch das moralische

Uebel

Uebel verursacht wird, ist das Uebergewicht des Guten, so damit verknüpfet ist, nicht schwer zu erkennen. Es befördern oft die Stürme in der moralischen Welt das Wachsthum der Tugend, und verherrlichen sie. Es ist viele Tugend in der Welt, wenn sie gleich nicht so hervorsticht, wie das Laster. Das Ideal der moralischen Schönheit ist zerstreuet; aber durch diese Vertheilung kömmt eine Wirksamkeit im Ganzen heraus, die bey dem Maasse von Kraft, so der Menschheit zukömmt, ausserdem wohl nicht wäre zu erhalten gewesen."

Es ist nicht die Sache des Menschen, das Verhalten des Schöpfers zu rechtfertigen, und die Zulassung des Uebels in jedwedem einzelnen Falle zu erklären. Auch können wir nicht sagen, daß alles, was geschieht, an sich gut, und den Absichten des Schöpfers gemäß sey. Aber wenn der Mensch nicht im Stande ist, die Gründe des Verhaltens der göttlichen Weisheit bey allem, was in der Welt ist, und geschieht, anzuzeigen: so darf er es noch weit weniger unternehmen, dieses Verhalten zu tadeln, und den Schöpfer eines Fehlers zeihen.

Die Summe von allen den bisherigen Betrachtungen ist diese. Daß Gutes in Mens-

ge vorhanden ist, dieß wissen wir gewiß. Offenbar beweiset die ganze Anlage der Schöpfung überall Güte und Weisheit. Ob dasjenige, was wir Unvollkommenheit nennen, im Ganzen erwogen, nach allen Verhältnissen und Folgen betrachtet, noch Uebel fürs Ganze, ob es der grössern Vollkommenheit unbeschadet hätte können verhindert werden; dieß können wir auch nicht in einem einzigen Falle gewiß wissen. Oft genug erfahren wir, daß dasjenige, was böse schien, auf einer andern Seite betrachtet, und in seinen Folgen erwogen, gut zu nennen. Kann die Vernunft hierbey in ihrem Urtheile noch lange unschlüßig bleiben? Ist hier Grund, den Schöpfer für ein ohnmächtiges, bösartiges Wesen zu halten, oder einen bösen Gott neben ihm anzunehmen (*)?

Wenn es dir aber mit deinem Eifer wider das moralische Uebel ein Ernst ist; so bessere dein Herz, und befördere Wahrheit und Tugend unter deinen Brüdern;

(*) Ausser den Abhandlungen über dieses Lehrstück, in Hutchesons Sittenlehre der Vernunft, B. I. Abschn. IX. Reimarus N. R. Abh. IX. Jerusalems Betrachtungen über die Relig. Betr. V. Basedows Philaleth. §. 208. Elementarbuch dritt. St. bleiben Leibnizens Theodicée und Bilfingers Comment. Philosophica de origine et permissione Mali, praecipue moralis, Tubing. 1743, als Hauptschriften noch immer schätzbar.

§. 11.

Vernünftig ist es, nur einen Gott zu glauben.

Wir gelangen zur Erkenntniß des Daseyns Gottes, indem wir dem Grund und Ursprunge der Dinge dieser Welt nachdenken. Wenn nun bey Annehmung eines höchsten verständigen Wesens das Daseyn der Welt begreiflich ist: so wäre es ohne Grund, wenn wir mehrere höchste Wesen annehmen wollten.

Der blöde Sinn des Menschen hat zwar oft nahe Quellen seines Glücks seine Götter genannt (*). Aber die Vernunft der Weisesten unter den Heyden hat sich über diese bis zu dem einzigen höchsten Wesen geschwungen, und die Ungereimtheit der Vielgötterey erkannt. Die ganze Natur, einfach in ihren Gesetzen, so manchfaltig sie in ihrem Reichthume ist, ganz auf eine Absicht zusammen gestimmt, kündiget der Natur einen Schöpfer an; nicht mehrere. So bald wir nur erst mehr als einen Gott annehmen wollten; so wären auch für die Vielgötterey keine Gränzen mehr; so würden Gott und Religion ein Spielwerk der Imagination. Die Mehrheit der Dinge einer Art scheinet nur für eingeschränkte, und von einer ersten Ursache abhängige Wesen sich zu schicken.

(*) S. Cic. N. D. II. 23. f.

Zweytes Hauptstück.

Von dem Verhältnisse, in welchem Gott und die Geschöpfe mit einander stehen.

§. 12.

Ob Gott die Welt aus nichts geschaffen.

In den bisherigen Betrachtungen von Gott haben wir den Schöpfer nur als Baumeister betrachtet, als die Ursache von der Ordnung und Regelmäßigkeit, so in der Welt ist; von den Gesetzen, durch welche die Kräfte der Natur bestimmt sind, als den Schöpfer Himmels und der Erde, der Menschen und der Thiere.

Dieser Begriff ist ohne Zweifel ergiebig genug, um Religion darauf zu gründen, und unser Verhalten darnach zu bestimmen. Und man würde diejenigen nicht mit Recht unter die Gottesleugner zählen, die nach diesem Begriff einen Gott glauben.

Aber wir wollen nun doch die bisher bey Seite gesetzte Frage, ob Gott die Welt aus nichts

nichts geschaffen, oder ob die Materie, der Urstoff der Substanzen, ewig, und neben Gott selbstständig, aufmerksam untersuchen.

Formlosen Körperstoff, oder wenn man auch dieß in dem Begriff der ersten Materie sich mitdenken wollte, ungebildeten, unbelebten, Geisterstoff (Metaph. §. 55.) für sich und unabhängig vorhanden anzunehmen, ist gewiß ein sonderbarer Gedanke, der weder aus dem, was wir von Körpern und Geistern wissen, deren Kräfte und Eigenschaften so abhängig von äusserlichen Ursachen sich beweisen, noch aus dem allgemeinen Begriffe endlicher Wesen gefolgert werden kann. Das Unendliche ist durch sein Wesen zum Daseyn nothwendig bestimmt; aber vom Endlichen erhellet dieses nicht nach dem allgemeinen Begriffe (Metaph. §. 61.).

Aber vielleicht ist dieß, daß nur Etwas vorhanden, schon Grundes genug, um zu behaupten, daß es dem Wesen nach ewig vorhanden seyn müsse? Auch diese Folge erhellet nicht. Es ist wahr, wir können uns den Ursprung aus nichts, auch bey Annehmung einer wirkenden Ursache, nicht begreiflich machen, weil wir keine solche Erfahrung haben. Aber dieß ist nicht genug um ihn zu leugnen. Dennoch bekömmt dasjenige was wir uns vorstellen, da-

durch

durch gewissermassen eine Exsistenz. Wie viel mehr muß nicht der U. Substanz möglich seyn, denn uns? a)

Eher können wir uns auch vorstellen, wie Gott Erkenntniß von allen Dingen habe, wenn wenn wir sie durch ihn allein vorhanden annehmen, und seine eigene höchste Unabhängigkeit behaupten. Hingegen ist auf der andern Seite, bey Annehmung einer vor sich selbst vorhandenen Materie, ein neuer Grund vorhanden, sowohl das Daseyn des Uebels zu erklären, als die metaphysische Freyheit der Geister zu behaupten (Metaphys. §. 57.). Und wenn denn also auch diese Voraussetzung nicht nöthig wäre, um bey jenen Untersuchungen sich zu beruhigen: so scheint es doch der Vernunft nicht zu verargen, wenn sie ungewiß bleibt, ob die eine oder die andere der einander entgegengesetzten Vorstellungen dem wahren innersten Verhältnisse des Schöpfers und der Geschöpfe näher kömmt, welches aufs genaueste zu bestimmen, uns nicht möglich ist, was für Namen und Begriffe wir auch dazu gebrauchen wollten b).

a) S. Wolf Metaphys. §. 1053.

b) Wider die Schöpfung aus Nichts streiten unter den neuern Schriftstellern *Prémontval*, S. la Theologie de l'Etre, in den Vües philosophiques tom. II. Amst. 1757. 8. und ein Ungenannter in dem System der Wesen enthaltend die metaphysischen Principien der Natur, und dessen Erläuterungen, 1769. Daß

die

die Welt zwar nicht ewig, aber doch immer vorhanden gewesen, sucht zu beweisen *Robinet* de la Nature, Tom. III. Einen Gegenbeweis findet man in *Schuberti* Metaphys. p. 521. sequ. Die Möglichkeit einer ewigen Welt behauptet nebst vielen andern auch Wolf Metaphys. Th. II. §. 1075.

§. 13.

Warum Gott die Welt erschaffen.

Das Verhältniß zwischen Gott und der Welt genauer zu bestimmen, kömmt es auch mit auf die Frage an, was Gott bewogen, die Welt zu erschaffen; und zu was für einem Endzwecke er sie erschaffen?

Wenn wir vernünftiger Weise dasjenige für die Absicht bey einer Einrichtung halten, welches zu befördern alles auf das genaueste mit einander übereinstimmt: so ist gewiß offenbar, daß die Welt, so weit wir sie nur einigermassen genau kennen, so weit sie uns interessirt, eingerichtet und bestimmt sey, ein Wohnhaus der Lebendigen zu seyn, daß diese Glückseligkeit darinne geniessen. Eine andere Ursache können wir uns mit Grunde ohnedem nicht bey einer Welt gedenken (Metaph. §. 69. 72.). Also, weil er gütig ist, hat Gott die Welt erschaffen; und das Wohl der Lebendigen ist der letzte Zweck der ganzen Einrichtung derselben (*).

Nicht um des Menschen willen, nicht um der vernünftigen Wesen willen allein, ist dem-

demnach die Welt geschaffen. Sondern wenn wir die Mannichfaltigkeit der empfindenden Wesen auf dieser Erde erwägen, und zum Grunde weiterer analogischer Schlüsse machen: so scheint es vielmehr, daß die unendliche Menge aller nur möglichen Arten von angenehmer Empfindung und Seligkeit, der Zweck der Schöpfung sey.

(*) Eine letzte Absicht muß etwas absolutes seyn, und etwas so an und für sich selbst gut ist, nicht in weiterer Rücksicht, ein *Extremum*, τελος. Die Verherrlichung Gottes, oder die Offenbarung seiner Vollkommenheiten, kann ich mir wohl als eine nothwendige Folge der Schöpfung, und als ein Mittel der Seligkeit der Lebendigen, gedenken, aber nicht als den letzten Zweck. Doch man s. Wolf Metaphys. §. 1045. *Schubert* p. 582. sqq. *Boehm* §. 766. sqq.

§. 14.

Von der Fürsehung Gottes.

Gott hat die Welt geschaffen, daß sie ein Wohnhaus unzähliger Arten von Geschöpfen seyn sollte. Dieß ist sie noch immer. Das Uebel, das unzertrennlich vom Guten in der Welt ist, hier und da Unordnung anrichtet, und die Glückseligkeit mindert, nimt doch nicht so Ueberhand, daß die Ordnung nicht immer wieder hergestellt, die Vollkommenheit im Ganzen nicht erhalten, oder noch immer vermehret würde.

Immerzu bringt die Erde aus ihrem Schooße Unterhalt für die Lebendigen reichlich hervor. Die Geschlechter der Thiere und Menschen werden fortgepflanzet, und bleiben im zweckmäßigen Verhältnisse unter einander a). Der halbfreye und halbgefesselte Mensch ist so weit frey, als er es seyn muß, um das Glück eines vernünftigen Geschöpfes geniessen zu können; und so viel durch die Dinge auſſer ihm gebunden, daß seine Thorheit nie das Ganze zerrütten kann. Er arbeitet an seinem Glücke mit Fleiß und Klugheit. Aber wenn er es allein schaffen sollte! Wenn nicht seine Anschläge ihm oft so glüklich vereitelt würden, wenn nicht oft die Mittel, die die nöthigsten waren, aber an die er nicht dachte, oder die nicht in seiner Gewalt stunden, unvermuthet sich vor ihm fänden; wenn nicht so viele Gefahren, die dem menschlichen Leben drohen, die der Mensch zu wenig siehet, um durch Klugheit ihnen ausweichen zu können, ohne sein Zuthun von ihm abgewendet würden: wie schlecht würde der Mensch sein eigenes Glück befördern? Unwissend, oft wider seinen Willen, schaffet er Gutes, befördert die wichtigsten, heilsamsten Veränderungen. Das, worauf kein Mensch denket, oder was doch keiner völlig in seiner Gewalt hat, wenn er auch darauf denken wollte, das, wogegen der kurzsichtige Mensch so oft seine Anstalten richtet, systematische Glückseligkeit, wird unter dem menschlichen

lichen Geschlechte, und so weit wir die Welt kennen, bey einer anscheinenden, Zerrüttung drohenden, Unordnung, immer erhalten, und durch eine in unendliche Verknüpfungen versteckte, aber hier und da zur Bewunderung hervorleuchtenden, Regelmäßigkeit befördert.

Dieß denken wir uns hauptsächlich, wenn wir von einer Fürsehung reden, wodurch die Welt erhalten und regieret würde; wenn wir behaupten, daß nicht nach blindem Glücke, Schicksal, Zufall und Ohngefähr, die Veränderungen, in der Geisterwelt sowohl, als in der Körperwelt, erfolgten; daß eine höhere Macht, eben diejenige, die die Welt erschaffen, dieselbe auch erhalte und regiere. Und daß dieser Glaube kein Traum und ungegründeter Einfall, muß ein jeder Vernünftiger aus den kurz angezeigten Betrachtungen ohne Zweifel bald erkennen.

Wenn wir uns den Begriff von dieser Fürsehung mehr aufklären wollen: so müssen wir uns dabey Gott als allwissend und allgegenwärtig gedenken. Ja, anders können wir uns den Schöpfer der Welt gar nicht gedenken, als allwissend und allgegenwärtig. Es ist nicht nöthig, daß wir die Möglichkeit der Allwissenheit und Allgegenwart genau verstehen oder begreifen. Wenn wir nur nicht

unnö-

unnöthige willkührliche Bestimmungen dazu setzen: so ist nichts bey diesen Begriffen zu finden, so einen Einwurf dagegen gründete.

Auch ist nichts, so den vernünftigen Begriffen von Gott oder andern Vernunftwahrheiten zuwider wäre, wenn wir annehmen, indem wir eine Fürsehung behaupten, daß Gott einen jeden Menschen, und ein jedwedes Stäubchen, an sich und in seinen Verhältnissen aufs Ganze, aufs vollkommenste erkenne, von Ewigkeit und immerzu erkenne; daß er, indem er ein System unzähliger zum Wohlseyn bestimmter Creaturen werden und fortdauern heisset, auf das Wohl einer jeden derselben insbesondere, so wie auf die Veränderung derselben unter einander, zur Erhaltung der besten Absicht, sehe, und seine schaffende oder erhaltende Macht und Weisheit dahin gerichtet seyn lasse. Diesem widersprechen, heisset der Fürsehung überhaupt, und den vernünftigen Begriffen von Gott widersprechen. Der Wahn, als ob die Fürsehung zwar aufs Ganze, aber nicht auf jedweden Theil, aufs Grosse, aber nicht aufs Kleine, auf die Geschlechter und Arten, aber nicht auf die einzelnen Geschöpfe, sich erstrecke, ist widersinnig und grundlos b).

Dieß freylich wäre wider die Gründe unserer Erkenntniß von Gott und der Fürsehung,

wenn wir uns einbilden wollten, daß Gott dabey auf das Individuum anders, als in Beziehung auf die größte Vollkommenheit des Ganzen, Bedacht nehme; oder daß er mit zweckloser Uebergehung der natürlichen Mittelursachen, und wider die zur Gründung und Erhaltung der Regelmäßigkeit des Ganzen bestimmten Gesetze, unmittelbar wirke. Aber wenn das Wohl der Lebendigen der offenbare Zweck der Schöpfung ist: so läßt sich nicht behaupten, daß dasselbe der unbedingten Nothwendigkeit der Gesetze, nach welchen die leblose Natur eingerichtet ist, unterworfen sey; sondern daß vielmehr die Gesetze der Körperwelt zum Besten der Geisterwelt, nach den Erfordernissen, die bey einem jedwe-den lebendigen Wesen der Schöpfer vorausgesehen hat, und immer sieht, und nach der dabey bedachten Vollkommenheit des Ganzen, angeordnet und bestimmt seyen.

Ob übrigens die Erhaltung der Welt eine Wirkung Gottes wie die Schöpfung, eine fortwährende Anwendung der schöpferischen Kraft; oder ob Gott durch einen Act der Schöpfung alles also gegründet, daß von dort an alles nun natürlich geschieht, nichts mehr unmittelbar geschaffen wird; dieß sind Fragen, bey denen die Begriffe leicht in dem Dunkeln unserer Unwissenheit sich verlieren, die aber auch, der Religion unbeschadet, unausgemacht bleiben können.

Die

Die Einwürfe wider die Fürsehung sind von eben der Art, wie die Einwürfe wider die Exsistenz Gottes, oder wider die Weisheit und Güte desselben: Einwürfe der vermessenen Unwissenheit, auf offenbar falsche, oder willkührliche, oder zu weit getriebene Folgerungen und Hypothesen gegründet c)

a) Süßmilchs göttliche Ordnung in der Veränderung des menschlichen Geschlechtes. Berlin 1765.

b) S. Kästners Betrachtungen über die Art, wie allgemeine Begriffe im göttlichen Verstande sind.

c) Reimarus Abh. VIII. XI. Jerusalem Betracht. IV.

§. 15.

Gottes Wille das höchste Gesetz für uns. Was die Vernunft davon erkennet?

Wenn alles in der Welt, so weit wir sie kennen, vermöge der Einrichtung des Schöpfers, mit einander übereinstimmt, die Glückseeligkeit der Lebendigen zu befördern: so ist ja ohne Zweifel der Wille Gottes, daß auch durch die frey nach angenommenen Grundsätzen und deutlicher Vorstellung, wirkenden Geschöpfe diese Glückseeligkeit befördert werde, daß ihre Handlungen darnach eingerichtet seyn sollen. Daß insbesondere die Menschen, deren Wohlseyn von ihrem wechselseitigen Verhalten so sehr abhängt, sich alle als gleich abhängig von einem höchsten Wesen, als Mitbürger eines Staates und als Brüder betrachten sollen.

Und wenn der Mensch diesen göttlichen Willen erkennet: so muß er es ja wohl für seine Pflicht halten, nach demselben, als seinem höchsten Gesetze, sich zu richten? Das Gewissen, ein Trieb, der von der Natur kömmt, wie er auch in ihr gegründet ist, befiehlt es ihm. Und die Vernunft stimmt damit überein. Sie lehret den gütigsten Vater lieben, und den allmächtigen Herrn verehren. Sie erkennet den Heiligen, der nicht Lust hat an Missethat und Uebertretung; und den Gerechten, der nach weiser Güte, nicht zweckwidrig, nicht partheyisch, sondern nach Verdiensten, nach dem Verhalten gegen die Gesetze der Ordnung und allgemeinen Vollkommenheit, Gutes und Böses austheilet; zur Aufmunterung der Rechtschaffenheit, zum Schrecken des Lasters, sich gütig und mächtig beweiset (Metaph. §. 63.). Sie unternimt nicht, seine Rathschlüsse bey allem, was in der Welt geschieht, zu erklären; aber es ist ihr leicht, bey den Zweifeln, so wider die Gerechtigkeit und Heiligkeit Gottes von der vermessenen Unwissenheit vorgebracht werden, sich zu beruhigen. Indem sie von allem dem, was sie siehet und gewiß weiß, auf das Verborgene, von dem, was bereits geschehen ist, auf das Künftige schliesset; indem sie bald dem Begriffe vom Schöpfer, wie alle vernünftige Betrachtungen ihn gründen, bald den natürlichen Folgen der Handlungen nachdenket; wird sie voll-

kom-

kommen überzeugt, daß, wenn der Mensch sich gründlich beruhigen, des Wohlgefallens des Schöpfers, von dem sein Glück abhängt, sich versichern, und nicht künftige — wer weiß wie lange währende! — eigene Unglückseeligkeit gründen wolle, er sich befleißigen müsse, seine Kräfte, nach dem göttlichen Willen, zur Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt, zur Erhaltung der Vollkommenheit und Ordnung in der Welt, anzuwenden.

§. 16.

Vernunftgründe, ein Leben nach dem Tode zu hoffen oder zu fürchten.

Wir müssen uns den Schöpfer der Welt als das vollkommenste Wesen vorstellen. Insbesondere haben wir von seiner vollkommensten Güte so mannichfaltige und deutliche Beweise, daß wir, das Beste von ihm zu hoffen, hinreichenden Grund, aber keine Ursache haben, zu vermuthen, daß uns weniger Glückseeligkeit beschieden seyn sollte, als uns, der Ordnung und Vollkommenheit des Ganzen unbeschadet, zu Theil werden kann.

Ist nicht hierdurch die Hofnung eines Lebens nach dem Tode, die Hofnung der Unsterblichkeit, schon zum vernünftigen Gedanken gegründet? Eine geheime Stimme, scheint es, saget dem Menschen: du bist zu einem andern

Leben, als dieses irdische ist, du bist zur Unsterblichkeit bestimmt; dieß ist nur die erste, oder vielleicht die zwote Stufe der Entwickelung der in dir verborgenen Fähigkeiten; ein anderes Leben, aber auf dieses gegründet, stehet dir bevor. Auch ohne es beweisen zu können, hoffet dieses der Mensch.

Vielleicht ist diese innerliche Stimme nichts, als die Vernunft in dunkeln Begriffen. Ich nehme sie für nichts anders an. Aber wenn es nur Vernunft ist.

Verschiedene Betrachtungen unterstützen meine Hofnung. Kein Theilchen der Materie, keine körperliche Kraft, kömmt um. Und Geisteskräfte, Verstand und Einsichten, Wille und Seeligkeit, die letzten Zwecke der Natur, sollten also hinfällig seyn? Ich sehe in der Natur nichts als Verwandlung. Ich sehe Thiere eine Larve abwerfen, und in einer bessern Gestalt verneuert leben. Vernichtung sehe ich in der Natur gar nicht. Und mein Geist kann nicht umkommen, als durch Vernichtung; wenigstens ist er nicht verweslich, wie ein Körper, und ich habe nicht Ursache zu fürchten, daß er mit dem Körper sterben müßte. Ob er nicht immer einen Körper zum Denken nöthig habe; weiß ich zwar nicht. Aber ich weiß auch nicht, wie er in diesem groben irdischen Körper, und

mit Hülfe solcher Werkzeuge, das Geschäfte des Denkens verrichtet. Ein feinerer, dem irdischen Auge unsichtbarer Körper, in diesen sterblichen Körper verhüllt, könnte vielleicht den neuen Menschen vorstellen. Sollte der unbegrenzte Trieb nach Vollkommenheit und Glückseeligkeit, der, wenn er nicht gerade auf kurze Zeit an eine irdische Empfindung gefesselt ist, eine beständige Quelle von Wunsch und Hofnung ist, sollte der blos um dieses Lebens willen, der menschlichen Natur also eingeprägt seyn? Ich kann mich nicht davon überreden. — Und mein Vermögen zu denken, mich, die Welt, den Schöpfer, zu erkennen; mein Vermögen, Vergnügungen der höhern Art zu empfinden, sollte schon bey dieser Grenze sein Ziel haben? Es ist zu viel für dieses Leben.

So bald ich annehme, daß das Leben der menschlichen Seele mit diesem irdischen Leben ein Ende nehmen wird: so verliere ich mich in ungereimte Folgen und widersprechende Gedanken. So kann der Mensch Gott, wie einem irdischen Herrn, trotzen, wenn er nur Muth genug hat, das Leben zu verachten? a) So sind die Folgen der Handlungen in diesem Leben die einzigen vernünftigen Bewegungsgründe? So wäre uneigennützige Tugend Thorheit, und die vornehmste Quelle ihrer Stärkung und Beruhigung wäre dahin? b) Oder locket der Schöpfer etwa

nur durch täuschende Hofnung, die er nie erfüllen will, nicht erfüllen kann, zur Tugend? Sollte irrende Hofnung nur der Lohn ihres der Welt verborgenen Eifers, der geheimen wohlthätigen Bemühungen seyn? Der listige Bösewicht sollte, triumphirend über die leidende Unschuld, auf ewig die Scene verlassen? Der Unschuldige, durch einen irrenden Richterspruch zur marternden Folter, zum schimpflichen Tode verdammt, sollte so sein Daseyn beschliessen?

Aber wenn dem Menschen noch ein Leben bevorsteht; hat der Ruchlose, der seine Pflichten nicht erfüllet, der den Gesetzen, die die Vernunft als göttliche Gesetze erkennet, entgegen handelt, hat dieser nicht Ursache, das künftige Leben zu fürchten, wie es der Rechtschaffene hoffet? Er fürchtet es, und er hat Ursache es zu fürchten. Jsts nicht wahrscheinlicher, daß dieses Leben in jenes andere natürliche Folgen haben werde, als daß es sie nicht haben werde? Darf der Ruchlose hoffen, daß der Schöpfer ihn halten werde, wie den Rechtschaffenen? Kann er vernünftiger Weise sich mit der Vernichtung trösten? Muß er nicht ewige Strafen, natürliche, von der Zurückwirkung des durch ihn bewirkten Bösen, von seinem Gewissen bey der Erinnerung, oder vom Zurückbleiben im Wege zur Vollkommenheit; oder durch den richterlichen Ernst des heiligen,

weis-

weislich gütigen Gottes, besonders veranstaltete, das Böse bezeichnende, hindernde, Strafen fürchten? c).

Wenn diese Furcht von der unpartheyischen Vernunft nicht völlig, bis zur dauerhaften Beruhigung, gehoben werden kann; wenn diese Hoffnung eines künftigen Lebens nur bis zu einem überwiegenden Grade wahrscheinlich ist, wären auch die Gründe dieser Furcht und Hoffnung nicht völlig evident; so würde ja doch die Vorschrift der Vernunft diese seyn, daß der Mensch sich bemühen müsse, auf Erden also zu leben, daß er sein anderes Leben freudig hoffen darf, nicht beängstiget fürchten muß d).

a) S. Käſtners Erläuterung eines Beweisgrundes für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Göttingen 1767.

b) S. den Phädon des Herrn Mendelsohn.

c) Zur vernünftigen Furcht scheinen mir diese und andere Gründe hinlänglich. Aber die absolute Nothwendigkeit ewiger Strafen scheinet mir auf keine Weise zu erhellen. Den dazu gebrauchten Beweisen fehlet es bald an erwiesenen oder selbstevidenten Forderſätzen, bald an der Schlußfolge.

d) G. F. Meiers Gedanken von dem Zustande der Seele nach dem Tode; und Ebendeſſ. Beweis, daß die menschliche Seele ewig lebt, verdienen hiebey nachgelesen zu werden.

§. 17.

Sehnsucht der Vernunft nach einer höhern Offenbarung.

Dieß sind Gedanken der Vernunft über Gott und über das Verhältniß zwischen Gott

und den Menschen. Die allermeisten derselben finden sich häufig in den Systemen der alten Philosophen, und unter den Meynungen der heydnischen Völker. Aber es ist nicht zu leugnen, daß die Philosophen, die bey diesen Betrachtungen, der Wahrheit am nächsten gekommen sind, sie doch nicht mit festem Beyfalle behalten, noch alle genugsam auf die praktische Philosophie angewandt haben. Wie leicht die Philosophie sich hierbey verirre, beweisen noch immer die Beyspiele derjenigen, die ihrer Vernunft allein sich überlassen wollen. Es scheint daher bey der Erkenntniß dieser wichtigen Wahrheiten allerdings eine höhere Bestätigung nöthig, um die Ueberzeugung so zu vollenden, daß ein kräftiger Entschluß, sein Leben darnach zu bestimmen, entsteht, und um dem tückischen Zweifel und der sophistischen Vernunft Grenzen zu setzen. Nicht zu gedenken, daß der größte Theil des menschlichen Geschlechtes nicht zum Philosophiren, sondern nur zum Glauben geschickt ist.

Sollte ein solches höheres Licht vorhanden seyn, eine Offenbarung, die die Wünsche der Vernunft erfüllete, die das Gewisse in der vernünftigen Erkenntniß von Gott bestätigte, das mit Vernunft, doch ohne völlige Ueberzeugung, Vermuthete gewiß machete; die insbesondere die Lehre von der Einheit Gottes, von dem Ursprunge der endlichen Wesen, von der

Für-

Fürsehung, von der Seelen Unsterblichkeit, und der Bestimmung des Menschen aufklärte, und auſſer Zweifel setzte; die der Unruhe und Ungewißheit der menschlichen Vernunft bey den Untersuchungen der praktischen Philosophie zu Hülfe käme, und die überhaupt nichts enthielte, was der freyen nachdenkenden Vernunft zuwider wäre: eine solche Offenbarung wäre ja wohl anzunehmen. Es ist der Mühe werth, sich mit Fleiß nach ihr zu erkundigen; und Feindseeligkeit gegen das menschliche Geschlecht wäre es, wenn man das Ansehen einer solchen Religion angreifen wollte; fehlte es auch sonst an überzeugenden Beweisen ihres unmittelbar göttlichen Ursprunges.

Geschichte der natürlichen Theologie.

§. 1.

Theologie der ältesten Zeiten. Dichterische Einkleidung. Zoroastrisches System.

Wie allgemein auch die Vielgötterey in den ältesten Zeiten gewesen zu seyn scheint: so erhellet doch bey genauerer Nachforschung, daß jederzeit wenigstens die Weiseren ein höchstes Wesen für Vater und Herrn aller Dinge erkannt haben, einen Geist, der das Ganze durchdringt (*). Ob der Grund dieser Vorstellung eine frühe göttliche Offenbarung, oder die bey einigem Vorrathe von Erkenntniß natürlichen Vernunftschlüsse, oder die nach der Analogie der irdischen Reiche, und der darinne ursprünglich gewöhnlichern monarchischen Regierungsform, dichtende Imagination gewesen; lässet sich wohl durch eine allgemein anpassende Antwort nicht entscheiden. Aber daß dieß höchste Wesen nicht alles, besonders die Angelegenheiten der Unterwelt nicht unmittelbar besorgte; daß viele unsichtbare Mächte, gute und böse Wesen, große Gewalt über

uns

uns hätten, war dabey eine eben so allgemein angenommene Meynung. Die alles auf menschliche Weise fassende Imagination, die lebhafte Vorstellung von verstorbenen im Leben wichtigen Personen, der theils wahre theils eingebildete Einfluß der Gestirne, und deren majestätisches Ansehen, sind wohl die ersten und gemeinsten Gründe eines solchen Polytheismus gewesen; ehe dichterische Philosophen mit den hohen Worten von Theilen der Weltseele, und Ausflüssen der Gottheit denselben zu unterstützen trachteten, mechanische Kräfte der Natur in Gottheiten verwandelten, oder die einzelnen Eigenschaften und Wirkungen der Gottheit personificirten. Die Gründe der ältesten Theologie des Orients und der Egyptier liegen hierinne. Nur das Zoroastrische System scheint etwas eigenes zu haben, und den Grund und Ursprung aller Dinge aus zweyen höchsten Wesen herzuleiten, einem guten, Oromasdes, und einem bösen, Arihman. Aber die Dunkelheit der Sprache dieses Systems, und die Ungewißheit der Nachrichten, lassen noch viele Zweifel übrig.

(*) Einen solchen allgemeinen Weltgeist und höchsten guten Gott erkennen noch itzt die mehresten wilden Völker; machen sich aber weniger mit ihm zu schaffen, als mit den bösen Geistern, vor welchen sie eine natürliche und von ihren Zauberern unterhaltene Furcht haben.

§. 2.

Theologie der Griechen.

Die dichterische Theologie des Orpheus und anderer alten Griechen war derjenigen, von welcher sie abstammte, der orientalischen und egyptischen ähnlich.

Was Pythagoras eigentlich für einen Begriff sich gemacht habe von dem Verhältnisse Gottes, oder der Urquelle des Lebens und der Bewegung, gegen die Materie, oder von der Art, wie beyde mit einander vereinigt seyn, ist schwer zu bestimmen. Wenn es nur richtig ist, daß er die Gottheit als Seele der Welt sich gedacht: so war sein Begriff wenigstens orthodoxer, als derjenige, den nachfolgende griechische Philosophen scheinen gehabt zu haben.

Dem Xenophanes, dem Stifter der Eleatischen Schule, wird das zweyte unter den alten Philosophen berüchtigte theologische System zugeschrieben, dasjenige, bey welchem der richtige Begriff von Gott völlig verschwindet. Denn dieser Philosoph, und seine ersten Nachfolger, sollen unter Gott nichts anders sich vorgestellet haben, als das unendliche Ganze, welches ewig und in sich selbst gegründet wäre, einartig und unbegreiflich in seinem innersten Wesen. Sie verachteten die natürlichen Denkar-

ten

ten der menschlichen Vernunft in allen Stücken. Ist es Wunder, wenn sie in Geweben von unbestimmten und dunkeln Begriffen sich hier verlohren? Auch die andere Classe der Eleatischen Philosophen, die in ihrer Einbildung die Welt aus Atomen, ohne Hülfe eines verständigen Wesens, werden liessen, **Demokrit, Protagoras** und **Diagoras**, haben sich von den Begriffen der gesunden Vernunft aufs weiteste entfernt.

Nicht viel richtiger scheint auch **Heraklit** von Gott gelehret zu haben. Denn ob er gleich unter dem Namen des Feuers Gott von der übrigen Materie unterschied: so soll er ihn doch nicht von dem, was zusammen Welt ist, unterschieden haben. Aber wer vermag über die Meynungen desjenigen zu entscheiden, den seine Zeitgenossen nicht verstunden, und der, wie sie sagen, nicht verstanden seyn wollte?

Diesen der gesunden Vernunft so anstößigen Begriff verwarf **Anaxagoras**, ein Philosoph der **Jonischen Secte**, deren erste Lehrer auch in einem zweydeutigen Rufe in Ansehung der Religion stehen. **Anaxagoras** erkannte und lehrte, daß neben der Materie ein unendlicher Geist als Schöpfer angenommen werden müsse, wenn man vom Ursprunge der Welt etwas vernünftiges denken wollte. Dieser Lehrbe-

begriff wurde in der Schule des Sokrates, dem die vortreflichsten Lehren von der Fürsehung in den Mund geleget werden, fortgepflanzet; aber durch die Bestimmungssucht der systematischen Speculation bald wieder verfälschet oder verdunkelt. Plato mengt Pythagorische Emanation der Geister und Formen (Ideen) mit darunter. Aristoteles hielt die Welt für ewig, und Gott für das Principium der Bewegung des Ganzen, welches auf die Welt, nach der Art, wie unsere Seele auf ihren Körper, wirkete. Nicht immer stimmen seine Lehren mit einander überein.

Epikur nahm das Demokritische System an: verkannte bey dem Ursprunge der Welt den weisen Schöpfer, verkannte die Fürsehung, und ist also, bey allen seinen Göttern, die er um der Anticipation willen annahm, ein Gottesleugner, wenn je einer war.

Der Lehrbegriff der ersten Stoiker scheinet nahe mit dem Heraklitischen überein zu kommen. Die spätern Philosophen aus dieser Schule haben besonders treffliche Lehren von Gott und von der Fürsehung, die freylich nicht immer aufs beste zusammen hängen, zum Theil aber doch gut angewandt wurden zu praktischen Folgerungen. Als die Seele der Welt, wesentlich mit ihr vereinigt, und alle ihre Theile durch-

durchdringend, scheinen auch diese die Gottheit sich vorgestellt zu haben.

In der Schule der Peripatetiker hat sich noch besonders Strato von Lampsakus als einen Irrlehrer in der Theologie bekannt gemacht. Es ist schwer, seine Meynung genau zu errathen. Offenbar disputirte Strato wider die Lehre derjenigen, die ein von der Materie unterschiedenes verständiges Wesen zum Schöpfer annahmen. Er soll auch das System der Atomen verworfen haben. Die Kraft des Ganzen unterschieden von den Kräften der einzelnen Elemente, scheint dasjenige gewesen zu seyn, was er unter der Natur verstund, die er an die Stelle des verständigen und von der Materie unterschiedenen Principiums setzte.

§. 3.

Zustand der natürlichen Theologie, von Ausbreitung der christlichen Religion bis auf die Reformation der Wissenschaften.

Die Ausbreitung der christlichen Religion gab der natürlichen Theologie eine andere Gestalt (Philos. Gesch. §. 35.). Die Alexandrinische Schule, die um diese Zeit die berühmteste war, hielt sich hauptsächlich an die erhabenen Pythagorisch-Platonischen Begriffe von Gott und dessen Verhältnisse zur Welt: überschüttete sie aber mit einer Menge, von allen Re-

ligionen entlehnter Geheimnisse und Ceremonien. Der Aberglaube nahm dadurch eine ehrwürdige blendende Gestalt an. Und der Denker wurden immer weniger.

In den darauf folgenden Zeiten verliert sich bey dem überhaupt schlechten Zustande der Gelehrsamkeit, die Geschichte der natürlichen Theologie zu sehr in der Geschichte der besondern Religion, als daß es hier nützlich seyn könnte, die Spuren davon aufzusuchen.

Die Peripatetische Philosophie führte sowol bey den Saracenen, als bey den Scholastikern, von Zeit zu Zeit einige auf Abwege, in den Lehren von Gott, der Fürsehung und der Seelen Unsterblichkeit. Doch auch dadurch ist in der Hauptsache der Zustand der natürlichen Theologie nicht merklich verändert worden; ausser daß auf die letzte dieß einigen Gelegenheit gab, andere alte Philosophen, sonderlich den Plato, wieder hervorzuziehen, dessen Lehren mit der christlichen Religion besser übereinzukommen schienen.

§. 4.

Geschichte der natürlichen Theologie in den neuern Zeiten.

Es erschien endlich die Zeit der neuen Systeme. Die berühmtesten darunter wurden

von

von Männern ausgedacht, die den Vorzug der Geometrie in Ansehung der Evidenz dieser Wahrheiten kannten, und daher der Philosophie, und besonders auch der natürlichen Theologie, dadurch aufzuhelfen vermeynten, daß sie die mathematische Lehrart, oder genauer es auszudrucken, die Beweise aus den Begriffen, in ihr einführten. Der Versuch wurde gemacht, und erregte bey der Menge eine Zeitlang Beyfall und Bewunderung. Aber zum Unglücke fand es sich, daß sich diese Methode auch zum Behufe der Irrlehren anwenden ließ. Spinoza, dessen Lehrbegriff viele Aehnlichkeit mit dem alten Eleatischen hatte, wurde davon ein überzeugendes Beyspiel. Nichts desto weniger fuhr ein grosser Theil fort, die natürliche Theologie auf diese Weise zu behandeln; und kein Satz der Offenbarung blieb fast mehr übrig, den nicht irgend ein Philosoph in seiner metaphysischen Theologie bewies. Das schlimmste hierbey war wohl dieß, daß mancher sich einfallen ließ, um seine metaphysischen Beweise desto mehr geltend zu machen, andere viel kräftigere Beweise, die er sich in einer ungeschickten Wendung dachte, zu verachten. Dieser fruchtlosen, gefährlichen Demonstrirsucht überdrüßig, scheinen nunmehr einige auf die andere Seite ausschweifen zu wollen; indem sie, statt dem Zusammenhange der Begriffe und Urtheile vernünftig nachzuforschen, für rathsamer hal-

ten, einem innern Gefühl, oder ich weiß nicht was für einem Menschenverstande, die Wahrheit abzulauren (*).

(*) Sehr deutlich erklärt sich dahin der Verfasser des oben citirten Appeal to Common Sense in Behalf of Religion.

(**) Man kann mit Nutzen über die Geschichte der nat. Theologie nachlesen des *Ab. Batteux* Histoire des causes premieres, Paris 1769. Von bekanntem grossem Werthe, in Rücksicht auf die Geschichte der Meynungen, ob wohl nicht allein, doch hauptsächlich, ist *Cudworth's* Systema intellectuale universi.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Feder, Johann Georg Heinrich,

Logik und Metaphysik

Göttingen 1778
Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Philos.143
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11108970-8
VD18 11051833-006